


STANFORD
UNIVERSITY
LIBRARIES

[redacted]

Ideen
über die
Politik, den Verkehr
und
den Handel
der
vornehmsten Völker der alten Welt.

Erster Theil,
Asiatische Völker.

Zweyte Abtheilung,
Phönicier, Babylonier, Scythen, Inder.

---

von

A. H. L. Heeren
Hofrath und Professor der Geschichte in Göttingen.

Dritte vermehrte und verbesserte Auflage.

Göttingen,
bey Vandenhoek und Ruprecht.
1815.

[redacted]



Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt

von
A. H. L. Heeren.



Erster Theil 2. Abtheilung.

Göttingen,
bey Vandenhoek und Ruprecht
1815.

Inhalt des ersten Theils.
Zweyte Abtheilung.

Inhalt.

Inder.

Beylagen.

[redacted]

Phönicier.

Wenn man einmal die Bemerkung gemacht hat, daß die Entstehung und innere Verfassung der großen Asiatischen Reiche sich durchaus ähnlich blieb, so kann der Geschichtforscher den Verlust der Nachrichten über die Monarchieen der Assyrer, der Meder und andrer, gleichmüthiger ertragen. Sie würden uns, wenn wir sie vollständig besäßen, kein anziehenderes Gemälde liefern, als die Geschichte der Mogolischen Staaten; eine unaufhörliche Reihe von Heerzügen, von innern Kriegen und Empörungen mächtiger Satrapen, und einem ungeschwächten, fortdauernden oder sich erneuernden, Despotismus. Ganz anders aber ist es mit der Geschichte desjenigen Volks, welchem der gegenwärtige Abschnitt gewidmet ist. Hat die alte Weltgeschichte einen empfindlichen, und nie zu ersetzenden, Verlust erlitten, so ist es durch den Untergang der Nachrichten welche die Begebenheiten, die Verfassung und die Unternehmungen, der Phönicier betreffen. Je weiter der Wirkungs-

kreis ist, den dieß Volk durch seine eignen großen Erfindungen, — unter denen nur allein die Erfindung der Buchstabenschrift genannt zu werden braucht; — durch seine allenthalben angelegten Pflanzstädte, und durch seinen noch weiter verbreiteten Handel, auf die Ausbildung der Humanität gehabt hat, um desto größer ist auch die Lücke, die durch den Verlust jener Nachrichten in den Annalen der Menschheit entstanden ist. Um so viel mehr aber werden auch die wenigen Bruchstücke, die aus jenem großen Ganzen sich erhalten haben, die Aufmerksamkeit des Geschichtforschers auf sich ziehen; und wenn es auch unmöglich ist, eine Geschichte der Phönicier aus ihnen zu liefern, so reichen sie doch vielleicht hin, den Geist dieses Volks in seinen Unternehmungen und Verfassungen einigermaßen darzustellen. Ich glaube diese Absicht am besten zu erreichen, wenn ich die ganze folgende Untersuchung in vier Abschnitte theile, wovon sich der erste mit dem innern Zustand des Landes, und der Verfassung des Volks; der zweyte mit einer geographischen Uebersicht ihrer allenthalben verbreiteten Colonieen; und der dritte und vierte mit einer, darauf gegründeten, Auseinandersetzung ihres Handels, sowohl zu Wasser als zu Lande, beschäftigen wird.

Die

Die Werke jüdischer und griechischer Schriftsteller sind wiederum die Quellen, aus denen wir schöpfen müssen. Hätte das Schicksal uns von den letztern die Werke des Dius und des Menander von Ephesus gelassen [1]), der in Tyrus selber, und aus Tyrischen Annalen, die Geschichte von Tyrus schrieb, so würden wir besser unterrichtet seyn! Von den eigenen Schriftstellern der Phönicier haben sich zwar aus dem berühmten Werke des Sanchuniathons Fragmente einer griechischen Uebersetzung des Philo von Byblus erhalten; allein wenn diese auch weniger interpolirt wären, als sie es in der That zu seyn scheinen, so würden sie doch für den Geschichtforscher unwichtig seyn, weil sie gerade das entbehrlichste aus dem ganzen Werk des Sanchuniathon, nemlich eine Cosmogonie und Theogonie, enthalten, womit er dasselbe begonnen hatte.

1) Joseph. Op. p. 1042. cf. Fabric. B. Gr. I. p. 166.

Erster Abschnitt.

Innerer Zustand und Verfassung von Phönicien.

Die Phönicier waren ein Zweig des großen Semitischen oder Aramaeischen Völkerstammes, der in einem Zeitalter, das über die Geschichte hinausgeht, die weiten Ebnen vom Mittelmeer bis an den Tigris, und der Südspitze Arabiens bis zu den Caucasischen Gebirgen, besetzt hatte; und seine gemeinschaftliche Abkunft durch Eine Hauptsprache, die nur in verschiedene Dialecte zerfiel, unwidersprechlich verrieth. Vieles in der Verfassung der Phönicier erscheint sogleich in einem hellern Licht, wenn man sie als kein eigenes abgesondertes Volk, sondern vielmehr blos als Syrische Stämme betrachtet, die an der Küste sich niedergelassen hatten, und bey den alten Schriftstellern selbst nicht einmal stets durch ihren Nahmen von diesen unterschieden werden. Es mag seyn daß sie ursprünglich aus Arabien gekommen waren [2]), wahrscheinlich

2) Man sehe darüber die Untersuchung in MICHAELIS spicileg. Geograph. Hebr. exter. Vol. I. p. 166 etc.

scheinlich dem allgemeinen Vaterlande der Semitischen Völker, die in andern Ländern, je nachdem es das Local mit sich brachte, zu einer andern Lebensart fortgingen, als die sie in den Sandwüsten ihres Vaterlandes führen konnten; — so können doch die Wanderungen roher Horden, noch dazu in einem so frühen Zeitalter, uns sehr gleichgültig seyn.

Das eigentliche Phönicien war selbst in seinen blühendsten Zeiten eines der kleinsten Länder der alten Welt. Es begreift den Theil der Syrischen Küste von Tyrus bis nach Aradus; ein schmaler Landstrich, der etwa 25 Meilen in der Länge, von Süden nach Norden, und vielleicht nirgends über vier bis fünf in der Breite hatte. Dieß schmale Küstenland war mit hohen Gebirgen angefüllt, welche auch zum Theil als Vorgebirge in die See hinausliefen; und deren, mit Waldungen bedeckte, Gipfel das kostbare Bauholz für die Flotten der Phönicier nicht weniger als für ihre Wohnungen darboten. Der größte Theil dieses Gebirges führte den Nahmen des Libanus, von dem ein anderer Zweig, der Antilibanus, sich östlich nach Syrien hineinzog [3]). Das Meer, das

3) Strab. p. 1095.

das sich mit großem Ungestüm an diesen felsigten Ufern brach, hatte wahrscheinlich einige jener Vorgebirge von dem festen Lande abgetrennt, welche jetzt in geringer Entfernung vom Ufer, als Inseln, in dem Meere lagen, und nicht weniger merkwürdig als das feste Land selbst sind, weil sie mit großen Anlagen und Städten allenthalben bedeckt waren. Gleich die nördlichste Grenzstadt Phöniciens, Aradus [4]), lag auf einer dieser Inseln, und ihr gegenüber auf dem festen Lande stand das davon genannte Antaradus. Etwa vier Meilen weiter südlich erblickte man Tripolis, das sich bis auf unsre Zeiten erhalten hat; und in gleicher Entfernung, in der Mitte des Landes, Biblus mit dem Tempel des Adonis, und südlich von diesem wiederum Berytus. Dann folgt nach einem gleichen Zwischenraum Sidon, und zuletzt nach einer Entfernung von vier Meilen an der Südgrenze des Landes, aber auch auf einer Insel, Tyrus, die Königin aller Phöniciscchen Städte. Eine Menge kleinerer Oerter, sämtlich Sitze des Kunstfleißes, und weit berühmt durch ihre Fabriken und Manufacturen, wie Sarephta, Botrys, Orthosia und andre, füllten jene Zwischen-

4) Arvath bey den Hebräern — Man sehe die Beweisstellen für dieß und das Folgende in Cellar. Geogr. Ant. II. p. 350. 374 etc.

schenräume aus; und bildeten zusammen gleichsam eine ununterbrochene Stadt, die das ganze Ufer und die Inseln einnahm, und in Verbindung mit den Häfen, und den Flotten die in ihnen lagen, einen Anblick gewährt haben muß, der auf der Erde selten seines gleichen hatte, und die höchsten Begriffe von dem Reichthum, der Macht und dem unternehmenden Geiste, der Bewohner in dem ankommenden Fremdlinge erwecken mußte.

Obgleich diese Städte in der blühendsten Periode Phöniciens sich gleichzeitig waren, so hat uns doch die Geschichte über ihre allmählige Entstehung, und die Art derselben, Nachrichten aufbewahrt. Sie waren Colonien eine von der andern, und, wie alle Colonien der alten Welt, theils des Handels wegen, theils aus Veranlassung bürgerlicher Unruhen durch Ausgewanderte gestiftet. Die älteste von allen, "der erstgebohrne Sohn Canaans", schon nach den Mosaischen Nachrichten [5]) war Sidon, die Mutter des Handels und der Schifffahrt der Phönicier. Sidon war die Stifterin von Tyrus; anfangs nur als Stapelplatz für ihre eignen Waaren; allein die Tochter wuchs

5) Gen. 10, 15. cf. Bochart et Michaelis ad. h. l.

wuchs bald der Mutter über den Kopf, und verdunkelte sie; Sidon war im blühenden Zeitalter Phöniciens nur die zweite Phönicische Stadt dem Umfange nach, aber noch immer eine große und reiche Stadt; und wegen ihres vortrefflichen Hafens gewissermaßen unverwüstbar, so lange überhaupt Phönicischer Seehandel dauerte [6]. Arvath war gleichfalls eine Sidonische Pflanzstadt, gestiftet durch Veranlassung bürgerlicher Unruhen, als die mißvergnügte Parthey auswanderte, und anderswo sich niederließ [7]; und Tripolis war eine gemeinschaftliche Colonie von den dreyen, Tyrus, Sidon und Aradus, woher sie auch den Namen trug [8].

Das älteste, von Sidon gestiftete, Tyrus, war auf dem festen Lande angelegt worden; und dauerte als große, reiche und blühende, Handelsstadt bis auf die Zeiten von Nebucadnezar, dem Babylonisch-Chaldäischen Eroberer; der es, nach einer dreyzehnjährigen Belagerung, oder Einschließung, endlich einnahm, und dem Erdboden gleich machte [9]. Während dessen aber hatte sich ein großer

6) STRAB. p. 1097.

7) STRAB. p. 1093.

8) STRAB. p. 1094.

9) Um das Jahr 600. a. C.

großer Theil der Einwohner auf ein Paar kleine benachbarte Inseln geflüchtet, die aber schon vorher mit Anlagen und Gebäuden versehen waren [1]; und so erwuchs hier eine neue Inselstadt Tyrus, welche dem alten Tyrus, durch ihre Lage begünstigt, bald gleich kam, und unter der Babylonischen und Persischen Herrschaft nicht nur fortdauerte, sondern sich auch unablässig vergrößerte, bis endlich Alexander nach einer hartnäckigen Gegenwehr sie einnahm, und sie, nicht sowohl durch seine Eroberung, als vielmehr durch die Anlage von Alexandrien, dem neuen Hauptsitz des Welthandels, auf immer zu Grunde richtete, oder wenigstens ihres Glanzes beraubte. In ihr war der Tempel der ersten Nationalgottheit der Phönicier, ihres Melkarth, (ein Symbol der Sonne [2])), welchen die Griechen den Tyrischen Hercules nennen; (von ihrem Hercules völlig verschieden [3]), wenn gleich die

1) Es ist eine falsche Voraussetzung, daß die Inselstadt Tyrus erst um diese Zeit ganz neu entstanden sey.

2) Man vergleiche die gelehrte Untersuchung von Creuzer Symbolik B. II. S. 240 rc.

3) Herod. II. 44. Wenn er selber schon diese Verschiedenheit richtig bemerkt, so scheint doch aus dieser Stelle zu erhellen, daß auch bey den Tyriern selber diese Gottheit Hercules hieß. Ohne Zweifel aber nannten die Priester ihn nur so aus Gefälligkeit gegen die Griechen, wenn sie mit diesen redeten; denn daß der einheimische Nahme dieser

die Fabeln von beyden oft mit einander vermengt worden sind,) dessen Dienst auch in entfernten Weltgegenden, wohin die Tyrier kamen und sich niederließen, eingeführt ward; und welchem, als der Nationalgottheit, zu Ehren noch selbst die unabhängigen Colonien von Tyrus feyerliche Gesandschaften zu senden pflegten [4]. Die Stadt hatte hohe Mauern von Quadersteinen, und einen doppelten Hafen, einen an der Nordseite, nach Sidon zu, und einen andern an der Südseite, oder nach Aegypten zu; von welchen der letztere durch große Ketten gesperrt werden konnte [5].

Wie war nun die innere Verfassung dieser Städte? Wie ihr Verhältniß gegen einander?

dieser Gottheit ganz anders lautete, versteht sich von selbst. Zufolge der Erzählung die Herodot von den Priestern hörte, war vor 2300 Jahren, (also um 2740 v. Ch.) die Stadt Tyrus zugleich mit dem Tempel gegründet. Wir haben hier also einen ausdrücklichen Beweis, wie es ganz im Geist des hohen Alterthums ist, die Gründung von Städten an die Gründung von Heiligthümern und Tempeln zu knüpfen; eine Bemerkung, die in den Untersuchungen über Aegypten erst ihre volle Anwendung finden wird.

4) Ein Beyspiel davon geben die Carthager, die gerade als Tyrus durch Alexander belagert ward, eine Gesandschaft geschickt hatten. ARRHIAN. II. 24. Tempel des Tyrischen Hercules fanden sich z. B. in Gades, und auf der Insel Thasus. HEROD. l. c.

5) ARRHIAN. II. 24.

ander? In wie fern bildeten sie ein gemeinschaftliches Ganzes? oder blieben sie unter einander ohne alle Verbindung und gänzlich isolirt? Diese Fragen sind es, deren Beantwortung uns zuerst beschäftigen muß.

Schon die vorangeschickten Bemerkungen über die Beschaffenheit des Landes zeigen leicht, warum die Phönicier nie in dem Sinn erobernde Nation und Stifter einer großen Monarchie werden konnten, in welchem es Chaldäer, Perser und andre, wurden. Sie mußten gern zufrieden seyn, wenn sie ihr kleines Land nur gegen die Einfälle der mächtigen Asiatischen Eroberer schützen konnten: und selber, von den ältesten Zeiten her, ein Städtebewohnendes Volk [6]), konnten sie nicht auf die Gedanken kommen, die weiten Streifzüge jener Nomadischen Völkerschaften zu unternehmen.

Um von dem politischen Zustande Phöniciens richtige Begriffe zu fassen, muß man überhaupt den Gang kennen, den die Entstehung und Ausbildung der bürgerlichen Verfassung unter dem Syrischen Völkerstamm nahm und behielt. So weit wir hier

6) Als solches erscheinen sie schon in dem Zeitalter von Moses und Josua, bey dem Einbruche der Israeliten.

hier in der Geschichte zurückgehen, finden wir stets eine Menge einzelner Städte mit ihrem Stadtgebiet, und in diesen Städten monarchische Verfassungen; Könige oder Oberhäupter, die die Herrschaft hatten. Zwar treffen wir Beyspiele, daß einzelne dieser Städte und ihre Könige ein entschiedenes Uebergewicht erhielten, wie besonders Damascus, und sich eine Art von Herrschaft anmaaßten; allein diese war mehr ein erzwungenes Bündniß, daß sich nur auf Bezahlung von Tributen und Hülfe in Kriegen erstreckte, ohne daß jede Stadt deshalb ihre Verfassung und ihre Oberhäupter verlohren hätte [7]). Syrien, sich selbst überlassen, vereinigte sich nie zu Einem Staat, oder Einer Monarchie.

Dieß sind zugleich die ersten Grundbegriffe für die Phönicische Verfassung. Auch dieses Land bildete niemals Einen Staat, sondern war, von den ältesten Zeiten an bis auf die Persische Periode herunter, stets in eine Anzahl einzelner Städte mit ihren Stadtgebieten getheilt. Das Gebiet dieser einzelnen Städte wird von einigen sogar

7) Die Beweise davon findet man in den Nachrichten der Juden von den Königen von Damascus, und ihren Kriegen. Man sehe: I. Reg. 20. 1. etc.

sogar bestimmt angegeben. So begriff das Gebiet von Aradus das gegenüberliegende Antaradus, und die umliegende Gegend [8]); so gehörte Sarephta zu dem Gebiet von Sidon [9]) u. a.

Aber allerdings gab es häufig in Phönicien verbündete Staaten; und es ist sehr wahrscheinlich, daß in gewissen Perioden selbst die sämmtlichen Phönicischen Städte einen solchen Bund ausmachten; an dessen Spitze ursprünglich Sidon und nachmals Tyrus stand. Bereits im Mosaischen Zeitalter waren solche Bündnisse unter den Städten gewöhnlich [1]); das Bedürfniß gemeinschaftlicher Vertheidigung bey Angriffen von außen, das aus der Schwäche der einzelnen entstand, mußte von selbst dahin führen. Auch herrschte dieß Bundes-System nicht blos in Phönicien selbst, sondern auch in den Colonieenländern der Phönicier; wo gleichfalls Carthago in Africa, so wie Gades in Spanien, an der Spitze der Bündnisse der dortigen Pflanzstädte stand, ohne jedoch völlige Oberherrin zu seyn [2]). Ein gemeinschaftlicher Cul-

8) Strab. p. 1093. Arrhian. II. 13.

9) I. Reg. 17., 9. 10.

1) Jos. 2, 1—5.

2) Man sehe darüber Ideen Th. II.

Cultus, die Verehrung des Tyrischen Hercules, der Nationalgottheit des Volks, war zugleich das Band, das alle diese Städte, die Colonien wie die des Mutterlandes, umschlang, und diese Vereinigung beförderte und erhielt.

Es liegt indes in der Natur solcher Bündnisse, daß sie manchen Abänderungen unterworfen sind; je nachdem das politische Interesse, und selbst die Macht und das Ansehen der einzelnen Staaten, wechselt. Zum Theil mußten Veränderungen der Art schon durch die Anlage und das Emporkommen inländischer Colonien entstehen; je nachdem diese stark genug wurden, eine gewisse Unabhängigkeit von der Mutterstadt zu behaupten. Hier, wo wir nur bey der blühenden Periode von Tyrus, in dem Zeitalter zwischen Salomon und Cyrus, oder wenigstens Nebucadnezar stehen bleiben, reicht es hin zu beweisen, daß Tyrus damals Hauptstadt von Phönicien in diesem Sinne war.

Ich schließe dieß zuerst aus der Beschreibung, die uns der Prophet Ezechiel von Tyrus macht. Sidon und Arvath waren damals gewiß Verbündete desselben, die ihre Contingente an Landsol-

daten

daten und Schiffsleuten stellten [3]). Wenn aber dieses von der größten und der entferntesten Stadt Phöniciens erwiesen ist, so wird von den kleinern und nähern wohl keine Frage mehr seyn.

Ferner: die Unterthanen und Verbündeten der Tyrer, und ihre Empörungen gegen die Hauptstadt, werden einigemal ausdrücklich in der Geschichte erwähnt. Den deutlichsten Beweis davon hat uns Josephus aus dem Werke des Menanders erhalten. Denn als der König Salmanassar seinen Zug in das westliche Asien und gegen Phönicien unternahm, empörten sich die verbündeten Städte Sidon, Alt-Tyrus, Acre und viele andre gegen die Tyrier, und ergaben sich dem Könige von Assyrien. Ja sie rüsteten sogar eine Flotte gegen sie aus, welche aber von den Tyriern geschlagen ward; wodurch diese sich retteten [4]).

Wenn man diese Bruchstücke aus der Phönicischen Geschichte und Verfassung mit den Nachrichten

3) Ezech. 27, 8. 11.

4) Joseph. Ant. Iud. IX. 14. Op. p. 325. Daraus erklärt sich auch die Erscheinung, daß Tyrus sich gewöhnlich den auswärtigen Eroberern, selbst noch Alexander, widersetzt, indem die andern Städte ihnen freywillig die Thore öffnen. Diese wurden gedrückt, indem jenes herrschte.

richten vergleicht, die wir über den Staat von Carthago haben, so ist es wohl mehr als historische Conjectur, wenn man zwischen der Verfassung des Mutterlandes und des Colonienlandes eine Aehnlichkeit findet; und Tyrus gegen Sidon, Arvath, Tripolis ꝛc. in dasselbe Verhältniß setzt, in welchem Carthago gegen Utica, Leptis, Adrumetum und andre stand. Es liegt nicht nur in der Natur der Dinge, daß unter Städten Eines Volks, die so manchen gemeinschaftlichen Kampf mit mächtigen Gegnern zu bestehen hatten, sich Verbindungen, und durch Verbindungen eine Art von Oberherrschaft der mächtigern erzeugte, sondern es ist auch beständiger Gang der Geschichte, wenigstens in der alten Welt, daß Colonien die Verfassung des Mutterstaats im Ganzen nachzubilden gewohnt sind.

So giebt also diese Untersuchung das Resultat: die phönicischen Städte bildeten zusammen einen Bund, an dessen Spitze in den Zeiten ihrer höchsten Blüthe und ihrer völligen Unabhängigkeit Tyrus stand. In den Zeiten der Abhängigkeit von Assyrien und Persien, mußte sich diese Verbindung freylich wohl auflösen; die übrigen Städte zahlten ihre Tribute und stellten ihre Contingente nicht mehr an Tyrus, sondern

an Persien. Allein Tyrus behielt auch im Persischen Zeitalter immer den Rang, und ward als Hauptstadt des Landes betrachtet.

Nicht weniger schwer und dunkel ist nun aber die zweyte Frage: welche Verfassung hatten die Phönicischen Städte in ihrem Innern?

Es lassen sich über diese Frage, so sehr es auch zu wünschen stände, daß wir den Gang, den die Ausbildung der bürgerlichen Verfassung in den ersten Handelsstädten der Erde nahm, genau verfolgen könnten, aus Mangel an Nachrichten doch nur blos einige allgemeine Bemerkungen machen.

Erstlich: Es ist keinem Zeifel unterworfen, daß die phönicischen Städte, jede für sich, ihre eigne Verfassung hatten, und in Rücksicht auf diese unabhängig von einander blieben. Denn so erscheinen sie, wie gleich die Folge lehren wird, bey jeder Gelegenheit, und in allen Perioden der phönicischen Geschichte, wo nur immer von einzelnen die Rede ist.

Zweytens: Nicht weniger gewiß ist es, daß die oberste Gewalt in den Händen von Königen, und zwar von erblichen Königen, war; obgleich durch politische Partheyen mehrmals

Umwälzungen erregt wurden, durch welche andere Familien auf den Thron kamen. Dieß lehrt besonders die Geschichte von Tyrus, aus der wir das Verzeichniß der Könige von Hiram, Davids Zeitgenossen, bis herunter auf die Eroberung Nebucadnezars, besitzen [5]). Aber auch unter der Herrschaft der Perser dauerte diese Würde fort; die Könige wurden jetzt nur tributaire Fürsten; welche den Persern Geld und Schiffe geben, und sie auf ihren Kriegszügen erforderlichen Falls selbst begleiten mußten. So erscheinen die Könige von Tyrus bey den Zügen der Perser gegen Athen [6]); und selbst noch in Alexanders Zeitalter bey dem Sturz des Persischen Reichs, und der Einnahme von Tyrus [7]). — So wie aber Tyrus seine eignen Könige hatte, hatten sie die andern phönicischen Hauptstädte, Sidon und Aradus, auch Byblus [8]). Auch diese werden nicht nur in verschiedenen Zeiten, sondern auch noch bey der Macedonischen Eroberung, genannt.

Drit-

5) Man findet dasselbe bey Joseph. contr. Ap. I. Op. p. 1043.

6) Herod. VIII. 67. Die Könige von Sidon und von Tyrus wohnen dem Kriegsrathe des Xerxes bey, und der erste sitzt über dem andern, weil der König ihm den Rang so bestimmt hatte. — War dies bloß persönlich; oder ein Rang der Städte unter denen Sidon als Mutterstadt oben an stand?

7) Arr. II. 24.

8) Arrian. II. 20.

Drittens: Aber ungeachtet dieser Königlichen Würde war die Verfassung doch gewiß nicht despotisch, sondern beschränkt, und näherte sich der Republicanischen Form. Es war überhaupt wohl unmöglich, daß in handelnden Staaten, die nicht anders als unter dem Einfluß von politischer Freyheit gedeihen, ein unbeschränkter Despotismus eine so lange Reihe von Jahrhunderten fortgedauert hätte. Großer Seehandel erfordert einen großen Unternehmungsgeist, und anhaltende Thätigkeit, die mit der despotischen Form nicht bestehen können. Selbst die wiederholten politischen Umwälzungen, die in allen, aber besonders in Tyrus, vorfielen, und nicht weniger das beständige Ausführen von Colonien, und Anlagen derselben in entfernten Weltgegenden, sind Erscheinungen, die der Despotismus nicht hervorzubringen vermag, sondern die nur freyen Völkern eigen seyn können. Auch fehlt es nicht an Spuren in der phönicischen Geschichte, die darauf führen; so mangelhaft auch immer unsre Nachrichten sind. Neben den Königen stehen die Magistrate der Phönicier [9]); sie zusammen schicken Gesandschaften [1]); ja es gab, wenigstens in gewissen Perioden,

9) Arrhian. II. 24. οἱ ἐν τέλει werden sie von ihm genannt.
1) Arrhian. II, 15.

rioden, eine gemeinschaftliche Rathsversammlung der großen Phönicischen Städte, zu welcher von den drey wichtigsten derselben ausdrücklich die Stadt Tripolis bestimmt war; wo ihre Könige, in Verbindung mit dem Synedrio, über die Angelegenheiten des Staats sich berathschlageten [a]).

Außerdem ist es nicht zu bezweifeln, daß die Gewalt der Könige auch sehr durch die Religion beschränkt wurde. Die Priester bildeten hier eine mächtige Classe; und scheinen den Königen am nächsten gestanden zu haben. Sicharbas oder Sichaeus, der Oberpriester an dem Haupttempel, war der Gemahl der Dido, und der Schwager des Königs Pygmalion. Seine Verfolgung und Ermordung durch den letztern verursachte so große Bewegungen, daß die Auswanderung einer zahlreichen Colonie, die Carthago gründete, die Folge davon war. Der politische Einfluß der phönicischen Baals-Priester bey den Juden, der eine Staatsumwälzung zur Folge hatte, ist bekannt genug. Bey einem Volke wo in einem solchen Grade wie bey den Phöniciern

Alles

a) Diod. II. p. 113. Selbst der Umstand, daß einzelne der Tyrischen Könige, wie Pygmalion, Tyrannen heißen, zeigt schon, daß sie es nicht seyn sollten. In Tyrus wird selbst eine Periode erwähnt, wo die Königliche Würde ganz aufhörte, und Suffeten an ihre Stelle traten.

Alles an Heiligthümern und Religion hing, kann es schwerlich fehlen, daß die Priesterschaft auch an der Staatsverwaltung Antheil hat; wenn wir gleich nicht mehr im Stande sind, den Umfang davon genauer zu bestimmen.

Diese wenigen Bemerkungen enthalten Alles, was sich über die innere Verfassung jener mächtigen Städte sagen läßt; und auch dieß Wenige müssen wir zum Theil nur errathen. Etwas besser sind wir über ihre äußern Verhältnisse und ihre Colonien unterrichtet, denen die nachfolgende Untersuchung gewidmet seyn wird.

Zweyter Abschnitt.

Colonien und auswärtige Besitzungen der Phönicier.

Es ist eines der interessantesten Schauspiele, die uns die Geschichte aufstellt, wenn man der friedlichen Verbreitung der Nationen durch Colonien nachspürt. Die despotischen Reiche, welche sich nur durch Eroberungen vergrößerten, gewähren uns diesen Anblick nicht; die gewaltsamen Versetzungen der Völker, welche dorten Sitte waren, konnten keine blühende Pflanzstädte erzeugen, da sie mit der Unterdrückung, oft auch mit der Zerstreuung der Weggeführten, verbunden waren. Trifft man in ihnen Colonien, so sind sie gewöhnlich von der militärischen Art, die, wie in der Macedonischen Römischen und Russischen Monarchie, in dem Reich selber als Besatzungen, mehr zur Behauptung der Provinzen, als zum Anbau der Länder, angelegt sind. Handelnde Völker hingegen, besonders wenn sie unter dem Schutze der bürgerlichen Freyheit ihre Schifffahrten bis nach fernen Ländern ausdehnten, — Phönicier und Grie-

chen nicht weniger als Bataver und Britten, — empfanden bald das Bedürfniß von Niederlassungen daselbst; und bey allen damit verbundenen Mißbräuchen, die der Geschichtforscher nicht verkennen wird, ist es doch unleugbar, daß ihre eigne Cultur nicht nur, sondern großentheils die Cultur der Menschheit überhaupt, an dieser friedlichen Verbreitung hing. Der stete Verkehr mit ihnen, belebte die Thätigkeit und erweiterte den Gesichtskreis des Muttervolks; vorzüglich aber ist es eine unausbleibliche Folge, daß die Entwickelung politischer Ideen, und die darauf gegründete Vervollkommnung bürgerlicher Verfassungen, durch sie bewirkt ward. Der abgerissene Theil eines Volks modificirt sich anders in jeder neuen Pflanzstadt, weil schon das veränderte Local und Umstände dem Geist eine andere Richtung geben mußten. Da wo man von vorne anfängt, muß vieles anders werden, als da wo schon Alles seine Consistenz gewann; und wenn auch anfangs gewöhnlich die Colonien die Verfassung ihres Mutterstaats copirten, so wird man doch bald, bey der Verschiedenheit der äußern Verhältnisse, und der durch das Bedürfniß erweiterten Thätigkeit, auf andre Gesichtspuncte geführt. Die bürgerliche Freyheit gieng zu allen Zeiten gewöhnlich aus dem Schooße von Colonien hervor. Griechenland erhielt erst seinen

Solon, als seine vorderasiatischen Pflanzstädte schon in voller Blüthe standen; und gegen diesen einzigen Gesetzgeber des Mutterlandes, der nicht blos Krieger, sondern Menschen bilden wollte, hatten die Colonien in Großgriechenland und Sicilien fast jede ihren Zaleucus oder Charondas. Ja, in diesen Abkömmlingen überlebt jede handelnde Nation gleichsam sich selber; und da das Steigen und Sinken einzelner Völker einmal der beständige Gang der Geschichte ist, so ward bey allen Revolutionen unsers Geschlechts der einmal errungenen Cultur neben ihrer größern Vielseitigkeit dadurch auch ihre Fortdauer gesichert. Tyrus und Milet erlagen ihrem Schicksal; aber sie genossen vorher das Glück in den Hunderten ihrer Pflanzstädte eine zahlreiche Nachkommenschaft um sich aufblühen zu sehn; und wäre Europa das traurige Loos beschieden, unter dem Druck des Despotismus und der Anarchie wieder in die Nacht der Barbarey zurückzusinken, so hat die Vorsehung schon dafür gesorgt, daß der Saame seiner Cultur in alle Welttheile ausgestreut ist; und das noch nie gesehene Schauspiel unserm Zeitalter gewährt, in dem einen derselben bereits reife Früchte zu tragen, während er in den andern erst seiner Blüthe entgegen siehet, oder kaum aufzukeimen beginnt.

Bey allen diesen großen Folgen indeß, waren die Nachtheile des Colonienwesens von jeher nicht weniger auffallend. Es führte zu Eroberungssucht und Handelseifersucht, und leider! war es das gewöhnliche Schicksal colonienstiftender Völker, an diesem doppelten Uebel zu erkranken, und nicht selten darin selbst ihren Untergang zu finden.

Eroberungssucht scheint dem Interesse eines handelnden Volks am mehrsten entgegen zu seyn. Freundschaft und Bündnisse mit fremden Völkern zu denen es kommt, würden, scheint es, am ersten ihm ihre Häfen öffnen und seine Schiffe mit ihren Producten anfüllen! Aber dieß ist nicht der Gang der Geschichte! Im Alterthum wie in unsern Zeiten war und bleibt das Losungswort Unterjochung. So unterjochten die Carthager Spanien; so die Spanier America, so die Britten Indien.

Es ist nicht zu leugnen, daß in vielen Fällen blinde Vergrößerungs- oder sogar Raubsucht die Veranlassung dieser Eroberungen war; aber eben so oft, und vielleicht noch häufiger, gieng dieß Eroberungssystem aus dem System der friedlichen Verbreitung durch Anpflanzungen und Colonien

hervor.

hervor. Bey dem Handel mit fernen Ländern, und besonders mit weniger cultivirten Völkern, waren Niederlassungen der Art unumgänglich nothwendig, wenn ein irgend sicherer und regelmäßiger Verkehr getrieben werden sollte; allein eben diese Niederlassungen wurden Veranlassungen zu Streitigkeiten durch die Schuld der einen oder der andern Parthey, oder durch beyde; die Zänkereyen arteten in Thätlichkeiten, und diese in Kriege aus, die entweder mit der Unterjochung der alten Einwohner, oder dem Untergange der Colonisten sich endigten.

Wie groß ferner die Handelseifersucht bereits in jenen frühen Zeiten war, wird am besten aus der Untersuchung über die Carthagische Handelspolitik erhellen. Die Carthager erbten aber diese nur von ihren Stammvätern, welche noch selbst in Herodots Zeitalter aus ihren entfernten Schifffahrten ein tiefes Geheimniß zu machen pflegten. Diese Eifersucht führte zu Kriegen, so bald mächtige Nebenbuhler auftraten, dergleichen die Carthager an den Griechen fanden. Die Phönicier hingegen genossen das Glück, eine Reihe von Jahrhunderten den Seehandel des Mittelmeers ohne mächtige Rivalen zu behaupten. Als die Kleinasiatischen Griechen anfingen mächtig zu werden, schei-

scheinen sie diesen lieber aus dem Wege gegangen zu seyn; auch stießen sie mit ihnen um so vielweniger zusammen, da die Hauptrichtung ihres Seehandels in andere Gegenden gieng.

Die Phönicier scheinen also, nach dem was wir wissen, weniger in Handelskriege verflochten gewesen zu seyn, als ihre Abkömmlinge die Carthager, oder die Holländer und Britten der neuern Zeiten; aber ohne Kriege und Eroberungen sind sie dennoch nicht geblieben. Es war ohne Zweifel ein Glück für sie, daß ihr beschränktes Gebiet es ihnen unmöglich machte, an große Eroberungen zu denken; aber daß es ihnen nicht an Willen dazu fehlte, sondern daß nur ihre Lage sie daran hinderte, zeigen mehrere Spuren in ihrer Geschichte. Wenn ihre beschränkte Volksmenge es ihnen verbot große Heere aufzustellen, so kamen sie dagegen frühzeitig zu eben dem System, zu welchem Handelsstaaten, die Landkriege führen müssen, immer gekommen sind und kommen werden, und welches ihre Colonisten die Carthager in einem noch viel weitern Umfange ausübten, ihre Kriege nicht selber zu führen, sondern durch Miethtruppen führen zu lassen. Es ist nicht die verhältnißmäßig geringere Anzahl müssiger und entbehrlicher Menschen, nicht die Leichtigkeit des Erwerbs allein,

lein, die den großen Haufen in solchen Staaten von der Theilnahme an Kriegsdiensten abhält, sondern auch die geringere Achtung, in der da, wo der Kaufmann Alles gilt, besonders aber in Republiken, wo der besoldete Soldat als Söldling des Bürgers betrachtet wird, der letztere zu stehen pflegt.

So wie Carthago seine Truppen weit und breit aus Asien und Europa zusammen miethete, so zog sie Tyrus aus den Asiatischen Ländern. So wohl die Länder von Vorder- als Oberasien werden unter diesen genannt; und nicht weniger sieht man, daß auch die übrigen Phönicischen Städte ihre Contingente an Landtruppen so wie an Seeleuten stellen mußten. Aus diesen letztern bestand die Besatzung in Tyrus selbst, der die Sorge für die Sicherheit der Stadt anvertraut war. "Die aus Persien, Lydien und Lycien, „waren dein Kriegsvolk, die ihren Schild und „Helm in dir aufhingen; die von Arvad waren „unter deinem Heer rings um deine Mauern, „und Wächter vor deinen Thoren; sie hiengen „ihre Schilde von deinen Thürmen, und haben „dich so herrlich gemacht" [5])! Wahrscheinlich war

5) Ezech. XXVII. 10. 11.

war indeß dieß Miethen fremder Truppen nur bey außerordentlichen Gelegenheiten Sitte, wenn man in auswärtige Kriege verflochten war.

Es ist schon vorher bemerkt, daß die Lage der Phönicier es ihnen unmöglich machte, sich in Asien durch Eroberungen auszubreiten; aber ein offnes Feld dazu sahen sie in den nahgelegenen Inseln des Mittelmeers, und unter diesen scheint keine sie mehr angezogen zu haben, als die nächste und größte, die Insel Cypern [6]. Es ist gewiß, daß die Tyrier sich hier nicht nur angesiedelt, sondern die Insel auch zu ihrer Provinz gemacht hatten; denn die Cyprier rebellirten gegen Tyrus, zugleich mit dessen übrigen Unterthanen, als Salmanassar in Syrien eindrang. Die Stadt Citium war dorten ihre Hauptniederlassung; allein außerdem hatten sie noch Colonisten in die andern Städte der Insel geführt [7]. Auch in der Folge standen Tyrus und Cypern stets in der engsten Verbindung, wenn auch keine Oberherrschaft

6) Joseph. Ant. Iud. IX. 14. cf. Michael. Spicil. I. p. 106.

7) Man findet die Beweisstellen gesammelt bey Bochart p. 370. etc. cf. Strabo. p. 1003. Noch jetzt haben sich Spuren der Phönicier auf der Insel in der Phönicischen Grabschrift erhalten, welche Hr. v. Hammer hier entdeckte. Topographische Ansichten in der Levante S. 154.

schaft mehr Statt fand. Dieß zeigt sich sogar noch in Alexanders Zeiten, der die Unterwerfung von Cypern, wo damals in den 9 Städten der Insel eben so viele Könige oder Oberhäupter herrschten, als eine natürliche und unausbleibliche Folge, von der Einnahme von Tyrus betrachtete [8]).

Das Verhältniß genau anzugeben, in dem die Phönicier mit ihren Colonien standen, ist bey den übrigen noch weniger als bey Cyprus möglich. Allein die Fragmente ihrer Geschichte zusammengenommen, führen hier auf mehrere Bemerkungen, welche den Geist und die Politik des Volks auffallend characterisiren.

Erstlich: Das System sich durch Colonien zu verbreiten, war zwar vorzüglich eine natürliche Folge ihres Handels, in so fern dieser Anlagen der Art nothwendig machte; allein es ist außerdem aus ihrer Geschichte klar, daß ihre Politik auch darin das zweckmäßigste Mittel fand, den innern Erschütterungen und Staatsumwälzungen zuvorzukommen, indem man die übergroße Volksmenge, die sich in einem beschränkten Ländchen, das

8) Arrian. II. 17.

das im Besitz des ausgebreitetsten Welthandels war, nothwendig aufhäufen mußte, zu vermindern suchte [9]). Große Handelsstädte erzeugen gewöhnlich einen zahlreichen Pöbel; und dieser Pöbel ist es eigentlich, der gewaltsame Staatsumwälzungen gefährlich macht; und bey zu großer Anhäufung nothwendig verderblich wird. Die republicanischen Staaten der alten Welt sahen dieß sehr früh ein; und das natürlichste Mittel, das sie dagegen ergriffen und ergreifen konnten, war Verminderung der Volksmenge durch Colonien. Diese Verfahrungsart, in Verbindung mit den Bedürfnissen auswärtiger Niederlassungen die der Handel erzeugte, könnten allein einen hinreichenden Aufschluß über die erstaunliche Verbreitung dieses Volks durch Pflanzstädte geben; wenn auch ihre Geschichte nicht lehrte, daß innere Unruhen, die ungeachtet jener Vorsicht entstanden, eine neue Veranlassung zum Auswandern gewesen wären, indem die schwächere und mißvergnügte Parthey sich aus-

9) Daß dieses die herrschende Idee bey den Carthagern war, wird im zweyten Theile dieses Werks gezeigt werden. Und wenn man die Aehnlichkeit des Coloniensystems zwischen beyden Völkern übersieht, so ist wohl kein Zweifel, daß diese sie von ihren Stammvätern geerbt hatten. Allein ausdrücklich wird auch diese Ursache noch von der Stiftung von Utica angeführt. Justin. XVIII. 4.

auswärts ansiedelte, wie die Geschichte der Entstehung von Carthago zeigt.

Zweytens: Die Richtung ihres Coloniensystems gieng längs den Ufern des Mittelmeers, von Osten nach Westen zu, weil ihr Seehandel, ihrer Lage gemäß, eben diese Richtung hatte und haben mußte. Selbst die Ueberbleibsel alter Traditionen, die sich aus der ältesten Geschichte dieses Volks erhalten haben, die Erzählungen von den Zügen des Phönicischen Hercules deuten dahin. Denn jener Tyrische Hercules, der nach Iberien zog, um den Sohn des goldreichen Chrysaor zu bekriegen, wer ist er anders als der Schutzgott und dann auch zugleich das Symbol des phönicischen Völkerstamms? Und die Geschichte seiner Züge durch die Küstenländer des Mittelmeers, was kann sie diesem gemäß anders seyn, als eine Allegorisch-Epische Erzählung der Verbreitung des Volks durch Handel und Schifffahrt, und der Civilisation der Völker, die davon eine Folge war?

Alle jene Sagen sind auf uns nur durch die Hände griechischer Dichter und Mythographen gekommen. Sie wurden von ihnen auf mannigfaltige Weise verändert, und selbst mit andern zusammengeschmolzen, um in den Plan ihrer epi-

schen

schen Gedichte und Erzählungen zu passen. Gleichwohl scheint gerade dieser Mythos sich noch fast ganz in seiner ursprünglichen Gestalt bey Diodor erhalten zu haben [1]).

Alles hier läutern und alles deuten zu wollen, hieße dem Geist des hohen Alterthums Gewalt anthun. Aber einige Hauptzüge der Allegorie werde ich entfalten dürfen, ohne in die Gefahr zu kommen, diesen Vorwurf zu verdienen.

Hercu-

1) Die Stelle des Diodor steht Op. I. p. 262. ꝛc. Der Zug des Hercules nach Spanien ist dort die Zehnte seiner Arbeiten. Die ganze Erzählung des Diodor stammt offenbar ursprünglich aus einem griechischen Epischen Dichter her, (wenn er selber sie auch zunächst vielleicht aus dem Timaeus nahm;) der aber die phönicische Sage von jenem Tyrischen Hercules auf seinen griechischen Hercules übertragen hatte; ohne sich jedoch nach allem Anschein weitere Veränderungen zu erlauben, als der Plan seines Gedichts nothwendig machte. Eine nicht geringe Bestätigung erhält meines Erachtens diese Erklärung aus dem was Diodor Op. I. p. 344. von den Bewohnern der Balearischen Inseln sagt; unter ihnen herrsche die Sage Hercules habe das Land des Geryons wegen seiner Schätze an Silber und Gold erobert; weshalb sie die Einführung dieser Metalle bey sich nicht gestatteten; um vor Eroberern sicher zu seyn. Sie also, selber Phönicischer Abkunft, deuteten den Mythos auf diese Weise.

Hercules, heißt es, unternahm jenen Zug mit einer zahlreichen Flotte, die sich in Creta versammelte. Das Ziel desselben war Spanien, das goldreiche Land, wo Chrysaor, der Vater des Geryon, herrschte. Hercules zieht durch Africa; führt dort Ackerbau ein; und erbaut die große Stadt Hecatompylos [2]). So gelangt er zu der Meerenge, wo er nach Gades übersetzt. Spanien unterwirft sich ihm, und er treibt die Rinder des Geryon als Beute fort. Ueber Gallien, Italien, und die Inseln des Mittelmeers, Sicilien und Sardinien, nimmt er den Rückzug.

Die mehrsten Züge dieser Allegorie scheinen kaum einer Erklärung zu bedürfen. Nur unter einem seefahrenden Volke konnte dieser Mythus sich bilden, denn eine Flotte wird zu der Unternehmung ausgerüstet. Auch war es kein Volk, dessen Absichten blos auf Zerstörungen und Eroberungen giengen. Es bringt Cultur wohin es kommt, es lehrt die Barbaren die Kunst des Ackerbaus, und gewöhnt sie zu festen Wohnsitzen. Und wo geschieht dieß? — In eben den Ländern, welche die Colonienländer der Phönicier waren, in Africa,

2) Hecatomphylos war eine große Stadt in dem Innern des Carthagischen Gebiets, die nachmals von den Carthagern erobert wurde Diod. I. p. 265.

ca, Sicilien und Sardinien. Das eigentliche Ziel des Zuges aber ist dasjenige Land, welches die Hauptquelle des Phönicischen Reichthums, und das Hauptziel ihres Handels war; das südliche und südwestliche Spanien. Die Sage, wie sie uns die Dichter aufbewahrt haben, stimmt also mit der Wirklichkeit überein. Die Verbreitung der Phönicier erstreckte sich um die Ufer des Mittelmeers herum. So kamen sie bis zu den Säulen des Hercules, und giengen selbst noch darüber hinaus. Durchgehends aber sind ihre Colonien Küstenstädte; und verrathen eben dadurch schon ihre Bestimmung, daß sie des Handels wegen angelegt waren.

Drittens: Gleichwohl waren diese Pflanzstädte an den Ufern des Mittelmeers ungleich vertheilt; indem sie sich in gewissen Gegenden in großer Anzahl und dicht an einander; in andern wenig oder gar nicht fanden. So wie Britten und Batauer hatten auch die Phönicier ihre Colonien-Länder, welche natürlich eben diejenigen waren, welche sie zu Hauptsitzen ihres Handels gemacht hatten. Dahin gehören nun vorzugsweise die Gegend von Carthago an der Nordküste von Africa; und das südliche oder südwestliche Spanien. Seltener waren schon ihre Pflanzstädte

auf den großen Inseln des westlichen Mittelmeers, Sicilien und Sardinien; die sie gleichsam nur als Stationen für ihre entfernten Schiffsahrten betrachtet zu haben scheinen, und welche auf ihren Reisen nach Gades und zu den Herculischen Säulen für sie dasselbe waren, was für die neuern Seefahrer das Vorgebirge der guten Hoffnung auf ihren Reisen nach Indien ist.

Viertens: Handelseifersucht, aber auch zugleich möglichste Vermeidung von Collision, leuchtet aus dem Phönicischen Coloniensystem hervor. Das Volk, mit dem sie am ersten zusammenstoßen mußten, waren die Griechen, so bald diese auf dem Mittelmeere mächtig wurden. Wenn man aber die griechischen und Phönicischen Colonien nach ihrer geographischen Lage mit einander vergleicht, so scheint es beynahe, als wäre ein stillschweigender Vertrag zwischen beyden Nationen gewesen, sich wechselsweise einander aus dem Wege zu gehen. Sie räumten den Griechen gleichsam freywillig mehrere der Länder, wo sie doch im hohen Alterthum sich scheinen angesiedelt zu haben. Sie ließen ihnen die Küsten von Vorderasien und dem schwarzen Meer; sie ließen ihnen das südliche Italien, und den größten Theil der Sicilischen Ufer; sie störten sie eben so wenig an

den Gallischen Küsten; aber sie würden dagegen auch keine griechische Niederlassungen in ihren Colonienländern geduldet haben; wie sie überhaupt in ihnen keine Fremde duldeten. Die Erzählungen von den Opfern die sie mit diesen ihren Göttern brachten, sollten sie auch zum Theil nur Sagen gewesen seyn, scheinen doch absichtlich von ihnen unterhalten und verbreitet zu seyn; um die Fremden von ihren Niederlassungen zu entfernen.

Fünftens: Es lag in der Natur der Dinge, daß zwischen Pflanzstädten, die ursprünglich des Handels wegen gestiftet waren, und zwischen der Mutterstadt eine genaue Verbindung, und selbst eine Art von Abhängigkeit, statt finden mußte. Allein die große und schwere Kunst, Colonien in der Abhängigkeit zu erhalten, die ihre eignen Abkömmlinge die Carthager so meisterhaft verstanden, scheinen die Phönicier zu wenig gekannt zu haben. Ihre Colonien, durch ihre glückliche Lage begünstigt, wuchsen ihnen über den Kopf; und wurden unabhängig, wenn sie es nicht im Anfange gewesen waren. Die Ursachen davon drängen sich dem Beobachter beynahe von selber auf; sie begingen den Fehler, den so viele ihrer Nachfolger unter den handelnden Nationen begangen haben, und noch begehen, sich weiter zu verbreiten,

breiten, als ihre Kräfte hinreichten ihre Herrschaft zu behaupten. Dazu kam, daß Tyrus nicht so im Mittelpunct seiner Colonien lag, als Carthago; und daher, wenn es auch gleich zahlreiche Armeen hätte aufstellen können, doch nicht nach allen Seiten so würde haben wirken können. Carthago konnte ohne große Anstrengung seine Heere nach Sicilien und Sardinien übersetzen; Britannien kann in unsern Tagen Armeen nach Indien schikken; aber wenn Tyrus hätte den Versuch machen wollen ein Asiatisches Heer nach Spanien zu schaffen, so hätte es etwas unmögliches versucht. Das Verhältniß der Tyrier mit ihren Colonien schränkte sich daher, vielleicht mit wenigen Ausnahmen der ihnen zunächst liegenden Inseln, auf Handelsverbindungen und die Pflichten der wechselseitigen Pietät ein, von welchen man die letztern nie vernachlässigte, und die erstern auf das sorgfältigste unterhielt. Das Band, welches das Ganze umschlang, gab die Religion; die Verehrung der Nationalgötter, durch gemeinschaftliche Feste und Opfer, welche die Gesandten der Städte darbrachten. Mögen es die Leser entscheiden, ob diese Politik, wenn auch vielleicht nur aus den Umständen hervorgehend, nicht die weiseste und vernünftigste war, welche die Phönicier in ihrer Lage beobachten konnten. Sie opferten dadurch nichts auf, als

was sie doch nach großer Anstrengung und Aufwande hätten hingeben müssen; die Häfen ihrer Pflanzstädte standen ihnen offen; und sie genossen Jahrhunderte lang den reichen Segen, den friedlicher und ungestörter Verkehr zu gewähren pflegt.

Sechstens: Die Zeit, wann die Phönicischen Colonien gestiftet wurden, läßt sich nicht weiter als im Allgemeinen bestimmen. Ist doch von Carthago selbst die Periode der Stiftung ungewiß! Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß die Anlagen einzelner Niederlassungen jenseits des Meers schon in die Zeiten des grauesten Alterthums fallen. Denn wenn man auch an dem hohen Alter von Tartessus und Gades zweifeln wollte, so würde doch die Einwanderung des Cadmus in Boeotien, und die Erbauung Thebens, keinen Zweifel übrig lassen, daß bereits 1500 Jahre vor dem Anfange unsrer Zeitrechnung phönicische Colonisten übers Meer gewandert seyn. Allein die Anlage der mehrsten fällt gewiß in die blühenden Zeiten von Phönicien, wo der Handel und die Schifffahrt von Tyrus so bewundernswürdige Fortschritte machten, d. i. in die Periode von David bis auf Cyrus, (1000—550. a. C.). In diesen Zeitraum fallen nach den bestimmten Angaben des Alterthums die Stiftung von Utica,

Charthago, Leptis ꝛc. [2]) und selbst der Umstand, daß die mehrsten Phönicischen Colonien ausdrücklich Colonien von Tyrus genannt werden, das erst damals, nach den Zeiten Homers, der es noch nicht kennt, ob er gleich oft von Sidon spricht, groß zu werden anfieng, bestätigt dieß.

Nach diesen allgemeinen Vorerinnerungen ist es Zeit näher ins Einzelne zu gehn; und eine genauere Uebersicht der Phönicischen Colonien zu geben [3]). Erst dadurch erhält man einen lebhaften Begriff von der Wichtigkeit dieses Volks für die Weltgeschichte, und bahnt sich zugleich den Weg zu der Untersuchung über seinen Handel. Keine Etymologien, auf welche Bochart größtentheils seine Behauptungen gründete, sondern nur bestimmte Zeugnisse der Geschichte sollen unsere Führer seyn.

Die den Phöniciern zunächst gelegenen Inseln des Mittelmeers, sowohl die größern, Cyprus und Creta, als die kleinern des Archipelagus, die Sporaden und Cycladen, und die nörd-

2) Man sehe die Zeugnisse bey Bochart p. 373. etc.

3) Um sich die Uebersicht der folgenden Untersuchung zu erleichtern, bitte ich meine Leser irgend eine Charte des Mittelmeers und der angrenzenden Länder, wo möglich eine Danvillische, zur Hand zu nehmen.

nördlicher gelegenen bis zum Hellespont, haben fast ohne Ausnahme phönicische Colonisten erhalten. Die Städte auf Cyprus waren nach der Versicherung eines der glaubwürdigsten Schriftsteller fast alle phönicischen Ursprungs [4]; und es ist schon vorher bemerkt, daß die ganze Insel eine phönicische Provinz gewesen zu seyn scheint. In Creta haben sich selbst in der Mythologie dieser Insel Spuren der Phönicier erhalten; denn die Fabel von der Europa, die hier zu Hause gehört, war gewiß phönicisch [5]. Die Städte auf Rhodus, Jalyssus, Camirus und Lindus [6], (Rhodus selbst ward erst später erbaut;) hatten phönicischen Cultus; und ihre Spuren auf den kleinern Inseln des Archipels, findet man bey Bochart sorgfältig gesammelt [7]. Eine Hauptniederlassung hatten sie auf der Insel Thasos an der Thracischen Küste. Auf einer ihrer Entdeckungsreisen hatten sie die Berge der Insel ergiebig an Gold gefunden; dieser Magnet zog sie bald herüber, und sie legten hier Bergwerke an, von denen Herodot die Gänge und Gruben sah [8].

Auch

4) Diod. II. p. 114.

5) Apollod. III. 1.

6) Diod. I. P. 377.

7) Bochart p. 406. etc.

8) Herod. II. 44., und VI. 47.

Auch an den West- und selbst Nordküsten von Klein-Asien fanden sich Spuren der Phönicier. Sie sollen die Städte Pronectus und Bithynium am schwarzen Meer und der Propontis gegründet haben [9]; und in den Gebirgen von Pisidien und Carien wohnte ein Volk, oder vielmehr der Ueberrest eines Volk, die Solymer, deren Sprache ihre phönicische Herkunft verrieth [1].

Allein aus allen diesen Gegenden und Inseln wurden die Phönicier verdrängt, als der Hellenische Völkerstamm sich von Griechenland her auszubreiten anfieng, und nicht nur die Inseln, sondern auch die Küsten von Vorderasien, mit seinen Pflanzstädten besetzte. Die Phönicier machten, so viel wir wissen, den Griechen diese Besitzungen nicht streitig, wahrscheinlich weil die Hauptrichtung ihres Seehandels nach andern Ländern gieng, die sie für reicher und wichtiger hielten.

An den Aegyptischen Ufern konnten sie keine Pflanzstädte stiften, weil es Grundsatz der Aegypter war, keine Schifffahrt durch die Mündungen

9) Steph. de urb. h. v.

1) Γλῶσσαν μὲν Φοινίσσαν ἀπὸ ϛομάτων ἀφιέντες Joseph. in Apion. l. ex Choerilo Tragico p. 1047.

gen des Nils weder selber zu haben, noch Fremden zu gestatten. Dafür aber hatten sie eine Niederlassung in der Hauptstadt Aegyptens selbst; denn ein ganzes Quartier von Memphis war von Phöniciern bewohnt [2]); ein nicht undeutlicher Beweis, daß auch sie an dem uralten Caravanenhandel des östlichen Africas, so gut wie die Völker dieses Welttheils selber, Antheil nahmen.

Von den Italischen Ufern hielt sie wahrscheinlich dieselbe Ursache zurück, die sie von den Kleinasiatischen entfernte. Es ist gewiß auffallend, daß sich hier nicht die mindeste historische Spur von Phönicischen Niederlassungen findet; allein wahrscheinlich waren es außer den Griechen auch die Etrusker, die ihnen den Zugang verwehrten [3]). Dagegen suchten sie sich um so mehr auf Sicilien festzusetzen, dem einzigen Punkt, wo sie mit Griechen zusammenstießen, und wetteiferten.

Die Untersuchung über ihre Sicilischen, so wie die andern westlichen, Colonien wird dadurch erschwert,

2) Herod. II. 112.

3) Wie sehr die Carthager darnach trachteten, an den Italischen Küsten als Colonisten festen Fuß zu fassen, aber auch zugleich wie sehr man dieß zu verhüten suchte, lehren die ältesten Handelstractate mit Rom, welche dem zweiten Theil als Beylagen angefügt sind.

erschwert, daß man nicht immer bestimmen kann, ob von eigentlichen Phöniciern oder Carthagern die Rede sey, da die griechischen Schriftsteller die letztern auch sehr häufig mit dem Nahmen der Phönicier bezeichnen. Allein ungeachtet des Mißtrauens, das man hier immer hegen muß, fehlt es doch nicht an deutlichen Beweisen, daß vor der Ausbreitung der Carthagischen Macht bereits eigentliche Phönicier ihre Niederlassungen in Sicilien angelegt hatten. "Noch ehe die Griechen „nach Sicilien wanderten," sagt Thucydides[4], "hatten die Phönicier bereits die Küsten von „Sicilien und die benachbarten kleinen Inseln „besetzt; als aber die Griechen häufig einzuwandern anfiengen, so zogen sie sich nach Motya, „Soloes, und Panormus zurück." Völlig bestimmt aber ist die Nachricht des Diodors[5], wo er von den Colonien der eigentlichen Phönicier erzählt, die sie auf Sicilien, Sardinien, und den benachbarten Inseln bey dem Wachsthum ihrer Schifffahrt und ihres Handels angelegt hatten.

Als Carthago groß ward, und sich die Schifffahrt im westlichen Mittelmeer zuzueignen anfieng, so

4) Thucid. VI. 2.

5) Diod. I. p. 358.

so trat es gewöhnlich in die Fußstapfen seiner Mutterstadt, und erbte gleichsam ihre Anlagen und Besitzungen, indem es neue Colonisten in die alten, aber heruntergekommenen, Oerter führte. Wir dürfen daher mit Wahrscheinlichkeit annehmen, daß eben die Städte, die in Sicilien so berühmt wurden, Motya, Soloes und Panormus, nebst dem Felsen Eryx, wo der Dienst der Astarte oder Venus Erycina ein bleibendes Denkmal der Phönicier war [6]), auch zu den ältesten Phönicischen Anlagen gehört haben.

Eben so gewiß zwar, aber auch eben so unbestimmt, sind die Nachrichten über ihre Colonien auf Sardinien. Es war gleichfalls ihre Spanische Schiffahrt, die sie bewog hier so wie in Sicilien auf jenen weiten Reisen Stationen für ihre Schiffe zu suchen, und sich daselbst anzusiedeln [7]). Auf die Herrschaft aber von Sardinien, welche ihre Abkömmlinge die Carthager errungen, haben sie, so viel wir wissen, keine Ansprüche gemacht. Es war ihnen genug sich dorten zu behaupten; sie konnten aber nicht wie die Carthager zahlreiche Armeen hinschicken, um die Einwohner zu unterjochen.

Die

6) Polyb. I. 55. Diod. I. p. 326.
7) Diod. I. p. 358.

Die Balearischen Inseln lagen gerade auf ihrem Wege, und konnten ihnen nicht unbekannt bleiben. Nach einer bestimmten Angabe von Diodor wurden sie 160 Jahre nach Erbauung Carthagos zuerst von Phöniciern besetzt [8]). Wir wissen nicht worauf diese Chronologische Angabe sich gründet; und es läßt sich nicht einmal aus den Worten des Diodors mit Gewißheit bestimmen, ob er von eigentlichen Phöniciern oder Carthagern redet; allein das erste ist um vieles wahrscheinlicher, sowohl aus dem Zusammenhange der Erzählung, als auch aus der damaligen Lage von Tyrus und Carthago; von denen um diese Zeit noch das erstere bey weitem die größere und mächtigere Handelsstadt war, die noch den vollen Besitz der Spanischen Schifffahrt hatte.

So gelangen wir also zu dem Einen der Hauptcolonienländer der Phönicier, nach Spanien; dem großen Ziel ihrer Schifffahrt und ihres Handels; für sie von nicht geringerer Erheblichkeit, als es gegenwärtig Bengalen für Großbritannien ist. Ich verspare die Beschreibung ihres Spanischen Handels auf den nächsten Abschnitt, und schränke mich hier blos auf diejenigen geographischen

8) Diod. I. p. 343.

phischen und historischen Bemerkungen ein, welche mir das sichre Resultat von den sehr verschiedenen Berichten zu seyn scheinen, die aus dem Alterthum darüber auf uns gekommen sind.

Erstlich: Es ist im Ganzen gar keinem Zweifel unterworfen, welcher Theil von Spanien der Hauptsitz der Phönicischen Niederlassungen war. Alle oder doch die meisten lagen in dem südlichen Theile des jetzigen Vandaliciens, von der Mündung des Guadalquivirs bis nach Gibraltar; und selbst bis an die Grenzen von Granada. Das einheimische, hier wohnende, Volk, war das der Turditaner; allein die Landeseingebohrnen hatten sich nach und nach so mit den Phöniciern vermischt, daß ein Bastard-Volk entstanden war, dem man den Nahmen der Bastuler gab [1]).

Zweitens: In diesen Gegenden sind daher ohne Zweifel die so berühmten Oerter Tartessus, Carteia, Gades nebst den Säulen des Hercules, zu suchen. Die Schwierigkeiten entstehen erst dann, wenn von ihrer Lage im Einzelnen die Rede

1) Man sehe Cellar. I. p. 65. Mannert I. S. 272.

Rede ist. Die Ausschmückungen der Dichter, die dieses entfernte Land zu einem der Hauptsitze ihrer Fabeln machten, haben am mehrsten dazu beygetragen, die historischen Nachrichten zu verwirren; denn auch die Geschichtschreiber selbst wußten zuletzt nicht mehr woran sie sich halten sollten. Schon von den Säulen des Hercules gab man die verschiedensten Erklärungen. Einige suchten sie im Weltmeer bey Gades, andere bey Gibraltar, andere anderswo [2]). Indessen ist es wohl keinem Zweifel unterworfen, daß die beiden Felsen von Calpe und Abyla, auf denen jetzt Gibraltar und Ceuta stehen, die Veranlassung zu dieser Benennung, und der Reihe von Dichtungen gegeben haben, die sich darauf beziehen. — Weit größern Schwierigkeiten ist die Untersuchung über Tartessus ausgesetzt. Wir hören von einem Fluß Tartessus, einer Insel Tartessus, und einem Ort Tartessus, den man bald hier bald dort sucht, und endlich von einer Landschaft Tartessis. Es scheint, daß aus dieser Verschiedenheit schon der Begriff sich hinreichend ergebe, den man mit diesem Nahmen verbinden muß. Wie alle Nahmen der alten Geographie von den äußersten Ländern der Erde immer an sich schon unbestimmt sind, so ist es

2) Cellar. I. p. 72. Mannert I. 290.

es auch mit diesem. Es ist vergeblich, den Fleck bestimmen zu wollen, wo Tartessus gelegen habe. Denn bey den Orientalischen Völkern, die von den geheimnißvollen Phöniciern nichts weiter als den Nahmen dieses entfernten Landes gehört hatten, bedeutete er überhaupt die im fernsten Westen gelegenen Oerter; ohne daß man im Stande gewesen wäre, darüber genauere Auskunft zu geben. In der Phönicischen Handelsgeographie aber bezeichnet Tartessus offenbar das ganze ihnen unterworfene südliche Spanien; und ist daher ein eben so unbestimmter Nahme, als etwa bey den neuern Nationen Westindien; und so entstand ein Fluß, eine Insel, und eine Gegend dieses Nahmens, weil jenes Land alles dieses in sich faßte [3]). Denn wenn man von dem Fluß Tartessus sprach, so verstand man darunter den Baetis oder Guadalquivir; der, weil er mit zwey Strömen sich ins Meer ergoß, eine Insel bildete, wo nach der ganzen Handelspolitik der Phönicier höchst wahrscheinlich ihre erste Niederlassung gestiftet war. Aber so wie sie sich weiter verbreiteten, verbreiteten sich auch die Nahmen; und so entstand eine Gegend Tartessis, die von

3) Man sehe die Stelle bey Bochart 665. etc.

von beträchtlicher Ausdehnung war. Der Nahme des Orts Tartessus aber ward fast auf alle dortige Pflanzstädte übertragen [4]). Es ist daher eine vergebliche Hypothese von Bochart, drey Tartessus anzunehmen; und noch weniger kann ich der Meinung eines neuern Schriftstellers beypflichten, die Tartessus geradezu nach Sevilla, dem alten Hispalis, versetzt [5]); ob ich gleich nicht in Abrede seyn will, daß Hispalis auch wohl Tartessus genannt sey. Gab es eine Stadt Tartessus, so war es gewiß eine der ältesten, wahrscheinlich die älteste Phöniciſche Colonie; und es ist fast ungedenkbar, daß sie diese sollten tief im Lande, und so weit von der Küste entfernt, angelegt haben. — Nach Tartessus zieht billig die Inselstadt Gades oder Gadeir zuerst unsre Aufmerksamkeit auf sich. Es war herrschende Sitte bey den Phöniciern wie bey den Carthagern, Inseln in der Nähe des festen Landes zu ihren Niederlassungen zu wählen, weil sie keine sicherere Stapelplätze für ihre Waaren finden konnten. Diese Gewohnheit haben sie daher auch bey Spanien beobachtet. In einer sehr geringen Entfernung von der Küste, bereits außerhalb den Säulen des Hercules,

4) Man sehe bey CELLAR. I. p. 69.

5) Mannert I. S. 295.

cules, im ofnen Weltmeer fanden sie zwey kleine Inseln 6), von denen die größte etwa zwey Meilen im Umfange hatte, und deren Lage und Beschaffenheit ihren Wünschen nichts übrig zu lassen schien. Hier, an dem äußersten Ende der bekannten Welt, wo man nichts weiter als nur die unermeßliche Fläche des Oceans vor sich sah, ließen sie sich nieder; und erbauten auf diesen beyden Inseln eine Stadt, die eine der merkwürdigsten Städte der Erde wurde; und, begünstigt durch ihre glückliche Lage, ungeachtet der politischen und Handelsrevolutionen so vieler Jahrhunderte, sich bis auf unsre Tage erhalten hat. Diese, in ihren Annalen mit Recht verewigte, Unternehmung, ward selbst in den Gesängen der Dichter gefeyert, die die Inseln Gades und Erithyia, wo der dreyleibige Geryon herrschte, zum letzten Ziel der Züge des Tyrischen Hercules machten; dessen berühmter Tempel, der an dem nördlichen Ende der größern Insel erbaut war, noch im Römischen Zeitalter als eines der ehrwürdigsten Denkmähler des Alterthums gezeigt ward 7). Eine dritte, nicht weniger merkwürdige

6) Strabo p. 257. Die kleinere Insel führt gewöhnlich den Nahmen Erithyia. Plinius Versicherung zufolge war das älteste Gades auf dieser kleinen Insel gebaut.

7) Diod. I. p. 345. Strab. l. c.

würdige Stadt, die schon durch ihren Nahmen ihren Phönicischen Ursprung verrieth, war Carteia. Es ist schwer, genau zu bestimmen, wo sie einst gestanden habe; indeß ist so viel gewiß, daß es in der Nähe des jetzigen Gibraltars war, wahrscheinlich nahe bey Algeziras[8]). Ihre Lage war Ursache, daß sie auch den Nahmen Calpe trug, wenigstens ist es sehr wahrscheinlich, daß die zuweilen erwähnte Stadt Calpe keine andere als Carteja war. Unter den übrigen verdienen noch Malaca und Hispalis, das jetzige Mallaga und Sevilla, erwähnt zu werden. Das erste trug seinen Nahmen von den eingesalzenen Fischen, die in großer Menge und Güte von dort ausgeführt wurden[9]); das andere lag auf der Stelle bis wohin die Ebbe und Fluth in dem Guadalquivir vordringt, und selbst Schiffen von beträchtlicher Größe den Zugang erlaubt[1]). — Dieß waren die Hauptplätze in einem Lande, das übrigens allenthalben mit kleinen Phönicischen Oertern angefüllt, und gleichsam gänzlich phönicisirt war. Man fand dort nach Strabos Bericht über 200 Oerter[2]), denen man einen phönicischen

8) Mannert I. S. 237.

9) Strab. p. 236. cf. Bochart p. 683.

1) Strab. p. 209.

2) Strab. p. 207.

schen Ursprung gab; und wenn auch manche von diesen eigentlich carthagisch waren, so galt dieses doch nur gewiß von der geringern Anzahl.

Drittens: Wenn man sich erinnert, daß bereits im Homerischen Zeitalter Zinn und Bernstein allgemein bekannte und gesuchte Phönicische Handelsartikel waren, so leidet es auch keinen Zweifel, daß die Niederlassungen der Phönicier in Spanien bis über diese Zeiten hinausgehn. Es ist nicht möglich die Periode ihrer Stiftung genau anzugeben; der Nahme Tarschisch oder Tartessus, der bereits in der Mosaischen Urkunde von der Verbreitung des Noachischen Völkerstammes vorkommt, kann dort mit keiner Zuverlässigkeit gerade auf Spanien gedeutet werden. Allein ein merkwürdiges historisches Datum hat sich über die Stiftung von Gades erhalten, das man, wenn man die gewöhnliche Verfahrungsart der Phönicier kennt, wegen seiner Lage für eine der ersten Niederlassungen dieses Volks ansehen muß. "Gades," heißt es, "sey um gleiche Zeit gestiftet worden mit Utica; „die Stiftung von Utica aber falle 287 Jahre vor „der von Charthago" [3]). Nach diesen Angaben fiele

3) Daß Gades fast zugleich mit Utica gestiftet sey, meldet

fiele die Stiftung von Gades ungefähr 1100 Jahre vor dem Anfang unsrer Zeitrechnung, oder 100 Jahre nach dem Trojanischen Kriege. Eben dieses meldet auch eine Nachricht die sich bey Mela findet; und wenn gleich diese Angaben nur ungefähr seyn können, so ist doch schon immer viel damit gewonnen. Denn gerade dadurch wird es klar, daß der lebhafteste Verkehr mit Spanien in die blühenden Zeiten von Tyrus, und überhaupt von Phönicien, fällt.

Viertens: Das Verhältniß zwischen dem Mutterlande und dem Colonienlande ist leider! auch hier in ein so tiefes Dunkel gehüllt, daß sich gerade über diese so interessante Frage am wenigsten mit Bestimmtheit sagen läßt. Nur dunkle Spuren sind uns übrig, die aber doch, wenn man sie aufsucht und verfolgt, zu einigen Resultaten zu führen scheinen. Diesen zufolge kamen die Phönicier anfangs blos als Kaufleute [4]), und fingen erst nach genauerer Bekanntschaft mit den Eingebohr-

bey Vellejus Paterc. I. 2. Er setzt hinzu es sey in den Zeiten des Codrus geschehen, d. i. ungefähr 1100 Jahre vor Christo. Die Zeitbestimmung über Utica findet sich bey Aristot. de Mirabil. cap. 146. mit dem Zusatz man finde dieß in den phönicischen Annalen (ἐν ταῖς Φοινικικαῖς ἱστορίαις).

4) Man sehe die Erzählung bey Diodor I. p. 358.

bohrnen an Colonisten hinüber zu führen, um ihrem Handel eine festere Grundlage zu geben. Ob diese Colonien ursprünglich in einer Abhängigkeit von Tyrus standen, ist ungewiß; es ist wohl eher ausgemacht, daß man ihnen sogleich ihre eigne innere Verfassung gab, und sich blos eine Handelsverbindung vorbehielt. Wenigstens konnten die Phönicier gewiß nicht daran denken, in dieser weiten Entfernung ihre Autorität mit Gewalt zu behaupten; und was hätten sie auch mit einer solchen strengen Abhängigkeit am Ende gewonnen? Die Erfahrung unsrer Tage lehrt, daß Großbritannien mehr Nutzen aus Nordamerica zieht, seitdem es frey ist, als da es Provinz war; und wahrscheinlich werden wir noch mehrere Beyspiele erleben, daß es einer gesunden Politik gemäß ist, etwas als Geschenk zu geben, was man sich doch würde müssen entreißen lassen. — Wie dem aber auch sey, so ist es gewiß, daß die Phönicisch-Spanischen Colonien sicher unabhängige Staaten wurden, wenn sie es auch anfangs nicht gewesen waren, und zwar in einem frühen Zeitalter. Denn als die Griechen aus Phocaea in der Periode von Cyrus zuerst nach dem Phönicischen Spanien schifften, fanden sie dort schon Tartessus als unabhängigen Staat, der seinen eignen König hatte, welcher sich so freundschaftlich gegen die Griechen betrug,

trug, daß man leicht sieht, daß er des Besuchs von Fremdlingen gewohnt war [5]). Er hieß Arganthonius, und soll 80 Jahre über Tartessus regiert haben; eine Nachricht, die eine Menge späterer Schriftsteller aus Herodot wiederholen. — So darf man also nicht zweifeln, daß das Gebiet der Phönicier auf dem festen Lande von Spanien unter die Herrschaft eines Königs kam, der von ihnen unabhängig war; anders aber ist es mit Gades. Dieser Staat scheint eine Republicanische Verfassung gehabt zu haben, und zugleich das Haupt der benachbarten kleinen Colonieen an der Küste gewesen zu seyn, auf eine ähnliche Weise wie Carthago in Africa [6]), mit dem er bald in freundschaftliche Verbindung kam, und bis auf die Zeiten der Römerkriege fortdauernd blieb; in welchen er sich freywillig diesen unterwarf, und von ihnen dafür mit dem Municipalrechte begünstigt ward.

Die Säulen des Hercules waren gleichsam die Grenzen der bekannten Welt im Alterthum. Die Länder die außerhalb ihnen, und jenseit Gades lagen, blieben in ein tiefes Dunkel gehüllt, welches die Phönicier durch ihr geheimnißvolles Zurückhal-

5) Herod. I. 163.

6) Man sehe Ideen II.

rückhalten noch zu vermehren suchten. Man wird daher auch von ihren weitern Niederlassungen, die sie an den Küsten des Weltmeers stifteten, keine andre, als nur sehr unbestimmte Nachrichten erwarten dürfen. Man hört hier zwar nicht mehr von so großen und blühenden Pflanzstädten wie Gades war, aber schon die Ausdehnung, die sie ihrer Schifffahrt gaben, mußte weitere Niederlassungen nothwendig machen. Man sprach von nicht weniger als dreyhundert Städten, die Tyrus an der Westküste von Africa gestiftet haben sollte; welche aber nachmals eine Beute der wilden Gaetuler und Libyer geworden wären [7]). So übertrieben diese Anzahl auch immer seyn mag, so würde die Sache selber dadurch gar nicht unwahrscheinlich werden, wenn nicht der Umstand dagegen zu seyn schiene, daß Hanno, der Carthager, auf seiner Fahrt die Küste als ein Land beschreibt, wo sich noch gar keine frühere Niederlassung fand [8]). Allein das Zeitalter der Expedition des Hanno ist selber ungewiß; und es konnte gar wohl seyn, daß die vormals dort angelegten Pflanzstädte bereits damals zerstört waren. Wer würde nach hundert Jahren noch Spuren der Brittischen Colonien

7) STRAB. p. 1182.

8) Man sehe die Uebersetzung derselben in den Beylagen zum folgenden Theile.

fiele die Stiftung von Gades ungefähr 1100 Jahre vor dem Anfang unsrer Zeitrechnung, oder 100 Jahre nach dem Trojanischen Kriege. Eben dieses meldet auch eine Nachricht die sich bey Mela findet; und wenn gleich diese Angaben nur ungefähr seyn können, so ist doch schon immer viel damit gewonnen. Denn gerade dadurch wird es klar, daß der lebhafteste Verkehr mit Spanien in die blühenden Zeiten von Tyrus, und überhaupt von Phönicien, fällt.

Viertens: Das Verhältniß zwischen dem Mutterlande und dem Colonienlande ist leider! auch hier in ein so tiefes Dunkel gehüllt, daß sich gerade über diese so interessante Frage am wenigsten mit Bestimmtheit sagen läßt. Nur dunkle Spuren sind uns übrig, die aber doch, wenn man sie aufsucht und verfolgt, zu einigen Resultaten zu führen scheinen. Diesen zufolge kamen die Phönicier anfangs blos als Kaufleute [4]), und fingen erst nach genauerer Bekanntschaft mit den Eingebohr-

det VELLEJUS Paterc. I. 2. Er setzt hinzu es sey in den Zeiten des Codrus geschehen, d. i. ungefähr 1100 Jahre vor Christo. Die Zeitbestimmung über Utica findet sich bey ARISTOT. de Mirabil. cap. 146. mit dem Zusatz man finde dieß in den phönicischen Annalen (ἐν ταῖς Φοινικικαῖς ἱϛορίαις).

4) Man sehe die Erzählung bey DIODOR I. p. 358.

Niederlassungen an den Europäischen Ufern kund werden ließen, wenn gleich ihre Schifffahrten dahin, wegen der Waaren die sie zurückbrachten, nicht ganz verborgen bleiben konnten [r]). Es wäre ihrer ganzen Verfahrungsart und Handelspolitik entgegen gewesen, wenn sie nicht an einigen Stellen der nördlichen Spanischen Küsten, und besonders den Sorlingischen Eilanden, sich sollten angesiedelt haben; wenn sich auch gleich keine bestimmte Nachricht darüber erhalten hat. — Nur denke man bey keiner jener Sagen an eine Entdeckung von America. Die Phönicier konnten wohl Africa umschiffen, und bis zur Ostsee vordringen; aber sie konnten darum nicht nach America queer über den Ocean segeln; denn auch in ihrem höchsten Flor blieb ihre Schifffahrt, so wie die der andern Völker des Alterthums und der mittlern Zeit, Küstenschifffahrt. Ja wäre auch selbst durch irgend einen Zufall ein einzelnes Schiff dahin verschlagen worden, so wäre es doch unmöglich gewesen, diese Entdeckung weiter zu benutzen.

Wir kehren jetzt durch die Säulen des Hercules ins Mittelmeer zurück, wo noch ein zweytes Hauptland der Phönicischen Niederlassungen

r) Man sehe Herod. III. 115.

sungen uns übrig bleibt, die Nordküste von Africa, in dem nachmaligen Gebiet von Carthago. Die ausführlichen Untersuchungen über die Verfassung und den Zustand dieses Landes in dem zweyten Theil des gegenwärtigen Werks, werden mir hier verstatten mich blos auf einige allgemeine Bemerkungen zu beschränken, in so fern dadurch der ganze Gang des Phönicischen Coloniensystems einige Aufklärungen erhalten kann.

Die Phönicier hatten ihre Niederlassungen nicht über die ganze Nordküste Africas verbreitet; sondern sie hatten den mittlern Theil der Küste, der durch seine Lage sie nicht weniger als durch seine Fruchtbarkeit an sich zog, das nachmalige eigentliche Gebiet von Carthago, oder das jetzige Tunis, gewählt. Ihre dortigen Niederlassungen waren aber eben so viele Standpuncte, sowohl für ihren weitern westlichen Handel [2]), als auch für den in das innere Africa; und das Gedeihen und Aufblühen derselben zeigt am deutlichsten, mit welchem richtigen Blick sie die Plätze für sie ausgewählt hatten. Dieser ganze Strich der Küste war mit einer Reihe ihrer Pflanzstädte bedeckt, unter denen nach allen vorhandenen Berichten Utica die älteste war. Sie soll, wie bereits oben bemerkt, zu gleicher

2) Diod. I. 358.

cher Zeit mit Gades gestiftet seyn. Auf sie folgte Carthago; und dann in einer fortlaufenden Richtung nach Süden zu, Adrumetum, Tysdrus, Groß- und klein Leptis, und andere von geringerer Bedeutung, welche in der Folge nicht sowohl Unterthanen als vielmehr Verbündete von Carthago wurden [3]); und so einen föderirten Staat bildeten, der dieselbe Form wie im Mutterlande annahm. Das Verhältniß in welchem diese Städte vor der Ausbreitung der Carthagischen Macht mit dem Mutterlande standen, war schwerlich bey allen dasselbe, und vielleicht gleich ursprünglich verschieden; je nachdem sie absichtlich als Stapelplätze des Handels, wie Utica und andere, oder bey politischen Unruhen durch eine mißvergnügte auswandernde Parthey, wie Carthago, gestiftet wurden. Aus ihrem spätern Verhältniß mit Carthago aber ist es klar, daß dennoch binnen Kurzem jede für sich einen kleinen unabhängigen Staat gebildet hat; der seine eigne innere Verfassung und eignes kleines Gebiet hatte, ohne mit dem Mutterlande in einer andern als blos freundschaftlichen Verbindung zu stehen.

Es ist bereits oben bemerkt, daß die Hauptverbreitung des Phönicischen Völkerstamms durch Colonien

3) Ideen B. II. S. 53.

Colonien nach Westen zu gieng, weil ihr Seehandel nach ihrer Lage diese Richtung nehmen mußte. So bald gleichwohl ihr Landhandel durch Asien die Küsten des südlichen Meers erreicht hatte, mußte auch hier das Bedürfniß von Niederlassungen entstehn; und Spuren von ihnen, wenn auch zum Theil nur ungewisse Spuren, finden sich sowohl im Persischen als Arabischen Meerbusen. In jenem auf ein Paar Inseln, in der Mitte desselben, deren Nahmen bereits an Phönicien erinnern, Tyrus oder Tylos, und Aradus; wo man auch in spätern Zeiten noch die Ueberbleibsel phönicischer Anlagen und Gebäude sah. Ich hoffe in der Folge es zu beweisen, daß dieselben keine andern als die Baharein Inseln sind; da aber diese Untersuchung nicht wohl angestellt werden kann, wenn man ihr keinen weitern Umfang giebt, und sie über den ganzen Persischen Meerbusen erstreckt, so verspare ich sie bis auf den folgenden Abschnitt über Babylon, wo sich dazu eine passendere Veranlassung finden wird.

Es müßte allerdings befremdend scheinen, wenn die Phönicier nicht gleiche Versuche zu der Beschiffung des Arabischen Meerbusens gemacht hätten, der ihnen noch näher als der Persische lag. Allein

Allein der Zugang zu demselben war ihnen durch ein anderes handelndes und ausgebreitetes Volk, die Idumaeer oder Edomiter, verschlossen; welche selber zwey Häfen, Elath und Ezion-Geber, an dem nordöstlichsten Busen desselben besaaßen. So bald aber die Grenzen des jüdischen Reichs unter David nach der Unterjochung der Edomiter bis dahin erweitert wurden, versäumten sie die Gelegenheit nicht, durch Bündnisse sich den Weg dahin zu eröffnen [4]); und die Schiffahrt die sie, gemeinschaftlich mit Salomo, auf dem rothen Meere trieben, zog so viele von ihnen nach den eben genannten Städten, daß auch diese füglich als ihre Pflanzstädte betrachtet werden können.

So verbreitete sich dieß merkwürdige Volk nicht durch Länderstürmen und wildes Erobern, sondern durch langsamere, aber desto sichrere, Fortschritte. Keine zertrümmerte Städte und verwüstete Länder, wie bey den Heerzügen der Meder und Assyrer, sondern eine lange Reihe blühender Colonien, Ackerbau und die Künste des Friedens unter vormals barbarischen Völkerschaften, bezeichneten die Siegesbahn des Tyrischen Hercules [5]).

4) I. Reg. 9., 26. 27.
5) Diod. I. p. 264.

Colonien nach Westen zu gieng, weil ihr Seehandel nach ihrer Lage diese Richtung nehmen mußte. So bald gleichwohl ihr Landhandel durch Asien die Küsten des südlichen Meers erreicht hatte, mußte auch hier das Bedürfniß von Niederlassungen entstehn; und Spuren von ihnen, wenn auch zum Theil nur ungewisse Spuren, finden sich sowohl im Persischen als Arabischen Meerbusen. In jenem auf ein Paar Inseln, in der Mitte desselben, deren Nahmen bereits an Phönicien erinnern, Tyrus oder Tylos, und Aradus; wo man auch in spätern Zeiten noch die Ueberbleibsel phönicischer Anlagen und Gebäude sah. Ich hoffe in der Folge es zu beweisen, daß dieselben keine andern als die Baharein Inseln sind; da aber diese Untersuchung nicht wohl angestellt werden kann, wenn man ihr keinen weitern Umfang giebt, und sie über den ganzen Persischen Meerbusen erstreckt, so verspare ich sie bis auf den folgenden Abschnitt über Babylon, wo sich dazu eine passendere Veranlassung finden wird.

Es müßte allerdings befremdend scheinen, wenn die Phönicier nicht gleiche Versuche zu der Beschiffung des Arabischen Meerbusens gemacht hätten, der ihnen noch näher als der Persische lag.

Allein

Allein der Zugang zu demselben war ihnen durch ein anderes handelndes und ausgebreitetes Volk, die Idumaeer oder Edomiter, verschlossen; welche selber zwey Häfen, Elath und Ezion-Geber, an dem nordöstlichsten Busen desselben besaaßen. So bald aber die Grenzen des jüdischen Reichs unter David nach der Unterjochung der Edomiter bis dahin erweitert wurden, versäumten sie die Gelegenheit nicht, durch Bündnisse sich den Weg dahin zu eröffnen [4]); und die Schifffahrt die sie, gemeinschaftlich mit Salomo, auf dem rothen Meere trieben, zog so viele von ihnen nach den eben genannten Städten, daß auch diese füglich als ihre Pflanzstädte betrachtet werden können.

So verbreitete sich dieß merkwürdige Volk nicht durch Länderstürmen und wildes Erobern, sondern durch langsamere, aber desto sichrere, Fortschritte. Keine zertrümmerte Städte und verwüstete Länder, wie bey den Heerzügen der Meder und Assyrer, sondern eine lange Reihe blühender Colonien, Ackerbau und die Künste des Friedens unter vormals barbarischen Völkerschaften, bezeichneten die Siegesbahn des Tyrischen Hercules [5]).

4) I. Reg. 9., 26. 27.
5) Diod. I. p. 264.

Dritter Abschnitt.

Schifffahrt und Seehandel der Phönicier.

Es bedarf keines großen Scharfsinns, die Ursachen zu entwickeln, durch welche die Phönicier ein handelndes und seefahrendes Volk geworden sind. Ihre Lage zwang sie gleichsam dazu, indem die Waaren des innern Asiens an ihren Küsten sich aufhäuften, und einen weitern Transport nothwendig machten [6]. Gleichwohl würde man sich irren, wenn man dieses als die erste und einzige Veranlassung ihrer Schifffahrt betrachten wollte. Vielmehr nahm diese denselben Anfang, den die Schifffahrt der mehrsten handelnden Völker genommen hat, sie ging aus von Seeräuberey. Der scheinbare Vortheil den diese gewährt, ist zu nahe und zu auffallend, als daß er von rohen Völkern übersehen werden könnte; der Nutzen hingegen des friedlichen Verkehrs und des regelmäßigen Handels zu entfernt, als daß er anfangs nicht außerhalb ihrem

6) S. B. 1. S. 102.

ihrem Gesichtskreis liegen sollte. — So legten die räuberischen Seezüge der Normannen den Grund zu der Schifffahrt der Länder des westlichen Europas. Allein bey Völkern, die nicht, wie die Bewohner der Africanischen Raubnester, durch Despotismus oder andere ungünstige Verhältnisse zurückgehalten werden, windet sich gleichsam aus diesem ursprünglichen Uebel das Gute hervor. Auch bey einigen Fortschritten in der Cultur lernt der Mensch es bald einsehen, wie überwiegend groß die Vortheile des Handels vor denen der Räuberey sind; und in eben dem Maaße wie jener zunimmt, verringert sich diese.

Gerade diesen Anblick gewährt uns das Gemälde der Phönicischen Schifffahrt in dem Zeitalter wo sich die ersten bestimmten Nachrichten darüber erhalten haben, dem Zeitalter Homers.

Die Phönicier besuchten damals die griechischen Inseln und die Küsten des festen Landes, als Räuber oder Kaufleute, je nachdem die Gelegenheit sich darbot. Sie kamen mit Spielwaaren und glänzenden Kleinigkeiten, die sie den unerfahrnen Griechen theuer verhandelten, und dabey gelegentlich ihnen ihre Knaben und Mädchen raubten, die auf den Asiatischen Sclavenmärkten theuer verkauft

kauft wurden, oder auch mit schwerem Gelde von den Eltern wieder eingelöset werden mußten. Man kann davon kein lebhafteres und treueres Bild entwerfen, als der Griechische Barde selbst, in der Erzählung, die er dem Eumäus von seiner Geburt und Knabenschicksalen in den Mund legt [6]).

Diese Art des Verkehrs konnte indeß nicht länger dauern, als die Griechen selber in ihrer Kindheit blieben. Wie sie aber zugleich cultivirter, und mächtiger zur See wurden, und die Athenienfischen und Jonischen Geschwader das Aegeische Meer bedeckten, mußte er von selbst eine andere Gestalt gewinnen; da man jene Räubereyen nicht länger zu dulden brauchte. Gleichwohl scheint die Verbindung zwischen Phönicien und Griechenland in den blühenden Perioden des letztern nicht mehr so stark gewesen zu seyn, als man vielleicht erwarten könnte. Keine Spur eines lebhaften Verkehrs zwischen Tyrus und Athen oder Corinth! Auch keine Spur von Handelstractaten, wie sie doch Carthago mit Rom und den Etruskischen Staaten in Menge schloß [7])! Die Handelseifersucht, die sich zwischen beyden Völkern fand, klärt zwar

6) Man sehe Odyss. XV. 402. etc. Dasselbe berichtet auch Herodot, gleich zu Anfange seines Werks.

7) Aristot. Polit. III. 9.

zwar diese Erscheinung zum Theil auf. — Wie viel geringer war von jeher der Verkehr zwischen Britannien und Frankreich, als er nach der Lage und Größe beyder Staaten hätte seyn können! — Ich glaube indeß, daß folgende Bemerkungen erst eine höhere Befriedigung gewähren.

Erstlich: Der Hauptgang des Handels aller großen seefahrenden Völker muß stets nach ihren Colonienländern gerichtet seyn. Dort geschieht der wechselseitige Austausch der Waaren im Großen; aller übrige Absatz ist nur Vereinzelung. Diese Wahrheit, welche die großen Seestaaten der neuern Zeit unleugbar bestätigen, empfanden schon sowohl Phönicier als Griechen; und daher schränkten die einen wie die andern ihren Hauptverkehr auf ihre Colonien ein.

Zweitens: Die Griechen konnten die mehrsten Phönicischen Waaren um so viel eher entbehren, da sie dieselben aus ihren eignen Kleinasiatischen Colonien haben konnten. Diese standen mit den Ländern des innern Asiens nicht weniger in Verbindung, als Tyrus und Sidon; und erhielten und spedirten daher auch großentheils dieselbigen Asiatischen Producte.

kauft wurden, oder auch mit schwerem Gelde von den Eltern wieder eingelöset werden mußten. Man kann davon kein lebhafteres und treueres Bild entwerfen, als der Griechische Barde selbst, in der Erzählung, die er dem Eumäus von seiner Geburt und Knabenschicksalen in den Mund legt [6]).

Diese Art des Verkehrs konnte indeß nicht länger dauern, als die Griechen selber in ihrer Kindheit blieben. Wie sie aber zugleich cultivirter, und mächtiger zur See wurden, und die Atheniensischen und Jonischen Geschwader das Aegeische Meer bedeckten, mußte er von selbst eine andere Gestalt gewinnen; da man jene Räubereyen nicht länger zu dulden brauchte. Gleichwohl scheint die Verbindung zwischen Phönicien und Griechenland in den blühenden Perioden des letztern nicht mehr so stark gewesen zu seyn, als man vielleicht erwarten könnte. Keine Spur eines lebhaften Verkehrs zwischen Tyrus und Athen oder Corinth! Auch keine Spur von Handelstractaten, wie sie doch Carthago mit Rom und den Etruskischen Staaten in Menge schloß [7])! Die Handelseifersucht, die sich zwischen beyden Völkern fand, klärt zwar

6) Man sehe Odyss. XV. 402. etc. Dasselbe berichtet auch Herodot, gleich zu Anfange seines Werks.

7) Aristot. Polit. III. 9.

Dieselben Ursachen, die den Verkehr der Phönicier mit Griechenland selbst beschränkten, verringerten ihn auch mit den griechischen Colonien, an der Küste von Vorderasien sowohl als in Sicilien. Die Geschichte hat uns wenigstens darüber keine ausdrückliche Zeugnisse erhalten; und zu den bereits angeführten Gründen kommt noch hinzu, daß zum mindesten in dem westlichen Theile des Mittelmeers der Handel der Phönicier immer mehr abnahm, je mehr Carthago sich hob, und sich fast ausschließend desselben bemächtigte.

Der Verkehr mit ihren eignen Colonienländern, und zwar vorzüglich mit Spanien, ist es also, der vorzugsweise unsre Aufmerksamkeit erfordert. Selbst ihre Niederlassungen auf den großen Inseln des Mittelmeers wurden, wie bereits oben bemerkt, nur als Stationen für diese entfernten Farthen betrachtet. Wir werden zu diesen Vorgebirgen der guten Hoffnung zurückkommen, wenn wir vorher jenes große Ziel ihrer Schifffahrten haben kennen gelernt. "Hispanische Schiffe waren das Hauptwerk deines Handels; du warest eine „volle Stadt, und wurdest geehrt auf den Meeren" [8])!

Die

8) Ezech. 27, 25. Man vergleiche damit die lehrreiche Stelle Jes. 60, 8. 9. wo der Prophet das Gemählde

des

Drittens: Während seiner blühenden Periode, d. i. seit dem Anfange der Perserkriege, hatte Griechenland an den Phöniciern nicht nur Nebenbuhler, sondern fast beständige erklärte politische Feinde. Der Haß der Phönicier gegen die Griechen zeigt sich nicht deutlicher, als durch die Bereitwilligkeit, mit der sie den Persern ihre Flotten liehen; und den lebhaften Antheil, den sie an den Expeditionen bald gegen ganz Griechenland, bald gegen einzelne Staaten nahmen. Wie ließ es sich denken, daß unter solchen Umständen ein sehr lebhafter, und regelmäßig eingerichteter, Verkehr statt finden konnte?

Demungeachtet aber blieben die Phönicier doch in dem Vorrecht, den Griechen einige der gesuchtesten zugleich und kostbarsten Waaren allein zuzuführen, die ihre eignen Colonien ihnen nicht liefern konnten. Dahin gehören zuerst alle Räuchwerke und Specereyen, welche die Phönicier selber aus Arabien zogen; und deren die Griechen bey ihren Opfern nicht entbehren konnten. Ferner die Tyrischen Fabrik- und Manufacturwaaren, wie Purpurgewänder, Putz- und Spielsachen und dergleichen, die man entweder nirgends von gleicher Vortrefflichkeit fand, oder wo auch der herrschende Geschmack einmal für die Phönicier entschieden hatte. Die-

Spanien, das jetzt selber seine Schätze aus Peru holen muß, war einst das silberreichste Land der Erde. Auch Gold ward dort in großer Menge gefunden [9]; und nicht weniger die unedlen Metalle [1]. Jene silberreichen Gebirge fanden sich in eben den Gegenden, welche oben bereits genauer beschrieben sind, und welche die Phönicier unter dem allgemeinen Nahmen von Tartessus oder Tarschisch begriffen. Der unermeßliche Reichthum an edlen Metallen, welche sie hier bey ihrer ersten Ankunft fanden, hatte sie selber so in Erstaunen gesetzt, und der Anblick davon sich so dem Gedächtniß der Nation eingeprägt, daß sich stets davon noch Sagen unter ihnen erhielten, die das passendste Gegenbild zu der ersten Ankunft der Spanier in Peru abgeben. Die ersten Ankömmlinge der Phönicier hätten, hieß es, des Silbers dort eine solche Menge gefunden, daß sie nicht allein ihre Schiffe damit anfüllten, sondern auch ihre sämmtlichen Geräthschaften, die Anker nicht ausgenommen, von diesem Metall verfertigten. So beladen wären sie in ihr Vaterland zurück gekehrt, das nicht säumte sich in den Besitz dieses Perus der

9) Strab. p. 216.

1) Besonders Zinn. Strab. p. 219.

der alten Welt zu setzen, und Pflanzstädte zu stiften, deren Nahmen und Lage wir bereits haben kennen lernen [2]).

Als die Phönicier zuerst nach Spanien kamen, war ein künstlicher Bergbau noch gar nicht nothwendig. Das Silbererz lag zu Tage; und man brauchte blos Schürfe zu machen, um dasselbe in großer Menge zu finden [3]). Die Einwohner selber kannten den Werth dieses Metalls so wenig, daß ihre gewöhnlichsten Geräthschaften davon verfertigt waren. Erst das Nachfragen der Phönicier, und die Begierde es zu besitzen, lehrten sie denselben kennen; und die Ankunft und die Niederlassungen dieser neuen Gäste konnten ihnen nicht anders als erwünscht seyn, da sie ihnen zugleich eine Menge Waaren zuführten, die sie gegen ein Mittel, das sie wenig achteten, eintauschen konnten. Allein als der erste Vorrath erschöpft war, und die gewinnsüchtigen Fremdlinge sich genöthigt sahen Gruben zu öffnen, ward das Loos der Iberer schlimmer. Man brauchte sie zu der Bearbeitung derselben, und wenn die Phönicier auch nicht mächtig genug

2) Man sehe Aristot. de Mirabil. CXLVII. et ibi Beckm.

3) Man sehe Strab. l. c. und vergleiche die Hauptstelle bey Diod. I. p.358. etc. woher die folgenden Nachrichten entlehnt sind.

genug waren, sie völlig zu Sclaven zu machen, — wiewohl wir von dem Verhältniß zwischen beyden nicht genau genug unterrichtet sind — so war doch ihr Schicksal, auch als bloße Arbeiter, äußerst hart.

Die Bergwerke der eigentlichen Phönicier scheinen sich auf die Gegend des südlichsten Vandaliciens eingeschränkt zu haben. Einen größern Umfang erhielten sie erst, als die Carthager ihre Nachfolger wurden; und mit größerer Macht als sie, als Eroberer in Spanien auftreten konnten. Silber war übrigens zwar die vornehmste, aber gar nicht die einzige, Ausbeute. Man fand auch Gold und Eisen; und außerdem wurden an der Nordküste von Spanien, oberhalb Lusitanien, auch Zinngruben von den Phöniciern angelegt. Alle diese Metalle nennt schon der Prophet Ezechiel als den Ertrag Spanischer Bergwerke. "Spanien handelte mit dir, wegen der Menge deiner „Güter; mit Silber, Eisen, Zinn und Bley „bezahlte es deine Waaren" [4]).

Daß außer den Bergwerken auch die große Fruchtbarkeit des südlichen Spaniens die Phönicier

4) Ezech. 27. 12. Und wegen des Zinns besonders Strab. p. 219.

cier an dieß Land fesselte, bezeugen die Schriftsteller des Alterthums ausdrücklich [5]). Man betrachtete Spanien als das einzige Land, das zugleich reich an Metallen, und an Getraide und Früchten war, welche unter diesem milden und glücklichen Himmel von der höchsten Vortrefflichkeit sind. Der Ueberfluß davon erzeugte das Einmachen oder Einsetzen derselben; und dieser Handel mit eingemachten Früchten wurde schon unter die ältesten Spanischen Handelszweige gezählt [6]).

Die Art des Verkehrs in ihren Spanischen Niederlassungen war dieselbe, welche die Phönicier gewöhnlich trieben, und mit weniger cultivirten Völkern nothwendig treiben mußten, — Tauschhandel. So beschreibt ihn uns der Prophet nicht nur, in der eben angeführten Stelle, sondern dasselbe bestätigen auch die Nachrichten Diodors. Sie brachten von ihrer Seite Tyrische Waaren, — wahrscheinlich Linnen, die gewöhnliche Kleidung der Spanier, vielleicht auch Putzsachen und Spielereyen, die der Barbar so gerne einzutauschen pflegt; — und erhielten dagegen Spanisches Silber, nicht als Geld, sondern als Waare;

5) Strab. et Diod. ll. cc. aus denen auch die folgenden Nachrichten entlehnt sind.

6) Strab. p. 213.

re; woran ihr Gewinn doppelt seyn mußte, wenn sie es in den südlichen Goldländern, wie man nicht unwahrscheinlich vermuthet, gegen Gold umsetzten.

Allein außer diesem unmittelbaren Nutzen, den sie aus ihren Spanischen Niederlassungen zogen, dienten sie ihnen auch noch mittelbar zu der Erweiterung ihres Handels auf dem Atlantischen Ocean. Gades war nicht nur der sichere Stapelplatz der Spanischen Schätze und Producte; sondern auch wiederum der Anfangspunct ihrer entferntern Fahrten, und ihres weitern Verkehrs; worüber sie selber den Schleyer des Geheimnisses warfen, den man vergeblich gänzlich zurückzuziehen strebt. Man wußte, daß sie von dort aus ihre Fahrt nach den Zinn-Inseln und den Bernstein-Küsten richteten; aber wo man diese suchen müsse, ließen sie absichtlich errathen; weil sie, besonders bey dem Bernstein, alle Concurrenz zu vermeiden streben mußten, wenn der hohe Preis desselben, der dem des Goldes gleich kam, nicht fallen sollte. Ich werde das, was sich hierüber mit einiger Zuverlässigkeit sagen läßt, in dem folgenden Bande, bey der Untersuchung über die Schifffahrt der Carthager, die nach eben diesen Gegenden gerichtet war, auseinander setzen. Es

wird

cier an dieß Land fesselte, bezeugen die Schriftsteller des Alterthums ausdrücklich [5]). Man betrachtete Spanien als das einzige Land, das zugleich reich an Metallen, und an Getraide und Früchten war, welche unter diesem milden und glücklichen Himmel von der höchsten Vortrefflichkeit sind. Der Ueberfluß davon erzeugte das Einmachen oder Einsetzen derselben; und dieser Handel mit eingemachten Früchten wurde schon unter die ältesten Spanischen Handelszweige gezählt [6]).

Die Art des Verkehrs in ihren Spanischen Niederlassungen war dieselbe, welche die Phönicier gewöhnlich trieben, und mit weniger cultivirten Völkern nothwendig treiben mußten, — Tauschhandel. So beschreibt ihn uns der Prophet nicht nur, in der eben angeführten Stelle, sondern dasselbe bestätigen auch die Nachrichten Diodors. Sie brachten von ihrer Seite Tyrische Waaren, — wahrscheinlich Linnen, die gewöhnliche Kleidung der Spanier, vielleicht auch Putzsachen und Spielereyen, die der Barbar so gerne einzutauschen pflegt; — und erhielten dagegen Spanisches Silber, nicht als Geld, sondern als Waare;

5) Strab. et Diod. ll. cc. aus denen auch die folgenden Nachrichten entlehnt sind.

6) Strab. p. 213.

re; woran ihr Gewinn doppelt seyn mußte, wenn sie es in den südlichen Goldländern, wie man nicht unwahrscheinlich vermuthet, gegen Gold umsetzten.

Allein außer diesem unmittelbaren Nutzen, den sie aus ihren Spanischen Niederlassungen zogen, dienten sie ihnen auch noch mittelbar zu der Erweiterung ihres Handels auf dem Atlantischen Ocean. Gades war nicht nur der sichere Stapelplatz der Spanischen Schätze und Producte; sondern auch wiederum der Anfangspunct ihrer entferntern Fahrten, und ihres weitern Verkehrs; worüber sie selber den Schleyer des Geheimnisses warfen, den man vergeblich gänzlich zurückzuziehen strebt. Man wußte, daß sie von dort aus ihre Fahrt nach den Zinn-Inseln und den Bernstein-Küsten richteten; aber wo man diese suchen müsse, ließen sie absichtlich errathen; weil sie, besonders bey dem Bernstein, alle Concurrenz zu vermeiden streben mußten, wenn der hohe Preis desselben, der dem des Goldes gleich kam, nicht fallen sollte. Ich werde das, was sich hierüber mit einiger Zuverlässigkeit sagen läßt, in dem folgenden Bande, bey der Untersuchung über die Schifffahrt der Carthager, die nach eben diesen Gegenden gerichtet war, auseinander setzen. Es

wird

wird dort erhellen, daß, wenn es gewiß ist daß die Britannischen und Sorlingischen Inseln die Sitze des Zinnhandels waren, man sich dagegen bey dem Vaterlande des Bernsteins mit blos wahrscheinlichen Vermuthungen begnügen muß. Wahrscheinlich aber ist es, daß die Fahrt der Phönicier sich bis nach der Ostsee und den Preußischen Küsten erstreckt habe. Es heißt nichts gesagt, wenn man aus der Schwierigkeit dieser Seereise einen Gegenbeweis hernehmen will. Der Phönicier hielt keine Fahrt für unmöglich, die dem damamaligen Zustande der Schiffkunde nicht geradezu entgegen war, das heißt keine Küstenschifffahrt; und es lag recht eigentlich in dem Character des Volks, hier durch wiederholte Versuche so weit vorzudringen, als man immer vordringen konnte.

Die Schifffahrten der Phönicier in dem Africanischen Ocean sind um vieles ungewisser. Die dunklen Sagen von Inseln, die sie dorten besuchten, machen es allerdings wahrscheinlich, daß sie von Gades aus nach Madera und den Canarischen Inseln segelten; von einer regelmäßigen Schifffahrt aber nach den Goldküsten jenseit des Senegals, wie ihre Colonisten die Carthager sie hatten, haben wir keinen Beweis. Von ihrer großen Entdekkungsreise rund um Africa werden wir unten reden;

den; vorher sey es mir erlaubt, durch die Säulen des Hercules in das Mittelmeer zurückzukehren, und einen Blick auf ihren Verkehr mit Sicilien und Carthago zu werfen.

Nach den Berichten des Diodor sollte es scheinen, daß ihre Niederlassungen an beyden Küsten nur ihres Spanischen Handels wegen gestiftet gewesen wären [7]). Auch hat Diodor wahrscheinlich Recht, so lange blos von Sicilien die Rede ist. Auf der weiten Fahrt von ihrer Heimath bis zu jenem fernen Lande brauchten sie unumgänglich einen Ruheplatz, wo ihre Schiffe einlaufen, und vor Stürmen und andern Zufällen einen Zufluchtsort finden konnten. Und wenn sie auch mit den Eingebohrnen einen Tauschhandel errichteten, und die Producte dieser reichen Insel mit sich führten, so wurden sie doch wahrscheinlich bald durch die, sich immer weiter ausbreitenden, Griechen auf jenes ursprüngliche System zurückgeführt. Aber anders ist es mit Africa. Wenn man auch nur blos die lange Reihe ihrer Pflanzstädte in Betrachtung zieht, so ist es wohl schon schwer zu glauben, daß dieselben allein auf die Erhaltung der Gemeinschaft mit Spanien wären berechnet gewesen.

7) Diod. I. p. 358.

sen. Es mag seyn, daß die frühesten Stiftungen, wie die von Utica, diese Veranlassung hatten [8]); aber als nachher die Africanischen Städte sich hoben, und den Handel des innern Africas an sich zogen, bekamen sie durch dieselben Theil an diesem, und erhielten die Africanischen Waaren, wenn gleich nur erst aus der zweyten Hand. Bestimmtere Nachrichten über den Verkehr mit den Africanischen Pflanzstädten fehlen uns leider! gänzlich; allein wenn sich dergleichen nicht auch von sich selbst verstände, so ist die genaue freundschaftliche Verbindung, die Carthago stets mit Tyrus unterhielt, Beweises genug. Eingedenk ihres Phönicischen Ursprungs, schickten die Carthager zu gewissen Zeiten heilige Gesandschaften zum Tempel des Tyrischen Hercules. Noch bey der Einnahme von Tyrus fand Alexander solche Gesandten in der eroberten Stadt [9]). Selbst während dieser Belagerung hatten die Tyrier einen Theil ihrer Schätze nebst ihren Weibern und Kindern nach Carthago gesandt, die auch dort einen sichern Zufluchtsort fanden [1]). Daß eine so genaue und fortdauernde Verbindung zwischen zwey handelnden Staaten auch einen

8) Diod. l. c.

9) Arrhian. II. 24.

1) Diod. II. p. 190.

einen langen und großen Verkehr voraussetzt, bedarf keines weitern Beweises.

Diese Richtung und diese Ausdehnung hatten die Phönicier ihrem Handel und ihrer Schifffahrt nach Westen gegeben. Es ist Zeit, daß wir uns auch jetzt nach Osten wenden, und ihre Fahrten auf den beyden großen Meerbusen des südwestlichen Asiens, dem Arabischen und Persischen kennen lernen, an denen sie, wie bereits oben gezeigt ist, sich zum Theil angesiedelt, und dadurch feste Plätze für diese entfernten Unternehmungen gewonnen hatten.

Es ist indessen leicht einzusehen, daß diese Schifffahrten nicht die ungestörte Dauer haben konnten, welche jene auf dem Mittelmeer hatten. Da das eigne Gebiet der Phönicier sich nie, weder zu dem einen noch dem andern Meerbusen erstreckte, so hieng es von politischen Verhältnissen ab, in wie fern sie ihre dortigen Häfen gebrauchen konnten oder durften. Wenn auch vielleicht der Weg ihren Caravanen offen blieb, so dachten die herrschenden Völker des innern Asiens doch nicht immer gleich, und waren nicht stets gewillet, fremde Pflanzstädte an ihren Küsten zu dulden.

Ihre Schifffahrt auf dem Arabischen Meerbusen war eine Folge ihrer Verbindung mit den Juden, und der Erweiterung des Gebiets der letztern unter David bis zu den Ufern dieses Meers. Ueber keinen Theil der alten Schifffahrt- und Handelsgeschichte ist so vieles geschrieben, als über diesen Handel nach Ophir, und daher, wie sich das bey einem Gegenstande erwarten ließ, der nur Wahrscheinlichkeit aber wenig Gewißheit gewährt, über keinen so wenig ausgemacht.

Ueber die Periode jener Schifffahrt, und den Ort der Abreise, läßt die Geschichte uns keinen Zweifel. Es ist gewiß, daß sie unter der Regierung Davids und Salomos, aus den Häfen Elath und Ezion-Geber, geschah [2]. Diese Oerter liegen an den beyden Spitzen, in welche der Aelanitische Busen des Arabischen Meers sich endigt. Sie gehörten bis dahin den Idumaeern oder Edomitern, einem Volk, das vielleicht von uralten Zeiten her aus denselben schon Schifffahrt getrieben hatte [3]; und fielen in die Hände des

2) Man sehe I. Reg. 9., 26.

3) Man findet bey mehrern Geschichtschreibern und Exegeten die Behauptung als gewiß aufgestellt, daß die Idumaeer ein seefahrendes Volk gewesen seyn. Ich finde dafür aber weiter keinen Beweis, als daß sie im Besitz jener Seehä-

des jüdischen Eroberers, als er das Volk selber besiegte. Die Phönicier ließen diese Gelegenheit nicht ungenutzt, indem sie mit ihren Verbündeten, den Juden, eine Schifffahrt anlegten, wobey beyde gewinnen mußten, da die Juden allein dazu schwerlich im Stande gewesen wären. Aber die Ungewißheit entsteht erst, wenn man nach dem Ziel der Reise, dem so berühmten Ophir frägt; das man bald in Ceylon, bald im glücklichen Arabien, und neuerlich ein berühmter Reisebeschreiber mit einem sonderbaren Aufwande von Gelehrsamkeit an der Ostküste von Africa suchte [4]. Aber nach der Analogie aller Nahmen sehr entfernter Oerter und Gegenden tritt bey Ophir ohne Zweifel derselbe Fall ein, wie bey Thule, Tartessus, und andern, daß es gar keinen bestimmten Ort, sondern nur eine gewisse Weltgegend bezeichnet, wie Ostindien und Westindien in der neuern Geographie. Ophir war nehmlich der allgemeine Nahme der reichen Südländer an den Arabischen und Africanischen Küsten, so weit man sie kannte; aus denen die Phönicier schon früher durch Cara-

Seehäfen waren; woraus sich blos eine wahrscheinliche, allein keine gewisse, Folgerung ziehen läßt.

4) Man sehe Bochart p. 769. Michaelis spicil. II. p. 184. und über die letzte Bruce Voyage I. p. 143.

Caravanen sich Schätze geholt hatten, und zu welchen sie jetzt eine Schifffahrt veranstalteten, um sich den Transport zu erleichtern, und sie aus der ersten Hand zu haben. Der Nahme war schon aus den Mosaischen Zeiten bekannt, und war auf jene südlichen Gegenden übertragen, von denen man nur Traditionen hatte. Man spricht daher davon als von einem bekannten Nahmen, und einem bekannten Lande; und es läßt sich wohl voraussetzen, daß die ganze Unternehmung auf eine frühere Bekanntschaft gegründet war; denn es war eine regelmäßig eingerichtete Schifffahrt, und keine Entdeckungsreise. Die Waaren die sie bringen, Elfenbein, Ebenholz und Gold, deuten hinreichend auf die eben erwähnten Länder, besonders Aethiopien [5]); nicht aber auf Ceylon, das gar nicht zu den goldreichen Ländern gehört.

Die Vortheile welche diese Schifffahrt gewährten, sind nach den Berichten der Juden für sie unermeßlich gewesen. Wenn aber auch in ihren Schilderungen nichts übertrieben wäre, so ist es doch eine höchst unrichtige Voraussetzung, wenn man aus diesem Handel allein, oder auch nur vorzugsweise, die Größe und den Reichthum von Tyrus

5) Man vergleiche Herod. III. 114. wo gerade dieselben Aethiopischen Waaren genannt werden.

Tyrus ableiten will. Nach den eignen Berichten der Juden scheint diese Schifffahrt nur sehr beschränkt gewesen zu seyn; gewiß war sie nur ein Nebenzweig des großen Tyrischen Handels, das eben dieselben Waaren jetzt auf einem andern, vielleicht wohlfeilern, Wege erhielt, und gar keinen merklichen Abbruch an seiner Größe litt, als diese Seereisen von selber aufhörten, wie die Juden durch die Beherrscher von Damascus aus jenen Häfen verdrängt wurden; wenn es nicht schon, (welches sehr wahrscheinlich ist,) sogleich in den unruhigen Zeiten nach Salomos Tode geschah.

Anders ist es mit ihren Schifffahrten aus dem Persischen Meerbusen. Wenn das Ziel ihrer Fahrten von dem Arabischen Meere aus ungewiß ist, so ist es dagegen keinem Zweifel unterworfen, daß sie von dort mit den Indischen Küsten in Verbindung standen. Da aber die Untersuchung darüber eine genaue Beschreibung des Persischen Meerbusens voraussetzt, und da sie ohnedem diesen Handel mit den Chaldäern oder Babyloniern theilten, so wird sich in dem zunächst folgenden Abschnitt, der dem letztern Volke gewidmet seyn wird, ein schicklicherer Platz finden, diesen Gegenstand in sein völliges Licht zu setzen.

Die bisherigen Schifffahrten der Pöhnicier hatten ihren festen und regelmäßigen Gang; allein außerdem war es ihre Gewohnheit eigentliche Entdeckungsreisen zu unternehmen, die oft den Grund zu einer Vergrößerung ihres Seehandels legten, oft aber auch nur eine Erweiterung ihrer Erdkunde zur Folge hatten. Der Zufall hat uns nur einen Bericht von ein Paar solcher Unternehmungen erhalten, die Herodot gelegentlich anführt; aber wie viele mögen von einem Volke gewagt und glücklich ausgeführt seyn, das so gut wie die Britten und Portugiesen seine Cooks und seine Guascos de Gama gehabt haben muß!

Auf einer dieser Entdeckungsreisen, die sie zu der Erforschung von Europa, schon im hohen Alterthum gegen den Hellespont hin, unternahmen, fanden sie die Insel Thasos gegen den Thracischen Küsten über, und sahen sich hier reichlich durch die einträglichen Goldgruben belohnt, die sie mit großem Fleiß und bewundernswürdiger Kunst, nach Herodots Bericht, der sie sah, anlegten, und bis auf den Zeitpunkt benutzten, da sie von den Griechen von der Insel verdrängt wurden [6])

Abe

6) Herod. II. 44. cf. VI. 47.

Aber weit merkwürdiger ist die zweyte große Entdeckungsreise, wovon wir die Nachricht eben diesem Schriftsteller verdanken, und welche nichts geringers als die Umschiffung von Africa zum Endzweck hatte, die sie unternahmen und glücklich ausführten. Ich setze die merkwürdige Erzählung des Geschichtschreibers selber her [7]:

"Daß Africa vom Meer umflossen wird, aus„genommen wo es mit Asien zusammenhängt, ist „ausgemacht. Neco, der König von Aegypten, „war, so viel ich weiß, der erste, der dieß be„wieß; der, nachdem er den Canal vom Nil zum „Arabischen Meer zu graben aufgehört hatte, Phö„nicische Mannschaft mit Schiffen ausschickte, und „ihnen den Auftrag gab, durch die Säulen des „Hercules in das nördliche (mittelländische) Meer „zurückzukehren, und so nach Aegypten zu kom„men. Die Phönicier fuhren also aus dem ro„then Meere ab, und beschifften das Südmeer. „Wenn es aber Herbst ward, so landeten sie, „und besäeten die Erde, wo sie auch immer in „Libyen waren, und erwarteten die Erndte; hat„ten sie aber geerndtet, so schifften sie weiter. „So

7) Herod. IV. 42.

„So daß sie, nachdem zwey Jahre verflossen wa-
„ren, im dritten Jahre durch die Säulen des Her-
„cules steuerten, und nach Aegypten zurückkamen.
„Auch erzählten sie etwas, das ich freylich nicht
„glaube, sondern das ein anderer glauben mag,
„daß, als sie Africa umschifften, sie die Sonne
„rechter Hand (in Norden) gehabt hätten."

Dieß ist die Erzählung von dieser eben so kühnen als glücklichen Entdeckungsreise, welche wir dem Vater der Geschichte verdanken. Die Phönicier unternahmen also die Umsegelung Africas von der entgegengesetzten Seite, von der die Portugiesen sie ausführten. Sie segelten aus dem Arabischen Meerbusen ab, und kehrten durch die Straaße und das Mittelmeer zurück. Sie landeten unterwegs ein paarmal, um zu säen und zu erndten. Wenn man sich erinnert, daß in jenem heißen Clima die Erndte bald auf die Aussaat folgt, (wozu höchstens drey Monathe erforderlich sind;) und daß sie zu der Ausbesserung der Schiffe, zu der Erholung der Mannschaft, und der Pflege der Kranken auch ohnehin gewiß öfter einige Wochen am Lande zubringen mußten, so wird jenes Säen und Erndten nichts befremdendes mehr haben. — Aeußerst interessant aber ist der Zusatz am Ende der Erzählung, wodurch der

der Schriftsteller gleichsam wider seinen Willen, weil er keine Fabel nacherzählen mag, die Wahrheit der Geschichte unwidersprechlich verbürgt, indem er den Umstand bemerkt, daß die Seeleute auf ihrer Fahrt die Sonne im Norden gesehen hätten. Denn das mußte ja auf einer Reise geschehen, auf der man den Aequator passirte; und wer fühlt nicht, daß so etwas unmöglich zu erdichten war?

Gleichwohl haben neuere berühmte Schriftsteller der ganzen Erzählung Herodots geradezu widersprochen, und mehrere Einwürfe dagegen gemacht [8]. Die Erzählung Herodots gründe sich auf eine bloße Volkssage; — es sey unerklärbar wie ein Aegyptischer König einen solchen Plan habe fassen können; — die Zeit der Umsegelung sey zu kurz; — die Schwierigkeiten der Fahrt, längs einer gefahrvollen Küste, zu groß; — und endlich es sey unbegreifflich, daß die Entdeckung nicht weiter genutzt sey. — Es ist nach meinem Urtheil immer

8) Mannert Geographie der Griechen und Römer B. I. S. 20. ꝛc. und Gosselin Recherches sur la Geographie des Anciens I. 149. Dagegen hat aber die Erzählung Herodots auch einen der trefflichsten Vertheidiger gefunden an Rennel, Geography of Herodotus. p. 682. etc.

mer gefährlich, einem bestimmten historischen Zeugniß blos wegen seyn sollender Unwahrscheinlichkeiten, geradezu zu widersprechen, besonders wenn es so starke innere Gründe vor sich hat, als das gegenwärtige. Aber es scheint mir ohnedem, daß die Einwürfe leicht zu widerlegen sind. Denn erstlich: ist es eine bloße Voraussetzung, daß Herodots Nachricht nur eine Volkssage zum Grunde hatte. Er nennt zwar seine Quelle nicht; allein er spricht so bestimmt, daß sie gewiß in seinen Augen volle Autorität haben mußte. Noch weniger kann es befremden, daß Neco von Aegypten dieser Plan zugeschrieben wird, so bald man diesen König kennt. Ein Fürst, der auf dem Mittelmeer und rothen Meer Flotten bauen ließ; und es versuchte beyde durch einen Canal zu verbinden, und Africa zur Insel zu machen [9]; der als Eroberer in Asien eindrang und bis zum Euphrat kam [1]), sollte bey dem nicht der Gedanke entstanden seyn können, die Gestalt und Größe von Africa erforschen zu lassen? — Der Einwurf ferner, daß diese Fahrt weitere Folgen hätte haben müssen, fällt von selber weg, so bald man nur einen

9) Herod. II. 158. 159.

1) Er verlohr die große Schlacht bey Circesium oder Carchemisch gegen Nebucadnezar, wodurch das Babylonische Reich gegründet ward. Man sehe Jerem. 46. 2. rc.

einen Blick in die nächstfolgende Geschichte von Phönicien wirft. Denn bald auf diese Expedition folgten die verheerenden Züge der Babylonischen Eroberer, ja selbst die Belagerung und Zerstörung von Tyrus durch Nebucadnezar; Zeiten, wo den Phöniciern wohl die Gedanken zu neuen Entdeckungsreisen vergehen mußten; wo sie zugleich auf immer ihre Unabhängigkeit verlohren, und dergleichen Unternehmungen vielleicht nicht mehr wagen durften, wenn sie auch gewollt hätten.

Den größten Schein mag vielleicht der Einwurf haben, der von der Schwierigkeit der Fahrt, und der Kürze der Zeit, in der sie ausgeführt seyn soll, hergenommen ist. Ich gestehe indeß, daß dieser Einwurf in meinen Augen gar kein Einwurf ist. Denn kennen wir den Grad der Vollkommenheit der Phönicischen Schifffahrt, und ihrer Hülfsmittel hinreichend, um auch nur mit einiger Zuverlässigkeit das Unwahrscheinliche bestimmen zu können? Ich glaube aber, daß dasselbe völlig wegfällt, wenn man folgende Bemerkungen zu Hülfe nimmt:

Erstlich: Es ist bereits in der Einleitung bemerkt, daß überhaupt Völker, welche an die Küstenschifffahrt gewöhnt sind, auch gerade in die-

ser viel geübter, und mit den Gefahren derselben viel vertrauter werden, als es selbst unsre seefahrenden Nationen nicht sind, die sich stets mit ihren Schiffen auf den offnen Meeren halten. Welche Uebung mußten hierin aber die Phönicier nicht erreicht haben; sie, die von Tyrus aus Europa umsegelten, und bis Britannien, ja vielleicht bis in die Mitte der Ostsee drangen?

Zweytens: Es ist eine unrichtige Voraussetzung, daß sie eine gänzlich unbekannte Küste hätten beschiffen müssen. Die Ostküste von Africa, besuchten sie ja schon seit Salomos Zeit; die Schifffahrten nach Ophir deuten auf eine regelmäßige Schifffahrt nach derselben; und wer mag es bestimmen, wie viele Fahrten sie dahin schon unternommen, und wie weit sie dieselben ausgedehnt hatten? Ja selbst das oben erwähnte Säen und Erndten setzt schon eine Kenntniß des Climas in jenen heißen Gegenden voraus, ohne welche sie auf einen solchen Gedanken nicht einmal gekommen seyn könnten; und giebt also statt eines Einwurfs vielmehr einen neuen Beweis für die Zuverlässigkeit der Erzählung Herodots [2]).

End-

2) So großen Glauben ich übrigens Herodots Erzählung beymesse, so wenig kann ich der Hypothese von Michaelis bey-

Endlich ist es durch neuere Untersuchungen deutlich auseinandergesetzt, daß eine Umschiffung Africas von dem Arabischen Meerbusen aus gar nicht mit den Schwierigkeiten, wie von der entgegengesetzten Seite her, verbunden ist. Im Gegentheil traf hier Alles zusammen, die Ausführung zu erleichtern, sowohl die regelmäßigen Winde, welche in jener Weltgegend herrschen, als was hier vielleicht von noch größerer Wichtigkeit war, die Seeströmungen. Küstenschifffahrten müssen immer von diesen am meisten abhängen. Sie aber waren, nicht weniger als die Winde, den Phöniciern günstig, so bald diese von dem Arabischen Meerbusen ausliefen, auf dem größten und beschwerlichsten Theil ihrer Reise, bis nach den Küsten von Guinea hin [3]).

Aber auch ohne diese fernen Entdeckungsreisen bleibt der Umfang, den dieß merkwürdige Volk seiner

beytreten, daß eine regelmäßige Schifffahrt nach Gades und Tarschisch um Africa eine Folge dieser Entdeckungsreise gewesen sey, wovon sich gar kein Beweis findet. Man sehe Michael. Spicileg. I. p. 98. etc.

3) Diese Puncte sind zuerst auseinandergesetzt von Rennel in der Geography of Herodotus p. 693 etc. Wir verdanken dieser Untersuchung auch zugleich eine wichtige Charte von Africa mit Bezeichnung der Winde sowohl, als der Strömungen.

ner regelmäßigen Schifffahrt gegeben hatte, nicht weniger bewundernswürdig. Wenn Beschiffung des offnen Oceans erst die Folge von der Bekanntschaft mit der neuen Welt war, die jenseit desselben sich findet, so leitete sie dagegen ihr kühner Entdeckungsgeist von Küsten zu Küsten. Die lange Reihe von Jahrhunderten, wo sie ausschließend die Herren der Meere waren, gab ihnen hinreichende Zeit zu jenen allmähligen Fortschritten; die vielleicht um desto sicherer waren, je langsamer sie geschahen. Sie brachten ihre Schiffkunst gerade zu der Stuffe der Vollkommenheit, deren sie damals bedurfte, und deren sie fähig seyn konnte; und dehnten ihre Unternehmungen und Entdeckungen viel weiter aus, als Venezianer und Genueser in den Jahrhunderten des Mittelalters. Ihre zahlreichen Flotten verbreiteten sich auf dem Indischen wie auf dem Atlantischen Weltmeer; und die Tyrischen Wimpel wehten zu gleicher Zeit an den Britannischen Küsten, und an den Ufern von Ceylon.

Vierter Abschnitt.

Fabriken und Landhandel der Phönicier.

Die Waaren, welche die Phönicier dem Auslande zuführten, bestanden zwar theils in den Erzeugnissen ihres Fleißes, den Werken ihrer Manufacturen und Fabriken, allein noch weit mehr in den Producten welche aus den Asiatischen Ländern, mit denen sie in Verbindung standen, von ihnen abgeholt oder auch ihnen gebracht wurden. Sie mußten die rohen Materialien, die ihre eignen Künstler und Handwerker verarbeiteten, aus der Ferne holen; denn wie hätte ihr kleines Gebiet diese in hinreichender Menge erzeugen können, um so viele und ausgebreitete Länder damit zu versorgen? Daß die Phönicier daher einen ausgedehnten Landhandel hatten, würde sich schon von selber verstehen, wenn auch keine ausdrückliche Nachrichten darüber vorhanden wären. Gleichwohl hat auch dieser, so wie der Landhandel der Carthager, vielweniger die Aufmerksamkeit der Untersucher auf sich gezogen, und würde so wie jener unbe-

unbemerkt geblieben seyn, wenn nicht die Erklärer des alten Testaments, wo sich in den Weissagungen des Propheten Ezechiel die Hauptstelle darüber findet, gleichsam gezwungen gewesen wären einige Rücksicht darauf zu nehmen.

Das ganze sieben und zwanzigste Capitel dieses Propheten gehört hierher. Dieß, für die Geschichte des Völkerverkehrs unschätzbare, Fragment, enthält nemlich eine geographische Uebersicht des Handels, und zwar besonders des Landhandels von Tyrus, dem der Prophet seinen nahen Untergang durch die Züge Nebucadnezars droht. Die Schwierigkeiten, die in den geographischen Nahmen liegen, sind durch Michaelis und Bochart schon zur Genüge, oder wenigstens so weit als möglich war, gehoben. Ohne diese gleichzeitige Urkunde würden wir den Umfang des Tyrischen Handels wohl ahnen, aber nicht erweisen können; denn die Berichte griechischer Schriftsteller über diesen Gegenstand sind höchst dürftig und beschränkt. Aber jenes Gemälde des hebräischen Dichters entwirft uns ein Bild von dem großen innern Völkerverkehr von Asien, das die beschränkten Begriffe über den Handel der alten Welt nicht wenig erweitert.

Ehe

Ehe wir aber diesen auswärtigen Verkehr der Phönicier untersuchen, sey es mir erlaubt, auf die Erzeugnisse ihres eignen Kunstfleißes, die bereits im hohen Alterthum so allgemein berühmt wurden, daß sich das Andenken davon bis auf unsere Tage erhalten hat, einige Blicke zu werfen.

Unter jenen Fabriken der Phönicier verdienen ihre Färbereyen unstreitig den ersten Platz. Die schöngefärbten Gewänder von Sidon waren schon im Homerischen Zeitalter berühmt [1]); und wer kennt nicht den Tyrischen Purpur, einen der allgemeinsten und vornehmsten Gegenstände des Luxus der alten Welt? — Ich fasse, was ich über diesen wichtigen Gegenstand zu sagen weiß, unter einige allgemeine Bemerkungen zusammen [2]).

Erstlich: Es ist eine gänzlich falsche Vorstellung, wenn man sich unter Purpur eine einzelne

1) Man sehe Il. VI. 291. Od. XV. 424.

2) Die besten Untersuchungen über diese Materie verdanken wir Italiänern. Das Hauptwerk ist das von Amati de restitutione purpurarum; (die dritte Ausgabe Cesena 1784). Ihm ist angehängt eine, mit Noten begleitete, Abhandlung von Capelli, de antiqua et nupera purpura; und einen schönen Nachtrag enthält Don Michaele Rosa Dissertazione delle porpore e delle materie vestiarie presso gli antichi. 1786.

zelne Farbe gedenkt. Vielmehr bezeichnet dieser Ausdruck im Alterthum eine ganze Hauptgattung der Färberey, zu der man sich animalischer Farben, nemlich des Saftes der Seemuscheln, bediente. In diesem Sinne wird diese eine Gattung der Färberey unterschieden von der zweyten, der vegetabilischen, bey der man die mancherley Färbekräuter gebrauchte; (colores herbacei [3])). Jene erste Hauptgattung umfaßte nun aber nicht Eine, sondern eine große Menge und Verschiedenheit von Farben; denn es kommt keinesweges blos rother, sondern sowohl weißer als schwarzer Purpur, und fast alle Mittelsorten, vor [4]).

Zweitens: Es gab eine doppelte Gattung Schaalenthiere, deren man sich zu diesen Färbereyen bediente. Die eine, Buccinum, fand man an Klippen und Felsen; die andere Purpura oder Pelagia (die eigentliche Purpurschnecke,) wurde durch Köder in dem Meere gefangen. Die Schaalen von beyden waren gewunden; aber die der erstern abgerundet; die der andern

3) Amati p. 1.

4) Amati l. c. zählt 9 einfache Purpurfarben, von weiß bis zu schwarz, und 5 gemischte auf. Jene ersten sind schwarz, grau (lividus), violet, roth, dunkelblau, hellblau, gelb, röthlich, weiß.

andern zugespitzt; und beyde sollten so viele Windungen haben als sie Jahre zählten [5]. Man fand die eine und die andere in so großer Menge, daß sie, nach Plinius Ausdruck, gleichsam die Ufer bedeckten, und zwar keinesweges blos an den Phönicischen Küsten, sondern in dem ganzen Mittelmeer, und selbst in dem atlantischen Ocean. Unter den Ländern des Mittelmeers waren besonders die Ufer des Peloponneses und Siciliens deshalb berühmt; in dem Atlantischen Ocean aber die Britannischen Küsten. Allein in der Güte der Farbe findet sich allerdings ein Unterschied, der durch physische Ursachen erzeugt wird. So sollen die Muscheln des Atlantischen Oceans den schwärzesten, die an den Italischen und Sicilischen Ufern hingegen einen violetten, und endlich die an den Phönicischen und überhaupt den südlichen Küsten einen hochrothen Saft haben [6]. Man brauchte aber nicht den Saft des ganzen Thiers, sondern er ward nur aus einer weißen Ader oder Blase am Halse gedrückt, welche man die **Blume** nannte; das übrige des Thiers wurde als unbrauchbar weggeworfen [7].

Drit-

5) Man sehe Amati p. XXVII.
6) Amati p. XXVI.
7) Die Hauptstelle bey Plin. IX. 36. cf. Amati p. XXX.

Drittens: Man sieht also schon daraus, daß diese Färberey erst nach und nach sich vervollkommnen, und auch zugleich weiter verbreiten konnte. Allein die Phönicier werden ausdrücklich als die Urheber derselben angegeben, denn der Tyrische Hercules wird als Erfinder derselben genannt; und sie geriethen darauf offenbar durch die Beschaffenheit ihrer Wohnsitze, wo sich diese Schalenthiere in großer Menge fanden. Purpurfärbereyen blieben also auch ihnen keinesweges ausschließend eigen [8]); allein sie sahen sich im Stande, sowohl durch ihren größern Kunstfleiß, als durch die vorzügliche Güte der Muscheln an ihren Ufern, sie zu einem höheren Grade der Vollkommenheit zu bringen, und diesen Vorrang zu behaupten. Der hochrothe und der violette Purpur wurde besonders nirgend so vortrefflich als in Tyrus gefärbt; Gewänder dieser Art wurden daher herrschende Mode unter den Großen, und überhaupt unter den höhern Ständen; und daraus läßt sich leicht der Schluß auf den unermeßlichen Umfang machen, den dieser Zweig der Industrie bey den Phöniciern gehabt hat.

Endlich: Obgleich alle Kleidungsstoffe der Alten, Baumwolle sowohl als Linnen, wie auch in

8) Amati p. XXXV.

in spätern Zeiten Seide, mit Purpur gefärbt wurden, so ward diese Färberey doch hauptsächlich bey der Wolle gebraucht. Die benachbarten Nomadischen Völker lieferten, wie ich bald zeigen werde, diese den Phöniciern in vorzüglicher Feinheit und Güte, und sie sahen sich daher im Stande ihren Gewändern zugleich durch die Vortrefflichkeit des Stoffs und der Farbe einen höhern Werth zu geben [9]. Die Färbung geschah bey ihnen durchgehends in der Wolle; und ward gewöhnlich wiederholt (purpurae dibaphae); wodurch man theils das hohe Roth, theils aber auch das Violet erhielt, je nachdem man verschiedener Arten der Purpurs sich bediente, und die Verfahrungsarten einrichtete [1]. Schönheit, Zartheit und Dauer-

9) Amati p. XLVI.

1) Man sieht leicht, daß sowohl die größere Schönheit als auch die Mannigfaltigkeit der Farben nicht blos durch die natürliche Verschiedenheit, sondern noch mehr durch die künstliche Bereitung und Mischung hervorgebracht ward. So erhielt man z. B. den dunkelrothen Purpur, indem die Wolle zuerst in den Saft der Purpura, und dann wenn sie gekämmt war, in den von den Buccinis gelegt wurde; den violetten aber durch die umgekehrte Procedur. — Es gab dabey aber eine Menge Handgriffe, besonders um den Grad zu bestimmen, bis zu welchem die Farbe gekocht werden mußte. Man sehe Amati p. XXXV etc.

Dauerhaftigkeit, waren die Hauptvorzüge, welche von den Purpurgewändern allgemein gerühmt werden; außerdem aber verstand man auch noch die Kunst ihnen einen gewissen Glanz zu geben, der sie in andere Farben herüberspielen machte, (Changeant;) und woran man einen besondern Gefallen gefunden zu haben scheint [2]). Das Hervorstechende und Schimmernde zog in allen Zeiten am meisten die Aufmerksamkeit des großen Haufens, so wie aller uncultivirten Nationen, auf sich; und so ist es nicht zu verwundern, wenn es auch in dem Phönicischen Zeitalter die mehrsten Liebhaber fand.

Färbereyen konnten nicht ohne Webereyen seyn. Da das Färben bey den Phöniciern durchgehends in der Wolle geschah, so folgt schon daraus von selbst, daß die Gewänder, welche sie versandten, ihre eigne Arbeit waren. Die vornehmsten Fabriken dieser Art waren in den frühern Zeiten zu Sidon; bereits Homer preiset zu wiederholtenmalen die Sidonischen Gewänder [3]); nachmals aber auch in den übrigen Phönicischen Städten, und besonders in Tyrus. Es ist zu bedauern, daß

2) Amati p. XLII.

3) Il. VI. 29. Od. XV. 424.

daß uns die Geschichte, so oft sie auch der Tyrischen Kleider und Gewänder erwähnt, doch keine bestimmtere Nachrichten erhalten hat.

Ein anderes Kunsterzeugniß der Phönicier, das sie erfanden, und lange ausschließend verfertigt haben sollen, war das Glas [4]. Der Sand, oder das Nitrum, welches man dazu gebrauchte, fand sich in den südlichen Gegenden ihres Landes, neben dem kleinen Küstenfluß Belus, der an dem Fuße des Berges Carmel aus einem See Cendeva, (wahrscheinlich Megiddo) entsprang [5]. Eine lange Reihe von Jahrhunderten hatten, nach Plinius Zeugniß, diese Fabriken fortgedauert; der Hauptsitz derselben aber war zu Sidon und dem benachbarten Sarephta [6]. Bey der geringen Anzahl der Glashütten konnte indeß im Alterthum der Gebrauch des Glases nicht so allgemein werden als bey uns; zumal da in allen südlichen Ländern, und

4) Wir haben über diesen Gegenstand zwey Abhandlungen; eine von Hamberger: vitri historia ex antiquitate eruta; und eine von Michaelis Historia vitri apud Hebraeos. Beyde stehen in den Commentariis Soc. Goett. T. IV. p. A. 1754.

5) Man sehe MICHAELIS l. c. p. 310.

6) Die Hauptstelle ist bey PLIN. XXXVI. 26. cf. HAMBERGER l. c. p. 488.

und im ganzen Orient, wegen des milden Climas die Fenster durchgehends blos durch Vorhänge oder Jalusien verschlossen zu werden brauchen; und man sich zu den Trinkgefäßen mehr der Becher aus edlen Metallen oder Steinen bedient. Dagegen scheint schon früh in den Prachtgebäuden jener Länder eine sonderbare Art des Luxus eingeführt zu seyn, da man die Wände und Decken der Säle mit Glaß auslegte [7]). Die verschiedenen Bedeutungen indeß, in welchen der griechische Ausdruck ὕαλος gebraucht wird, der eigentlich jede durchsichtige Materie, wie Cristall, verschiedene Steinarten, und dergleichen bezeichnet, machen es unmöglich immer mit Gewißheit zu bestimmen, ob vom eigentlichem Glase, oder einer andern ihm ähnlichen Materie die Rede sey.

Neben diesen Waaren gehörten alle Putzsachen und schöngearbeitete Geräthschaften zu den Erzeugnissen des Phönicischen Kunstfleißes. Die Art ihres Handels, der lange in bloßem Tausch unter barbarischen Völkern bestand, bey denen solche Waaren immer den schnellsten und sichersten Abgang finden, mußte sie schon in frühen Zeitaltern zu diesen Zweigen der Industrie füh-

7) Michaelis l. c. p. 332.

führen. Eine Kette aus Bernstein und Gold, künstlich an einander gereihet, bringen schon die phönicischen Schiffer bey Homer nach Griechenland [8]). Künstliche Arbeiten in Elfenbein, das ihnen ihr Handel mit Indien und Aethiopien verschafte, erwähnt Ezechiel [9]); und wie manche Arten der Producte ihrer Industrie mögen durch Mangel der Nachrichten der Vergessenheit übergeben seyn? Der Zufall hat uns Weniges aus Vielem erhalten; bey einem reichen und prachtlibenden Volke folgte aber das Uebrige von selbst.

Ich wende mich jetzt zu dem auswärtigen Verkehr, den die Phönicier mit den Völkern Asiens in dem Innern dieses Welttheils trieben.

Wir werden diesen Landhandel der Phönicier am besten übersehen, wenn wir denselben nach seinen drey Hauptrichtungen in eben so viele Zweige theilen; wovon der erste den Südhandel oder den Arabisch-Ostindischen und Aegyptischen; der zweyte den Osthandel, oder den Assyrisch-Babylonischen; und der dritte endlich den Nordhandel oder Armenisch-Cauca-

casi-

8) Od. XV. 459.

9) Ezech. 27, 6.

casischen, begreift. Die Angaben des Propheten werden den Grund der Untersuchung ausmachen; allein die zerstreuten Berichte anderer, auch griechischer, Schriftsteller werden nicht selten weitere Aufklärungen geben.

Sowohl aus den Nachrichten des hebräischen Dichters, als der Profanschriftsteller, ist es klar, daß von diesen verschiedenen Handelszweigen der südliche Arabisch-Ostindische der wichtigste war. Wir nennen ihn den Arabisch-Ostindischen, nicht weil wir es schon hier als erwiesen annehmen, daß die Phönicier selber über Arabien nach Ostindien reiseten, sondern weil sie in Arabien Ostindische Waaren fanden, deren Stapelplatz damals diese Halbinsel war. Arabien selbst aber durchzogen sie nach allen Seiten, sowohl bis zu seiner östlichen Küste, als seinem südlichen Ende. Es ist daher nothwendig über die Natur und Beschaffenheit dieses großen Landes einige Bemerkungen vorauszuschicken, wenn man den Umfang und die Wichtigkeit des Phönicischen Handels durch dasselbe richtig beurtheilen will.

Arabien gehört unter die größten Länder der Erde, denn sein Flächeninhalt beträgt mehr als das vierfache von Deutschland. Es unterscheidet

sich durch seine innere Beschaffenheit auffallend von dem übrigen Asien; und scheint dagegen gleichsam eine Fortsetzung von Africa zu seyn, wovon es nur durch einen Meerbusen getrennt wird. Denn die physische Beschaffenheit ist nicht nur überhaupt dieselbe, wie die von Africa; sondern wechselt auch unter denselben Breitengraden. Die Länder zwischen dem 30° und 20° N. B., welche die großen Africanischen Sandwüsten umfassen, enthalten auch völlig ähnliche Gegenden in Arabien; und wenn der Nil und der Arabische Meerbusen nicht wären, so würde der ganze unermeßliche Erdstrich von den Ufern des Atlantischen Meers bis zum persischen Meerbusen nur Eine ununterbrochene Sandwüste bilden, in der man in dem Africanischen und Asiatischen, oder Arabischen, Theil nicht die mindeste auffallende Veränderung wahrnehmen würde. So wie aber in Africa unter dem 20° in der Gegend des Nigers die Fruchtbarkeit wieder anfängt, und reiche und gesegnete Länder folgen, so ist es auch in Arabien. Der südliche Theil dieses Landes, der unter dem Nahmen des glücklichen Arabiens begriffen wird, bezeichnet diese Veränderung schon durch seine Benennung. Deshalb mußte der Handel durch Arabien auch dieselbe Gestalt gewinnen, als der durch Africa. Wer zu jenen reichen Gegenden sich den Zugang

öffnen

öffnen wollte, mußte vorher die Wüste durchwandern; und dieß konnte der Kaufmann nicht anders als nur in großen Gesellschaften, oder Caravanen, thun. Daher war der Arabische Landhandel, im Alterthum wie in neuern Zeiten, Caravanenhandel.

Obgleich auch die Wüste selber nicht ganz productenleer ist, so zieht dennoch der fruchtbare südliche Theil vorzüglich die Aufmerksamkeit des Geschichtforschers auf sich. Er wird unter dem Nahmen Jemen, (das Land zur rechten, — im Gegensatz gegen Syrien, —) begriffen; ein Nahme der bald, wie der des glücklichen Arabiens, den ganzen südlichen Theil der Halbinsel vom Persischen bis zum Arabischen Meerbusen, bald aber blos den südwestlichen Theil am Indischen Meere umfaßt. Auch in dieser Bedeutung, die wir hier zum Grunde legen, ist Jemen dennoch ein Land das ungefähr einen gleichen Flächeninhalt mit Frankreich hat. Es verdient den Nahmen des glücklichen, im Gegensatze gegen das wüste, nicht sowohl durch eine allenthalben gleiche und ausgebreitete, als vielmehr nur größere, Fruchtbarkeit, die in diesem gebirgichten Lande durch die Menge kleiner Bergflüsse entstehet, die auf den Gebirgen entspringen, ohne doch zu großen Strömen anzuwachsen.

Für den Handel ward Jemen aus einer doppelten Ursache wichtig. Durch seine eignen Erzeugnisse, und als Stapelplatz der Indischen und Aethiopischen Waaren. Es war, so wie die gegenüberliegende Aethiopische Küste, von jeher das Hauptland, welches Räuchwerk mancherley Art, besonders aber Weihrauch erzeugte, dessen Wichtigkeit für den Handel der alten Welt schon bey anderer Gelegenheit auseinandergesetzt ist. Die verschiedenen Arten Räuchwerks, welche in Herodots Zeitalter von daher durch die Phönicier gebracht wurden, sind durch diesen Schriftsteller schon genau beschrieben. "Nach Mittag," sagt er uns [1], "ist das äußerste der bewohnten Länder Arabien. „In diesem Lande allein wächst der Weihrauch, „die Myrrhe, der Zimmet, die Casia und „das Ladanum. Der Weihrauch wird von „Bäumen gesammelt, auf denen sich eine Menge „kleiner geflügelter Schlangen aufhalten, die durch „Rauch von Styrax müssen vertrieben werden. „Die Casia wächst in einem kleinen nicht tiefen See, worin sich eine Menge geflügelter Insecten finden, die den Fledermäusen ähnlich sind, „und gegen die man sich durch Verhüllung des „ganzen Körpers und Gesichts verwahren muß; „das

1) Herod. III. 110—112.

„das Ladanum endlich wird wie Unrath in den „Bärten der Ziegenböcke hangend gefunden; ist „aber zu vielen Salben brauchbar; auch bedienen „sich die Araber deßelben vorzüglich zum Räu„chern" 2).

Außer diesen Arten des Räuchwerks werden uns noch Gold und Edelsteine als einheimische Producte des glücklichen Arabiens ausdrücklich genannt. Goldgruben finden sich dorten zwar in neuern Zeiten nicht mehr; allein die Versicherungen davon sind im Alterthum so allgemein, daß man vernünftiger Weise nicht zweifeln kann, Jemen sey einst ein goldreiches Land gewesen 3). Warum sollten auch die Gebirge desselben nicht eben das Metall erzeugen, welches die benachbarten Gebirge des gegenüberliegenden Aethiopiens im Ueberfluß besitzen? Edelsteine hingegen findet man in den Bergen der Landschaft Hadramaut 4), wenig-

2) Aus Mißtrauen in meine eignen Einsichten gebe ich die naturhistorischen Bestimmungen dieser Pflanzen nach den Bemerkungen, die mir von einem Kenner der Botanik der Alten gütigst mitgetheilt sind. Σμύρνη, ist Myrrha cf. Dioscor. I. 77. Theophr. IX. 45. Κάσια ist Laurus Casia L. cf. Diosc. I. 12. Theoph. IX. 4. 5. Λάδανον aber ist Cistus Creticus L. Diosc. I. 128. cf. Tournefort. I. p. 29.

3) Michaelis specileg. II. p. 190.

4) Bey den Griechen Chatramotite.

wenigstens solche, die bey den Alten stets den Nahmen der Edelsteine tragen, wie Onyxe, Rubine, Achate ꝛc.

Aber neben diesen ungezweifelten Producten des glücklichen Arabiens finden wir nun auch andere arabische Waaren angeführt, die doch gewiß nicht eigentlich Arabisch, sondern theils Indisch, theils Aethiopisch sind. Zu jenen gehört der Zimmet (Cinnamomum) oder der Caneel; zu diesen das Elfenbein und Ebenholz. Der Zimmet wird zwar von Herodot schon unter die Arabischen Producte gezählt, allein die fabelhafte Nachricht, die er davon aus dem Munde der Phönicier wiederholt, zeigt hinreichend, daß sie selber aus seinem wahren Vaterlande ein Geheimniß machten [5]. "Wo der Zimmet wächst, und welches Land ihn „hervorbringt, das weis man nicht zu sagen, „außer daß man nicht unwahrscheinlich behauptet, er werde in den Gegenden erzeugt, wo einst „Bacchus erzogen ward [6]). Eine große Art „Vögel nemlich sollen diese Gewächse, die wir „nach Anleitung der Phönicier Cinnamomum nennen, in ihre Nester tragen [7]), aus denen man „es

5) Herod. l. c.

6) D. i. in Indien. S. B. I. S. 399.

7) Ich werde in dem nächsten Abschnitt von dem Babylonischen

„es durch einen Kunstgriff (den er weiter be„schreibt,) gewinnt." Spätere Schriftsteller, wie Diodor und Strabo [8]), nennen zwar den Zimmet unter den übrigen Arabischen Producten, allein man sieht leicht, daß sie die von dorther kommenden Waaren mit den einheimischen Producten verwechseln.

Nach dieser Bestimmung der vornehmsten Handelsartikel entsteht die wichtige Frage: "welche „Gegenden und Plätze des glücklichen Arabiens „die Hauptsitze jenes Handels waren"? Es ist ein großer Gewinn für die Geschichte, daß uns der Prophet darüber genaue Nachrichten hinterlassen hat. Die Oerter welche er uns nennt, setzen es außer Zweifel, daß die Phönicier dazu vorzüglich die beyden Landschaften Hadramaut und Sedschar, die reichsten und fruchtbarsten von Yemen, gewählt hatten [9]). "Wadan und Javan brachten dir aus Sanaa Degenklingen, Casia und Zimmet zum Austausch deiner Waaren. „Die Kaufleute von Saba und Raema handelten „mit

schen Handel zeigen, daß dieß eine ächt Ceylonische Tradition ist.

8) Diod. I. P. 161. Strab. p. 1124.

9) Ezech. 27, 19—24. nach Michaelis Uebersetzung, dessen Anmerkungen ich für das Folgende zu vergleichen bitte.

„mit dir; die besten Gewürze, Edelsteine und „Gold, brachten sie dir für deine Waaren. Haran, Canna, Aden, Saba handelten mit dir." Einige dieser Oerter, wie Aden, Canna, Haran, alles berühmte Häfen am Indischen Meer; Sanaa und Saba, oder Mariaba, noch jetzt die Hauptstadt von Yemen, haben ihre Nahmen bis auf unsre Tage unverändert erhalten; von andern, wie von Wadan an der Meerenge Babelmandeb, weiß man mit Wahrscheinlichkeit die Lage. Zugleich aber sind diese genauen Nachrichten des Propheten ein Beweis, welche specielle Kenntniß von dem glücklichen Arabien man in Palästina hatte, und wie groß und häufig der Verkehr mit diesem Lande gewesen seyn muß.

Indeß beschränkte sich derselbe nicht blos auf das südliche Arabien, sondern erstreckte sich nicht weniger auf die Ostküste am Persischen Meerbusen. "Dadens Söhne trieben deine Handlung, „und nach großen Ländern gieng deine Kaufmannschaft; mit Horn, Elfenbein und Ebenholz, erwiederten sie deine Waaren" [1]). — Daden ist eine der Baharein-Inseln auf dem Persischen Meer-

1) Ezech. 27, 15.

Meerbusen, wie ich unten zeigen werde [2]; wo sich auch die Phönicischen Niederlassungen in der Nähe der Handelsstadt Gerrha gefunden haben sollen. Wenn aber diese Worte des Propheten die Verbindung zwischen Phönicien und dem Persischen Meerbusen beweisen, so beweisen sie auch zugleich unwidersprechlich die Verbindung in der die Phönicier mit Indien standen. Die großen Länder, nach denen der Phönicische Handel über Daden gieng, können keine andre als Indien seyn, und wenn die Lage dieß nicht schon zeigte, so würden es die angeführten Waaren außer Zweifel setzen. Elfenbein und Ebenholz konnte man in Daden nur aus Indien haben, denn Arabien hat keine Elephanten; und das Horn ist wahrscheinlich der Zahn des Narvals, der auch in dem Indischen Meere zu Hause ist [3].

Nachdem wir jetzt die Hauptziele des Phönicisch-Arabischen Handels gefunden haben, ist es nicht weniger wichtig die Zwischenhändler durch welche, und die Art und Weise wie er geführt wurde, kennen zu lernen.

Daß

2) Man sehe über dieß alles unten den Abschnitt über den Handel der Babylonier.

3) MICHAELIS a. h. l.

Daß derselbe nach der Beschaffenheit des Landes kein andrer als Caravanenhandel war und seyn konnte, ist bereits oben gezeigt. Aber wer bildete diese Caravanen? von wo zogen sie aus? und welche Straßen nahmen sie?

Es ist bereits oben bemerkt, daß die Caravanen bey weitem dem größern Theil nach durch Nomadische Hirtenvölker gebildet zu werden pflegen; die vermöge ihrer Lebensart dazu weit mehr als die Städtebewohner geschickt sind [4]). Eben diese Bemerkung tritt auch hier wieder ein; und wird sogleich durch die Art, wie der Prophet den Tyrischen Landhandel schildert, bestätigt. Er beschreibt ihn nehmlich durchaus so, daß die Völker kommen, und dem Tyrier ihre Waaren bringen; nie aber so, daß der Tyrier hingeht, und sie abholt. Tyrus befand sich hier in einer gleichen Lage mit Carthago. Es hatte in seiner Nähe eine Menge Nomadischer Völker, welche es, so wie Carthago, zu der Betreibung seines Handels gebrauchte. Die Wüsten von Arabien und Syrien waren mit solchen Völkerschaften besetzt, die hier mit ihren Heerden herum zogen, und, unter ihren Gezelten lebend, keine andere Herr-

4) S. oben B. I. S. 31. ꝛc.

Herrschaft als die ihrer Schechs und Emirs aner- kannten. Diese bildeten die Caravanen, indem sie ihre zahlreichen Cameele nebst ihren Wärtern und Führern den Kaufleuten vermietheten oder verkauf- ten. "Araber und alle Emirs der Kedarener "handelten mit dir, und brachten dir ihre Dro- "medare" 5). Es liegt aber alsdann in dem na- türlichen Gange der Dinge, daß aus den Waa- [illegible] auch zugleich Kaufleute werden; und daher ist es eine gewöhnliche Erscheinung, unter diesen Völkern sehr reiche Stämme zu finden. Unter den Arabischen Nomaden scheinen keine sich früher und mit mehr Vortheil des Caravanenhan- dels beflissen zu haben, als die Midianiter; die an der Nordgrenze dieses Landes, und also in der Nähe von Phönicien, herumzuziehen pflegten. Es war eine Caravane Midianitischer Kaufleute, die mit Würze, Balsam und Myrrhe beladen, aus Arabien kommend nach Aegypten zog, an welche Joseph verkauft ward 6). Die Beute der Israeliten von diesem Volke an Gold war so groß, daß sie Verwunderung erregen muß; und dieß Me- tall unter ihnen so gemein, daß nicht nur ihr eigner Schmuck, sondern sogar die Halsbänder der

5) Ezech. 27, 21.

Mos. 37, 28.

der Cameele davon gemacht waren [7]). — Außer den Midianitern aber war noch ein anderes Volk in Nordarabien, das in der Geschichte des Handels nicht weniger merkwürdig ist; und von dem Propheten als ein Hauptvolk genannt wird, durch welches die Phönicier die Waaren des Südens erhielten, — die Idumäer, oder Edomiter. "Auch Edom trieb deinen Handel und deine großen „Geschäfte; Carfunkel, Purpur, gestickte Zeuge, „Katun, Bezoar und Edelsteine gaben sie für „die Waaren, die du ihnen überließest" [8]). Die Edomiter hatten zwar Städte; ihnen gehörten ursprünglich die beyden Häfen an der Nordspitze des Arabischen Meerbusens, Elath und Ezion-Geber, nebst andern die tiefer im Lande lagen, aber sie hatten auch zugleich zahlreiche Heerden von Cameelen und anderm Lastvieh, mit welchen sie den Caravanenhandel trieben. Die Waaren, welche der Prophet nennt, scheinen größtentheils Indische und Arabische zu seyn; dahin gehören die Edelsteine, die Perlen, der Purpur; worunter hier der Indische Purpur zu verstehen ist [9]).

Die

7) Jud. 8, 21. 26. 4 Mos. 31, 47—53.

8) Ezech. 27, 16.

9) Man sehe Michael l. c.

Die baumwollenen und gestickten Zeuge könnten aber auch vielleicht Aegyptisch seyn.

Die Griechen begreifen die sämmtlichen Nomadischen Stämme, die in dem nördlichen Arabien herumzogen, unter dem Nahmen der Nabatäischen Araber. Diodor, der ihre Lebensweise sehr schön beschreibt, vergißt auch ihren Caravanenhandel nach Yemen nicht. "Ein nicht geringer Theil von ihnen, sagt er [1]), macht es sich „zur Beschäftigung den Weihrauch, die Myrrhe, „und andere kostbare Gewürze, die sie von denen „erhalten die sie aus dem glücklichen Arabien bringen, nach dem Mittelmeer zu führen." Nach seinem Bericht scheint es also, daß sie nicht sowohl selber bis nach Yemen zogen, sondern daß vielmehr ein Zwischenhandel Statt fand, indem sie den Caravanen, die von dorther kamen, ihre Ladungen nur abnahmen, um sie weiter zu führen. Allein beydes konnte sehr wohl neben einander bestehen; denn der Kaufmann ändert seine Waarenführer auf der Reise, je nachdem er dazu Gelegenheit findet, oder Veranlassung hat. Indeß ist es gleichwohl aus der Beschreibung des Propheten klar, daß im glücklichen Arabien selber Caravanen sich bildeten, welche nach Phönicien zogen; wenn

1) Diod. II. p. 390.

wenn er ausdrücklich sagt, die Kaufleute aus Javan und Wadan hätten die Waaren von Yemen nach Tyrus gebracht [2]).

So wie im Carthagischen Gebiet die eigentlichen Stapelplätze der Waaren, welche die Caravanen herführten, an der Grenze der Wüste sich fanden, so war es auch in Arabien. Noch in dem Gebiet von Edom lag der, durch die Natur feste, Platz Petra [3]), wovon das ganze nordwestliche Arabien die Benennung des Peträischen erhalten hat. Hier wurden, als an einem sichern Orte, in großer Menge die Waaren aufgehäuft, welche aus den südlichen Gegenden gebracht wurden; nehmlich diejenigen, welche das Eigenthum dieser Nomadischen Stämme selber waren; und wogegen sie von den Phöniciern und andern Kleidungsstücke, oder Lebensbedürfnisse, eintauschten. Demetrius Poliorcetes versuchte es auf Befehl seines Vaters Antigonus sie hier treuloser Weise zu überfallen und ihre Schätze zu plündern; allein es war ein vergeblicher Versuch [4]).

Wenn

2) Ezech. 27, 19.

3) Das jetzige Karak, 30° 10′ N. B. Zufolge der neuen Charte von Syrien von PAULTRE noch gegenwärtig ein Platz, wo mehrere Caravanenstraßen zusammen stoßen.

4) DIOD. l. c.

Wenn die bisherigen Bemerkungen die Lebhaftigkeit und den Umfang des Arabischen Handels im Ganzen zeigen, so müssen sie auch von selbst den Wunsch erregen, die Wege genauer kennen zu lernen, auf welchen er geführt ward. Hätten wir hier die Beschreibung einer Caravanenstraße, wie sie Herodot uns durch Africa gegeben hat, so wäre es leicht, diesen Wünschen ein Genüge zu leisten; aber diese fehlt, und wenige dunkle Spuren davon, die sich bey Strabo erhalten haben, lassen nur für einzelne Vermuthungen Platz. Dieser Schriftsteller nennt uns wenigstens eine der Zwischenstationen, welche die Caravanen aus dem glücklichen Arabien zu passiren pflegten, und bestimmt die Zeit, die sie auf ihrer Reise zubrachten. In 70 Tagen zogen sie von ihrem Vaterlande bis nach Petra; und ihr Weg gieng über den Ort Albus Pagus (Λευκὴ κώμη der Griechen, dem Havra oder Avara der Araber [5])). Dieser Ort liegt an dem Arabischen Meerbusen unter 25° N. B. an der Grenze des fruchtbaren Landes Netsched, das sich mitten in Arabien findet. Es ist daraus klar, daß die Caravanenstraaße längs dem Arabischen Meerbusen herlief, indem sie durch Netsched höchst wahrscheinlich auf Mecca,

5) Strab. p. 1113.

Mecca, dem alten Macoraba, gieng, und von hier sich den Grenzen des glücklichen Arabiens näherte. Man genoß hier den Vortheil in der Mitte des Weges durch fruchtbare Gegenden zu ziehen; statt daß man tiefer im Innern durch beständige Sandwüsten würde haben wandern müssen. Die Zahl der Tagereisen kommt aber mit der Entfernung überein. Sie beträgt von Mariaba bis Petra nahe an 280 geographische Meilen. Rechnet man nach dem gewöhnlichen Maaß der Caravanen von diesen 4 auf den Tag, so ergiebt sich daraus die Zahl von 70 Tagereisen.

Auch von den Handelswegen nach dem östlichen Arabien hat sich bey eben diesem Schriftsteller einige Nachricht erhalten. Die Bewohner der dortigen Stadt Gerrha waren es vorzüglich, durch welche der Caravanenhandel getrieben ward. Sie standen in Verbindung mit den Handelsplätzen in Hadramaut, und pflegten den Weg dahin in vierzig Tagen zurückzulegen [6]). Die Handelsstraaße lief also queer durch die großen Arabischen Wüsten im S. O. dieses Landes, nicht aber längs den Küsten. Die gerade Entfernung von Hadramaut bis Gerrha beträgt nicht weniger als 160 bis

6) Strab. l. c.

bis 170 Meilen, und erforderte also 40 Tagereisen. Daß aber endlich auch eine unmittelbare Handelsverbindung zwischen der Ostküste der Halbinsel, zwischen Gerrha und Phönicien vorhanden gewesen sey, ist schon aus den Worten des Propheten klar, wenn er sagt, daß die Kaufleute von Daden die Waaren des Persischen Meerbusens nach Tyrus brachten, wo die Straaße also nicht weniger mitten durch die Wüste des nordöstlichen Theils des Landes laufen mußte [7]). Die Untersuchungen über den Babylonischen Handel werden es deutlicher zeigen, daß die Ostküste Arabiens nicht weniger reich an Stapelplätzen der Arabischen sowohl als der Indischen Producte gewesen sey, als die südliche Küste; es bedarf also wohl nicht einmal eines weitern Beweises, daß es auch dahin Handelsstraaßen gab, auf welchen diese Waaren zu den Ufern des Mittelmeers, oder wenigstens zu den Stapelplätzen des Peträischen Arabiens, geschaft wurden.

Wenn es durch die obigen Untersuchungen erwiesen ist, daß dieß Peträische Arabien — das Grenzland zwischen der Wüste und dem Ackerlande — die Gegend war, wo die Arabischen Caravanen sich bildeten, und wo die Niederlagen ihrer

7) Ezech. 27, 15.

ihrer Waaren sich fanden, so sey es mir erlaubt, hier noch eine Vermuthung über die Wege hinzuzufügen, auf denen sie von dort nach den großen Phönicischen Seestädten geschafft wurden, da vielleicht dadurch eine sonst dunkle Nachricht Herodots aufgeklärt werden kann; wo er die Seeküste von Phönicien bis nach Aegypten beschreibt [8]). "Von „Phönicien bis zu den Gränzen der Stadt Cadytis erstreckt sich das Land der Syrer von Palästina; (der Juden). Von Cadytis, einer Stadt „die mir nicht viel kleiner als Sardes zu seyn „scheint, bis nach Jenysus liegen am Meer die „Arabischen Handelsstädte. Das Land von „Jenysus bis zum See Sirbonis, und dem Casischen Gebirge, wo Aegypten anfängt, nach „der Aegyptischen Grenze, gehört wieder den Syrern. Es ist dieß aber keine geringere Strecke, „sondern drey Tagereisen lang; übrigens ist es „aber eine wasserlose Wüste." Jene Arabischen Handelsstädte am Mittelmeer erwähnt kein andrer als Herodot; und da er hier die Araber so bestimmt von Syrern und Juden unterscheidet, so wird die Stelle dadurch so viel merkwürdiger. Sollte

8) Herod. III. 5. Cadytis halte ich für Jerusalem. Der Ausdruck ἐμπόρια τοῦ Αραβίου, kann nach dem Zusammenhange keinen anderen Sinn als den ihm beygelegten haben.

Sollte es nach dem bisherigen nicht sehr wahrscheinlich seyn, daß diese Häfen, wozu ich Gaza und Ascalon rechne, ganz eigentlich die Bestimmung hatten, daß in ihnen die Waaren, welche die Arabischen und Aegyptischen Caravanen brachten, eingeschifft, und zur See längs der Küste nach Tyrus und den übrigen großen Phönicischen Städten befördert wurden? Was ich von diesen frühern Zeiten nur als Vermuthung geben kann, wird wenigstens in dem Zeitalter der Ptolemäer zur Gewißheit. Denn damals wird die Stadt Rhinocolura, die, wenn sie auch nicht zu jenen Städten gehörte, doch in ihrer Nachbarschaft lag, ausdrücklich als ein Hafen genannt, wohin von Petra aus ein großer Theil der Arabischen Waaren gebracht ward, um daselbst eingeschifft zu werden [9]).

Wenn wir das bisher Gesagte im Allgemeinen übersehen, so ergeben sich daraus folgende Resultate:

Erstlich: Es ist klar, daß Arabien eigentlich der Hauptsitz des Phönicischen Landhandels war, wodurch sie zugleich mit den reichen Ländern des Südens, Aethiopien und Indien, zusammenhien-

9) Strab. p. 1128.

hiengen. Ungeachtet der furchtbaren Sandmeere, welche jeden Versuch eines fremden Eroberers gegen Arabien unmöglich machen, siegte dennoch über alle diese Hindernisse die Gewinnsucht des Kaufmanns. Caravanen, aus mancherley Völkerschaften zusammengesetzt, durchzogen dasselbe nach allen Seiten, bis zu seinen südlichen und östlichen Küsten [1]); und — mittelbar oder unmittelbar — durchzogen sie es für phönicische Rechnung, deren Seestädte die letzten großen Niederlagen jener Schätze wurden, welche sie alsdann mit reichem Gewinn dem Occident zuführten.

Zweitens: Dieser Handel mußte für sie um so viel einträglicher seyn, da er nach den deutlichen Nachrichten Ezechiels durchaus Tauschhandel war. Es ist stets nur vom Austausch der Waaren gegen Waaren die Rede; und selbst die edlen Metalle wurden nur als Waare betrachtet.

1) Man vergleiche die erhabene Schilderung im Jesaias 60, 6—9. wo der Prophet die Caravanen als ganze Völkerschaften beschreibt die, statt nach Tyrus, nach Jerusalem ziehen sollen. "Die Menge der Cameele wird dich bedecken; die Dromedare von Midian und Efa. Aus Saba „werden sie kommen, und Weihrauch und Gold mitbringen. Wer sind diese, die fliegen wie eine Wolke, und „wie die Tauben zu ihren Fenstern? Die Schiffe Hispaniens sind es, sie bringen deine Söhne aus der Ferne, „mit ihrem Silber und Golde."

tet. Wie viel mußte nicht der phönicische Kaufmann auf seine Spanischen Silbelbarren gewinnen, wenn er sie in dem goldreichen Yemen gegen dieß letztere Metall umsetzte? Wie viel auf andere Waaren, die der Araber wohl von ihnen nehmen mußte, da sie keine Concurrenz in diesem Handel hatten? Sehr klüglich hingegen erhielten die Phönicier unter den Arabern eine Concurrenz, indem sie von mehrern und ganz verschiedenen Seiten sich die Arabischen Producte zuführen ließen. Dadurch verhinderten sie es, daß man ihnen keine willkührlichen Preise setzen durfte. Man konnte die Kaufleute aus Saba oder Aden im Nothfall entbehren, weil man auch dieselben Waaren über Gerrha erhielt; und hätten die Kaufleute von Gerrha übertheuern wollen, so würde sich bald der ganze Handel nach Yemen gezogen haben.

Drittens: Der Verkehr mit Arabien mußte durch die große Aehnlichkeit der Sprache beyder Völker gar sehr erleichtert werden. Alles waren nur Dialecte Einer Sprache [2]); und wenn auch Verschiedenheiten sich fanden, so mußte es doch gar nicht schwer fallen sich verständlich zu machen. Welch ein Gewinn aber für den Phönicischen Kaufmann, bey dem wechselseitigen Verkehr auch in

2) Man sehe B.I., S.145.

in jenen fernen Gegenden sich seiner Sprache bedienen zu können, und sich nicht den Betrügereyen treuloser Dollmetscher überlassen zu müssen! Dieser Vorzug hätte schon hingereicht ihnen den Arabischen Alleinhandel zu sichern, wenn auch die Lage des Landes die Concurrenz fremder Völker nicht beynahe unmöglich gemacht hätte.

Als einen Zweig des südlichen Landhandels der Phönicier muß man außer dem Arabischen auch noch den Aegyptischen betrachten. Der Verkehr mit diesem Volke gehörte zu den ältesten den die Phönicier hatten; denn nach Herodots Versicherung fiengen sie damit an, Assyrische und Aegyptische Waaren zu verführen [3]). Diese frühe Bekanntschaft mit Aegypten zeigt sich auch bereits in dem Zeitalter der Patriarchen, wie jeder aus der Mosaischen Geschichte weiß; und wenn, wie in der Folge gezeigt werden wird, Aegypten stets das Haupthandelsland von Africa blieb, so müßte es befremdend scheinen, wenn zwischen zwey großen, und sich so nahen, Handelsvölkern kein Verkehr statt gefunden hätte. Eine noch bestimmtere Nachricht davon findet sich aber wiederum bey Ezechiel, der in seinem Gemälde des Tyrischen Völker-

3) Herod. I. 1.

Völkerverkehrs des Aegyptischen Handels nicht vergißt, und zugleich die Waaren bestimmt, welche Tyrus von dorther erhielt. "Baumwollene und „gestickte Zeuge hingest du über deine Lustgezelte, „die aus Aegypten gebracht wurden; Dunkelblau „und Purpur aus dem Peloponnes waren deine „Decken" [4]). — Es wird in den Untersuchungen über die Aegypter gezeigt werden, daß Weberey eine ihrer Hauptbeschäftigungen, und Baumwolle in Aegypten zu Hause war. Auch die Stikkereyen in Baumwolle und mit Baumwolle waren in Aegypten gewöhnlich, und wurden als Meisterwerke der Kunst betrachtet, wie der mit baumwollenen Fäden gestickte leinene Harnisch zeigt, welchen Amasis dem Polycrates von Samos zum Geschenk machte [5]). — Das andere Hauptproduct Aegyptens, Getraide, brauchten die Phönicier nur in außerordentlichen Fällen von daher zu holen, da das benachbarte Palästina und Syrien sie damit versorgten; daß es aber unter solchen Umständen geschah, zeigt schon die Caravanenreise der Söhne Jacobs nach Aegypten.

Auch über die Art und Weise des Aegyptisch-Phönicischen Verkehrs haben sich Nachrichten erhalten.

4) Ezech. 27, 7.

5) Herod. III, 47.

halten. Es war Land- nicht Seehandel, weil die Aegypter bis auf die Regierung des Amasis den Fremden allen Zugang zur See verschlossen. Die erste Spur dieses Aegyptisch-Phönicischen Landhandels findet sich auch schon bereits in der ältesten Tradition von den Zügen des Tyrischen Hercules. "Nach dem Siege über Antaeus gieng er nach „Aegypten, und erlegte dort den Tyrannen Busiris, der mit dem Blute aller Fremden „seine Hände befleckte" [6]). — Ich überlasse gern meinen Lesern das leichte und angenehme Geschäft, den Sinn zu enthüllen, der unter diesem schönen Mythus verborgen liegt; wer sieht nicht, daß hier von der Civilisation durch Handel die Rede ist? Ja! da Busiris zu den alten Königen von Theben gehörte, so deutet diese Sage auf den Verkehr mit Oberaegypten, einem der ältesten Handelsländer der Welt; wo das Hundertthorige Theben die Hauptstadt, und zugleich der Hauptsitz des Handels mit dem innern Africa war, wie die Untersuchungen über Aegypten lehren werden.

Mit den innern Veränderungen Aegyptens änderten sich aber auch dorten die Sitze des Phönicischen

6) Diod. I. p. 263.

cischen Handels. Nicht Theben blieb Hauptsitz desselben, sondern die spätere Hauptstadt Memphis. Hier fand sich gleichsam eine Colonie von Phöniciern; denn eine ganze Gegend der Stadt war von ihnen bewohnt [r]). Dieses einzige Factum beweiset zur Genüge, wie groß ihr dortiger Verkehr gewesen seyn muß!

Eine der Hauptwaaren, welche die Phönicier nach Aegypten brachten, war Wein; den Aegypten damals nicht erzeugte. Zweymal des Jahres wurden große Ladungen desselben, theils aus den Phönicischen, theils aus den Griechischen, Städten, nach Aegypten geschafft. Die irdenen Gefäße, in denen er nach der Sitte der alten Welt eingeführt ward, nutzten die Perser als sie Herren von Aegypten waren, nachher noch auf eine besondere Weise. Sie wurden zu Wasserbehältern in der dreytägigen Wüste gebraucht, welche Syrien von Aegypten trennt; um den Zugang zu diesem Lande den Fremden stets leichter offen zu erhalten [s]).

Der zweyte Hauptzweig des Phönicischen Handels verbreitete sich nach Osten hin. Er begriff ihren Verkehr mit Syrien und Palästina,

r) Herodot. II, 112.
s) Man sehe darüber Herodot. III, 5. 6.

na, mit Babylon und Assyrien, und den Ländern des östlichen Asiens.

Palästina war das Kornland der Phönicier. Ihr eignes gebirgigtes Land war zum Ackerbau wenig geschickt; aber das Waizenreiche Palästina lieferte ihnen dieß erste Bedürfniß des Lebens in hinreichender Menge. "Juda und das Israelitische „Land handelte mit dir; Waizen von Minnith, „Rosinenhonig, Oel und Balsam, bezahlte es für „deine Waaren" [9]). Der Waizen von Palästina war der beste den man hatte. Er übertraf selbst den von Aegypten, und die größere Nähe war es also nicht allein, welche die Phönicier bewog sich von hier aus damit zu versorgen. Auch die übrigen Producte, deren der Prophet erwähnt, gehören zu denen, die Palästina in vorzüglicher Güte lieferte. Der starke Weinbau, den dieß Land von jeher hatte, verschafte ihm auch den Ueberfluß an köstlichen Rosinen. Das Oel in Palästina übertrifft nach dem Bericht eines neuern Reisenden noch jeßt das aus der Provence, so sehr unter dem Türkischen Despotismus auch die Cultur des Landes gesunken ist. Der Balsam ward in der Gegend

9) Ezech. 27, 17. Für das Folgende vergleiche man die Anmerkungen von Michaelis.

gend des Sees Genezareth gesammlet; und ist derselbe, der noch unter dem Nahmen des Balsams von Mecca berühmt ist.

Die Bemerkung, daß Palästina das Kornland der Phönicier war, klärt auch am besten das gute Vernehmen und den beständigen Frieden auf, der zwischen beyden Ländern herrschte. Es ist gewiß eine auffallende Erscheinung, daß die Juden, die mit allen ihren andern Nachbarn fast in ewigem Kriege lebten, die unter David und Salomo sogar Eroberer wurden, und beträchtliche Länder sich unterwarfen, niemals in Streit mit den Phöniciern, ihren nächsten Nachbarn, geriethen. Aber wenn sie selbst sich zu schwach fühlten, diese mächtigen Städte zu bekriegen, so erforderte es dagegen die sehr natürliche Politik der Phönicier, ein Land nicht anzugreifen, aus dem sie ihren Unterhalt zogen; wenn es auch nicht ihr Grundsatz gewesen zu seyn schiene, allen Kriegen und gewaltsamen Verbreitungen auf dem festen Lande von Asien gänzlich zu entsagen.

Das eigentliche Syrien lieferte nach der Verschiedenheit seiner physischen Beschaffenheit auch sehr verschiedene Producte; je nachdem es zum Wein- und Ackerbau geschickt, oder blos von Nomaden

bewohnt

bewohnt ward, die Viehzucht trieben. "Damas„cus handelte mit dir wegen deines Reichthums „und deiner großen Geschäfte; brachte dir Wein „aus Chalybon, und Wolle aus der Wüste" [1]). Der Wein aus Chalybon, (wahrscheinlich dem Aleppo der Neuern,) war der kostbarste den man in Asien hatte; oder wurde wenigstens dafür gehalten. Er war der einzige, der auf die Tafel der Persischen Könige kam, bey denen es Sitte ward ihren Tisch nur mit dem köstlichsten zu besetzen, was jede Provinz ihres Reichs hervorbrachte [2]). Wenn man bedenkt, daß der Weinstock in jenen Zeiten weder in Africa noch im westlichen Europa zu Hause war, so darf man mit großer Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß der Wein überhaupt eine der wichtigsten Waaren bey dem Phönicischen Seehandel gewesen sey, da er zu Lande nur zu Wagen, nicht aber auf Lastthieren, sich fortschaffen läßt.

Die Wolle aus der Wüste gehörte, wie man sieht, zu den Waaren, welche die Nomadischen Stämme, die mit mit ihren Schaafheerden sowohl in den Syrischen als Arabischen Sandwüsten herumzogen, lieferten. Die Wolle dieser Schaafe

1) Ezech. 27, 18.
2) S. B.I., S.506.

Schaafe ist die feinste die man kennt; weil das heiße Clima, der beständige Aufenthalt unter freyem Himmel, und die Sorgfalt, welche jene Stämme auf ihre Heerden wenden, die ihre einzige Beschäftigung ausmachen, alles dazu beytragen sie zu veredeln [3]). Das Arabische Schaaf, das sich durch seinen Fettschwanz von dem Europäischen unterscheidet, kennt und beschreibt bereits Herodot [4]). "Arabien hat zwey Arten wunderbarer Schaafe, „die sich nirgend anderwärts finden. Die eine Art „hat lange Schwänze, nicht kleiner als drey Ellen; „welche, wenn man sie nachschleppen ließe, durch „das Reiben auf der Erde Schweren bekommen „würden; daher machen die Hirten kleine Wagen, „und binden diese unter die Schwänze, jedem „Thier einen eignen. Die andre Art der Schaafe „aber trägt breite Schwänze, jeder wohl eine Elle „breit." Der Vater der Geschichte irrte nur in dem Umstande, daß er bloße Varietäten für verschiedene Arten ansah; die übrigen Umstände seiner Erzählung sind keinem der neuern Naturforscher und Reisebeschreiber unbekannt geblieben. — So bald man sich aber der Tyrischen Webereyen und Färbe-

3) Man sehe Michaelis von der herumziehenden Schaafzucht in den Vermischten Schriften B. I. Stück 6.

4) Herod. III. 113.

Färbereyen erinnert, so wird man auch die große Wichtigkeit dieses Handelszweiges leicht übersehen. Die Wüste selber wurde daher ein reiches Land für sie, indem sie ihnen die feinsten und kostbarsten rohen Materialien zu ihren wichtigsten Fabriken lieferte. Außerdem wurde dadurch die genaue Bekanntschaft und Eintracht mit jenen Nomadischen Stämmen befördert und unterhalten, die für die Phönicier auch deswegen höchst wichtig seyn mußte, weil eben diese die Mittelspersonen waren, durch welche die Producte der reichen Südländer in ihre Hände kamen.

Das Hauptziel gleichwohl des Phöniciſchen Osthandels, war und mußte nach seiner ganzen Lage Babylon seyn. Daß mit dieser blühenden Stadt, auch noch ehe sie die Herrschaft von Asien errang und selbst Phönicien sich unterwarf, ein großer Verkehr statt gefunden habe, wird man wohl nicht bezweifeln, wenn man beyde Völker kennen gelernt hat; und doch ist es sonderbar, daß über diesen wichtigen Handelszweig sich so wenige Nachrichten, wie fast über keinen andern, erhalten haben. Nach Herodots ausdrücklichem Zeugniß gehörte er indeß zu den ältesten. Aegyptische und Assyrische Waaren (dieß letztere Wort begreift bey ihm Babylonien,) führten sie gleich

anfangs dem Mittelmeere zu [5]). Auch der Prophet erwähnt Assyrien; aber so wie Herodot nur im Allgemeinen, und ohne alle weitere Bestimmung der Gegenstände und der Beschaffenheit dieses Handels [6]). Auch mag es seyn, daß die großen Revolutionen des innern Asiens, an denen Babylon so oft Antheil nehmen mußte, denselben öfters unterbrochen haben, aber er mußte wieder aufleben, so wie der Handel von Babylon selber wieder aufblühte.

So befremdend auch das Stillschweigen der Schriftsteller über diesen wichtigen Gegenstand ist, so läßt es sich doch vielleicht einigermaßen dadurch begreiflicher machen, daß die Handelsstraße zwischen Tyrus und Babylon durch eine lange und ununterbrochene Wüste lief; und daher dieser Verkehr, wenn man ihn auch nicht absichtlich verbarg, dennoch von sich sebst weniger bekannt werden mußte. Aber in dieser Wüste selbst haben sich Spuren erhalten, die den Gang und die Größe desselben zu bezeichnen scheinen, die Trümmer von Baalbeck und Palmyra [7]), wahrscheinlich die Glie-

5) Herod. I. 1.

6) Ezech. 27, 23.

7) Die erste derselben lag in dem fruchtbaren Thale zwischen dem Libanus und Antilibanus, und also nicht mehr im

Glieder der Handelskette, welche Tyrus und Babylon verband!

Die prächtigen Ueberbleibsel beyder Städte sind erst in dem letzten Jahrhundert durch Abbildungen bekannt, und die von Palmyra gewissermaßen zuerst entdeckt worden [8]). Die Form der noch vorhandenen Gebäude lehrt zwar auf den ersten Anblick, daß sie nicht das Alter der Trümmer von Theben, oder Persepolis haben, sondern daß sie vielmehr aus dem Griechisch-Macedonischen, zum Theil selbst Römischen, Zeitalter herstammen; allein darum ist es doch nicht minder gewiß, daß das Alter beyder Städte weit über den Ursprung ihrer jetzigen Ueberbleibsel hinaufsteigt.

Die jüdischen Annalen schreiben die Erbauung von beyden Salomo zu. "Er baute, heißt es, „Baa-

im eigentlichen Phönicien. Palmyra hingegen liegt mitten in der Syrischen Wüste, drey Tagereisen vom Euphrat, auf einer jener Inseln im Sandmeer, die bey Africa genauer werden beschrieben werden. Ihr Reichthum an Palmen gab ihr ihren Nahmen; ob sich gleich gegenwärtig von diesen Bäumen der Wüste dorten keine mehr finden.

8) Man sehe die beyden bekannten Werke, Ruins of Palmyra und Ruins of Baalbek, wo man in der Vorrede auch die vornehmsten historischen Data zu der Geschichte beyder Städte gesammlet findet.

„Baalath, und Tadmor in der Wüste im Lan„de"[9]). Baalath, der Tempel der Sonne, ist gleich mit Baalbeck, dem Thal der Sonne, weil die Stadt in einem Thale erbaut war. Der erste Nahme wird auch in der griechischen Benennung Heliopolis ausgedrückt. Thadmor, oder Thadamora, ist der unter den Syrern gewöhnliche Nahme von Palmyra.

Wenn man bey dem hohen Alter dieser Städte bedenkt, daß sie gerade in dem Zeitraum gebaut wurden, wo der Landhandel der Phönicier sich mächtig ausbreitete, daß sie auf dem geraden Wege nach Babylon lagen, und daß ungezweifelt späterhin die Hauptstraße des östlichen Handels über sie lief, dem sie ihren Glanz und ihre Größe verdankten, so wird es wenigstens höchst wahrscheinlich, daß sie bereits in frühern Zeiten dieselbe Bestimmung hatten. In dieser Voraussetzung kann man Baalbeck als Ort der Abreise betrachten, denn nach der Sitte des Orients versammlen sich die Caravanen stets in einiger Entfernung von der Hauptstadt. In drey Tagen erreichte man Emesa, (Hems) eine andere berühmte Stadt von Syrien; an der Grenze der Wüste. Der Weg durch das Sandmeer erforderte alsdann vier bis fünf

9) 1. Reg. 9, 18.

fünf Tage, bis man Palmyra erblickte. Von da bis zum Euphrat bedurfte es wiederum drey bis vier Tagereisen, bis Thapsacus, wo man gewöhnlich über diesen Fluß setzte; und am jenseitigen Ufer konnte man entweder dem Laufe des Stromes folgen, oder mitten durch die Steppe von Mesopotamien ziehen. [1]).

Mag aber diese Straße nun die gewöhnliche gewesen seyn oder nicht, so bleibt darum der Verkehr zwischen Tyrus und Babylon nicht minder gewiß. Anders aber ist es mit den entferntern Ländern Asiens. Ich verschiebe diese Untersuchung bis auf den nächsten Abschnitt, der den Babylonischen Handel umfassen wird. Ich hoffe es dorten zu zeigen, daß die Phönicier, wenn auch nicht unmittelbar, doch mittelbar, aus noch viel entferntern Weltgegenden die Erzeugnisse zogen.

Es bleibt uns noch der dritte, und zugleich der kleinste, Zweig des Phönicischen Landhandels übrig, — der sich nach Norden verbreitet. Er wäre uns gänzlich unbekannt geblieben, wenn nicht der Prophet ihn erwähnte; denn kein Grieche, so viel

1) Auch auf der Charte Syriens von Paultre, welche die ältern sowohl als neuern Caravanenstraßen enthält, ist diese Straße angegeben.

viel ich weiß, kennt ihn. "Thubal und Meschech „handelten mit dir, und gaben dir für deine Waa„ren Sclaven und Kupfergeschirr. Thogarma gab „dir Pferde, gemeine, und von der edlen Art; „und Maulesel für deine Waaren" [2]). Die geographischen Schwierigkeiten, die in den Nahmen liegen, sind bereits von Michaelis und Bochart gehoben [3]). Es wird nicht bezweifelt, daß Tubal und Meschech die Gegenden zwischen dem schwarzen und Caspischen Meer, die Wohnsitze der Tibarener und Moscher, vielleicht auch Cappadocien, bezeichnen; und Thogarma ist, nach einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit, Armenien; Erklärungen, die an Zuverlässigkeit nicht wenig dadurch gewinnen, daß die angeführten Waaren vollkommen auf diese Gegenden passen. Cappadocien, nebst den Caucasischen Ländern, waren von uralten Zeiten her die Hauptsitze des Sclavenhandels, und bleiben es auch stets in der alten Welt. Man zog die schönsten Menschenstämme den übrigen vor; und wer weiß es nicht, daß die Harems der Türkischen und Persischen Großen noch jetzt am liebsten aus Georgien und Circassien bevölkert werden? Der Speculationsgeist der Phönicier fand schon die Wege dahin, und wußte sehr gut

2) Ezech. 27, 13. 14.
3) Bochart p. 200. 207. Michael. Spicileg. I. 44. 67.

gut den herrschenden Geschmack bey dieser Waare zu berechnen.

Vielleicht waren aber die Bergwerke jener Gegenden ein eben so starker Magnet der sie herüber zog; denn daß sie diesem am wenigsten widerstanden, ist bereits aus den bisherigen Untersuchungen deutlich. Der Prophet erwähnt der Menge Kupfergeschirrs; und vielleicht erinnern sich auch die Leser des schon angeführten Zeugnisses eines viel spätern Schriftstellers, Xenophon, der bey seinem Durchzuge durch das Land der Carducher die große Menge metallenen Hausgeräths bewunderte, das dieses Volk besaß; und das also schon mehrere Jahrhunderte früher ein Gegenstand des Phönicischen Handels war. Der Reichthum von Kupfer zeichnet aber jene Gegenden jetzt nicht weniger als im Alterthum aus. Es bildet einen bedeutenden Artikel für den Handel mit Bagdad und Basra; die häuslichen Geräthschaften sind häufig davon gemacht; und fast kein anderes Gewerbe wird in den dortigen Städten so stark getrieben, als das der Kupferschmiede.

Endlich ist auch Armenien durch seine Waaren kenntlich. Es wird als ein Pferdereiches Land beschrieben; und sowohl dieß als der Unterschied, den der Prophet zwischen Pferden von der gemeinen,

nen, und von der edlen Art macht, paßt auf kein Land von Asien so, wie auf Armenien. Man erkennt in diesen letztern sogleich die Nisäischen Pferde, die Prachtrosse der alten Welt; die durch die Farbe und den Glanz ihres Haars nicht weniger als durch die Schönheit ihres Gliederbaues in Verwunderung setzten, und allein für würdig gehalten wurden, die Wagen der Persischen Könige zu ziehen [4]).

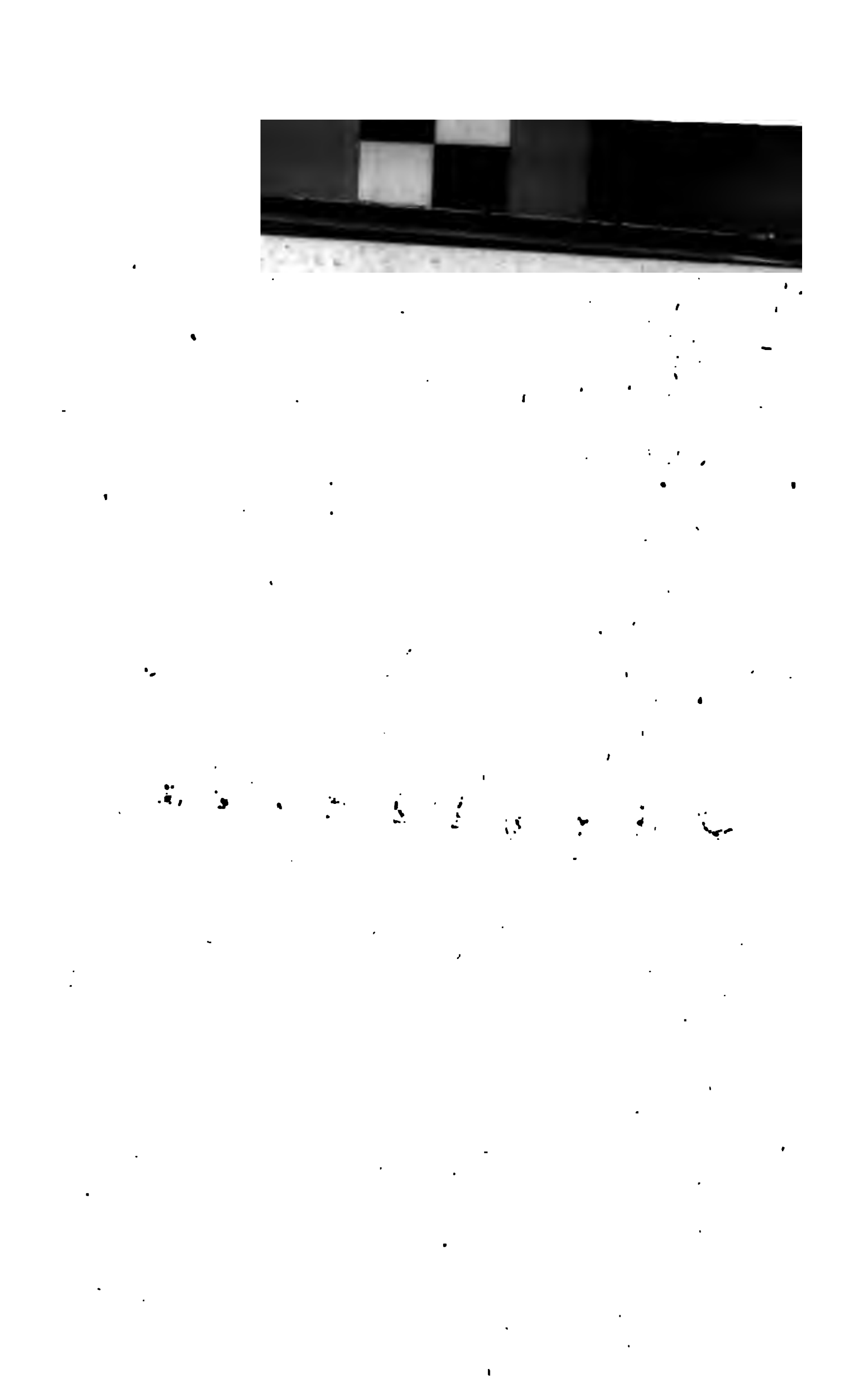
Uebrigens ist es klar aus den Worten des Propheten, daß auch dieser Nordhandel nicht mit Gelde geführt ward, sondern in Tausch bestand. Auch war es vielleicht der einzige Zweig des entfernten Landhandels, der nicht durch ganze Caravanen, sondern durch einzelne Kaufleute geführt ward, oder wenigstens geführt werden konnte. Der Weg dahin gieng durch keine Sandwüsten und Steppen, sondern durch bewohnte und cultivirte Länder; und konnte, wenigstens im Persischen Zeitalter, zum Theil auf der Königlichen Heerstraße gemacht werden, die von Oberasien nach Sardes und dem Mittelmeere lief, und unten genauer erläutert werden wird.

4) S. B. I. S. 331.

Baby=

[redacted]

Babylonier.



Erster Abschnitt.

Nachricht von dem Lande und Volke der Babylonier.

Es giebt wenige Länder des Alterthums, die mit so großem Recht die Aufmerksamkeit des Geschichtforschers auf sich ziehn, als Babylonien. Wenn auch die Wunder, welche uns die Schriftsteller des Orients und Occidents einmüthig von seiner Hauptstadt erzählen, noch so übertrieben wären, so zeigt das Land selber doch Merkwürdigkeiten, welche es vor allen Ländern von Asien auszeichnen. Nirgends hatte die Cultur des Bodens durch den Fleiß und die Anstrengung seiner Bewohner so ausnehmende Fortschritte gemacht, und lohnte sie reichlicher [1]). Kein anderes Land der Erde ferner, hat, ungeachtet der vielen verwüstenden Staatsumwälzungen die es erlitt, und den verheerenden Zügen

1) Herod. I. 193.

Zügen barbarischer Eroberer, denen es ausgesetzt war, dennoch eine so ununterbrochene Folge großer und blühender Städte gehabt, die, gleich dem Phönix, verjüngt aus der Asche und den Trümmern der Verwüstung wieder hervorzusteigen schienen. In den ältesten Urkunden des menschlichen Geschlechts prangt schon der Nahme von Babylon, als der erste Sitz der bürgerlichen Gesellschaft, und die Wiege der Cultur [2]). Groß und berühmt blieb dieser Nahme durch eine lange Reihe von Jahrhunderten. Als endlich Babylon sank, gerade da es nach den großen Entwürfen des Macedonischen Eroberers die Hauptstadt von ganz Asien und der Mittelpunct seiner neugegründeten Monarchie werden sollte, blühte neben ihm Seleucia am Tigris auf. Noch ehe Seleucia fiel, erhob sich unter der Parthischen Herrschaft Ctesiphon. Als durch die Arabischen Eroberungen diese Oerter verwüstet wurden, stiegen statt ihrer die Königsstädte Bagdad und Ormus hervor; und gleichsam der letzte Schimmer der vorigen Herrlichkeit scheint sich noch in unsern Tagen auf dem halb verfallenen Balsora zu zeigen.

Unter diesem einzigen Gesichtspunct erscheint dieß Land schon als eins der Hauptländer Asiens, und

2) Genes. 10, 8—10.

und der wichtigsten der Erde. Aber auch der innere Zustand und die Beschaffenheit desselben hat so viel auszeichnendes und merkwürdiges, daß wir hiebey uns nothwendig verweilen müssen, ehe wir auf seine Bewohner unsre Blicke werden richten können.

Babylonien oder Chaldäa [3]) lag zwischen den beyden Strömen, dem Euphrat und Tigris; von denen der erste es westlich, der andere östlich begrenzte. Von der Beschreibung dieser Ströme muß auch die Beschreibung des Landes ausgehen, weil die Eigenthümlichkeiten desselben größtentheils in den Eigenthümlichkeiten von jenen ihren Grund hatten.

Beyde Flüsse kommen aus Armenien, und fließen von Norden nach Süden dem Persischen Meerbusen zu [4]). Allein weil die große Fläche die sie begrenzen von Westen nach Osten zu abhängig ist, so hat der erste und größte, der Euphrat,

3) Die Nahmen Babylon und Chaldäa werden zwar zuweilen so unterschieden, daß der letztere den südlichen, der erstere den nördlichen Theil begreift; aber gewöhnlich, und zwar richtiger, werden beyde gleichbedeutend gebraucht, da die Chaldäer das ganze Land inne hatten.

4) Man sehe für das Folgende Arrhian VII. 7.

phrat, ein weit höheres Bett als der Tigris. Seine flachen Ufer sind gewöhnlich bis an den Rand von der großen Wassermasse angefüllt, die er mit sich führet; und es bedarf nur eines geringen Anwachses, um ihn austreten, und die Ebne überschwemmen zu machen. Dagegen hat der Tigris ein weit tieferes Bett, und hohe Gestade, die er, ausgenommen nahe bey seiner Mündung, selten oder vielmehr nie übertritt, ob sein Lauf gleich um vieles schneller und reißender, als der des Euphrats ist. Dieser letzte Strom hingegen trat jährlich zu gewissen bestimmten Zeiten, so wie der Schnee auf den Armenischen Gebirgen schmolz, wo er seinen Ursprung nimmt, auf eine ähnliche Weise wie der Nil, über seine Ufer aus.

Diesen öftern Ueberschwemmungen eines so großen Stroms in einem gänzlich flachen Lande Grenzen zu setzen, war gewiß kein leichtes, aber dennoch ein schlechterdings nothwendiges, Unternehmen. Die Bewohner Babyloniens mußten ihr Erdreich erst gewinnen, eben so wie die Anwohner des Nils. Und eben diese Anstrengung war es, welche ihren Geist weiter entwickelt, und die Kenntnisse unter ihnen hervorgebracht zu haben scheint, wodurch sie sich nicht weniger als die Aegypter auszeichneten.

Bey dem sehr warmen und trockenen Clima aber, dessen Babylonien genießt, konnte man sich nicht damit begnügen dem Flusse Schranken zu setzen, sondern mußte auch zugleich dafür sorgen, daß man dem Boden seine Bewässerung nicht entzog.

Aus diesem doppelten Gesichtspuncte muß man die Anstalten betrachten, welche in Babylonien zu der Bezwingung des Euphrats, wenn ich so sagen darf, gemacht waren. Es gehörten dahin theils Dämme, theils Canäle, theils Seen und Moräste, die zwar von der Natur angelegt waren, denen aber die Kunst zu Hülfe kam.

Ganz Babylonien war von einer Menge größerer und kleinerer Canäle durchschnitten, welche theils in der ganzen Breite von einem Flusse bis zum andern giengen, und sowohl zur Bewässerung als auch zur Ableitung des Euphrats in den Tigris dienten, theils sich aber auch im Lande verlohren, und blos die Bewässerung zur Absicht hatten [5]). Diese Canäle fiengen schon oberhalb dem eigentlichen Babylonien, in Mesopotamien an. Denn

5) Man sehe für das Folgende Herod. I. 193. besonders aber Xenoph. Anab. I. Op. p. 282. 283. etc.

Denn schon nördlich von der Medischen Mauer fand man vier solcher Hauptcanäle; jeden in der Entfernung einer halben Meile von dem andern, die vom Euphrat zum Tigris gezogen waren, und eine solche Breite und Tiefe hatten, daß sie mit Lastschiffen befahren, und nicht ohne Brücke passirt werden konnten. Einen derselben brauchte Artaxerxes als eine Vertheidigungslinie, wie sein Bruder Cyrus gegen ihn anrückte.

Es ist wohl kaum zu zweifeln, daß diese Canäle zugleich zur Schutzwehr gegen die streifenden Nomaden, so wie die Mauer selber, dienen sollten. War man die Mauer passirt, und in dem eigentlichen Babylonien angelangt, so traf man wieder zwey große Canäle, die vom Tigris landeinwärts giengen, und von denen wiederum eine Menge kleinerer zu der Bewässerung abgeleitet waren. Auch diese Canäle, die aber nicht ganz bis zum Euphrat gegangen zu seyn scheinen, waren so tief und so breit, daß das Corps des Xenophons sie nicht anders als auf Brücken passiren konnte, und daß man Ursache zu fürchten hatte, durch sie eingeschlossen zu werden. Weiter nach Babylon hin, war aber erst der große oder königliche Canal, der vom Euphrat zum Tigris gieng, und die Breite und Tiefe hatte, daß er von Waaren-

renschiffen befahren werden konnte [6]). Die ganze Anzahl jener Canäle ist unmöglich zu bestimmen; denn nach Herodots Versicherung war das ganze Land allenthalben von ihnen durchschnitten, weil man sie der Bewässerung wegen nirgends entbehren konnte. Als eine besondere Merkwürdigkeit aber führt dieser Schriftsteller noch an, daß man in einer gewissen Gegend, bey dem Orte Arderikka, den Euphrat so geleitet habe, daß er dreymahl durch diesen Ort geflossen sey; und die Schiffe daher denselben dreymahl, und zwar in drey verschiedenen Tagen, passirt wären [7]). Es ist aus Herodots Erzählung klar, daß Arderikka oberhalb Babylon lag; vielleicht war es das jetzige Akkerkuf, unweit Bagdad, neben dem Arm des Tigris, der der kleine Tigris heißt, wo noch gegenwärtig ein Canal des Euphrats vorhanden ist. Aus dem was der Schriftsteller berichtet, ist es deutlich, daß diese Arbeit ein sehr großes Unternehmen gewesen seyn müsse; das sowohl die Sicherheit des Landes gegen die Einfälle der Meder, als auch besonders die Bequemlichkeit der Schifffahrt zur Absicht hatte; denn die Schiffe, die aus den obern Gegenden kamen, mußten diese Krümmungen

6) Herod. I. c.
7) Herod. I. 185.

gen passiren. Es ist daher wohl sehr wahrscheinlich, daß diese Anlage in den Gegenden gemacht war, wo das Bett des Euphrats voll von Felsen und Klippen ist [s]); und vermuthlich in einem grossen Schleusenwerk bestand, wodurch die Schiffahrt möglich gemacht, aber auch zugleich, weil man bey der öftern Krümmung des Canals auch mehrmals Schleusen passiren mußte, so verlängert ward, daß die Fahrt durch den Flecken Ardericca drey Tagereisen ausmachte. Das Befremdende, daß man dreymal denselben Ort passirte, fällt weg, so bald der Boden dort so abhängig war, daß man, um den Fall zu vermindern, den Canal im Zikzack herumführen mußte, so daß die beyden äussersten Enden des Orts auch die beyden äussern Canäle berührten; und der mittlere Canal mitten durch den Ort gieng. Freylich ist dieß bey dem Mangel weiterer Nachrichten nur Vermuthung; aber doch eine viel wahrscheinlichere Vermuthung, als wenn man annimmt, daß die Fahrt blos wegen der Länge der Canäle drey Tage erfordert habe [t]).

Neben

s) Büsching's Asien S. 239.

t) Man lese die Abhandlung des Hrn. Breiger, descriptio viae Herodoti, unter den Preisschriften der in Göttingen Studirenden vom Jahr 1793.

Neben den Canälen hatte man nicht weniger zu Dämmen seine Zuflucht genommen, um der Gewalt des Stroms Einhalt zu thun. Diese Dämme waren zum Theil schon so alt, daß ihre erste Anlage der Semiramis zugeschrieben ward [1]); der man die mehrsten großen Werke in Asien, deren Urheber man nicht mehr wußte, beyzulegen pflegte. Neue aber und größere waren nach Herodots Bericht von der Königin Nitocris, an beyden Ufern des Stroms, von bewundernswürdiger Höhe und Breite gebaut. Sie brauchte dazu das Erdreich, das aus einem durch Kunst angelegten See gegraben ward. Innerhalb der Stadt aber waren die Ufer von Grundaus durch gemauerte Dämme eingefaßt, woraus große Quais oder Schlachten [2]) entstanden, wie wir sie in den mehrsten Hauptstädten Europas finden, die entweder unmittelbar am Meer, oder doch an großen Strömen gelegen sind.

Wenn diese Dämme und Canäle schon eine große Anstrengung erforderten, so ist doch das, was uns von den Seen in Babylon gesagt wird, noch

1) Herod. I. 184.

2) Die Molos der Italiäner. Ich kenne dafür kein anders deutsches als das gebrauchte Niedersächsische Wort.

noch außerordentlicher; aber auch wegen der Verschiedenheit der Nachrichten noch schwerer ins Licht zu setzen. Man darf sich nicht wundern, daß die langwierigen Ueberschwemmungen so mächtiger Ströme, wie der Euphrat und Tigris, in mehrern Gegenden Seen erzeugt hatten; und ohne die Voraussetzung, daß es viele solcher Seen in Babylon gab, die auch eine nur flüchtige Einsicht der alten Schriftsteller bestätigt, wird man dieser ihre Nachrichten nie mit einander vereinigen können. Diese Seen aber nutzten zugleich die Einwohner durch ihren kühnen Unternehmungsgeist, wozu zum Theil auch die Canäle genutzt wurden, zu Ableitern des Stroms, indem sie der Natur durch tieferes Ausgraben derselben, und durch Schleusen, zu Hülfe kamen. Der erste dieser Seen, den Herodot beschreibt, gleichfalls ein Werk der Nitocris, fand sich im nördlichen Babylonien, weit oberhalb der Hauptstadt. Er hatte nicht weniger als Zehn Meilen im Umfange, und lief in einer geringen Entfernung neben dem Strome her. Das aus demselben gegrabene Erdreich hatte zu der Verfertigung der Dämme gedient, welche den Fluß einschlossen; der See aber hatte rund herum eine steinerne gemauerte Einfassung. Ein Unternehmen der Art bleibt noch immer colossalisch genug, wenn man auch der Natur

tur hier blos zu Hülfe kam, und einem schon vorhandenen, durch den Fluß gemachten, See nur einen größern Umfang, und eine feste Einfassung gab. Daß aber dieses der Fall war, lehrt Herodots Beschreibung ausdrücklich. "Denn man „grub", sagt er, "einen Wasserbehälter für den „See, oder das schon stagnirende Wasser." In diesem See aber, der gewöhnlich einem Morast glich, konnte der Euphrat durch einen Canal abgeleitet werden; und dieses Mittels bediente sich Cyrus, um Babylon zu erobern, indem er durch das Bett in die Stadt eindrang.

Verschieden von diesem See sind andere Seen oder Moräste, welche der Euphrat neben dem alten Babylon machte. Die ganze Westseite dieser Stadt war davon umgeben, und dadurch, auch ohne alle Vertheidigung, gänzlich unzugänglich [3]). Sie hatte deshalb dort auch keine Mauern; und Alexander, der, um einer unglücklichen Vorbedeutung zu entgehen, von dieser Seite in seine künftige Residenz seinen Einzug halten wollte,

3) Arrhian. VII. 17. — Eine vortreffliche Specialcharte über das alte Babylonien hat Rennel in seinem Atlas zu der Geography of Herodotus geliefert; worauf (mit einigen kleinen Verschiedenheiten) die einzelnen Canäle, Seen rc. des Landes verzeichnet sind.

wollte, mußte wider seinen Willen diesen Vorsatz aufgeben, und den gewöhnlichen Weg nehmen. Die großen Dämme, welche man in der Stadt anlegen mußte, zeigen hinlänglich, daß diese Seen ein Werk des Flusses aus den Zeiten waren, wo er noch weniger beschränkt war. Vermuthlich waren sie es, die Alexander auf den Entwurf brachten, bey Babylon einen Hafen anzulegen, der der neuen Hauptstadt der Welt würdig seyn, und nicht weniger als tausend große Schiffe sollte fassen können [4]).

Gänzlich verschieden wieder von diesen Sümpfen oder Seen, war eine dritte große Anstalt, die sich 20 Meilen unterhalb Babylon, etwa 40 Meilen von der Mündung des Flusses, fand. Hier waren an der Westseite des Stroms niedrige morastige Gegenden, die sich, mit Wasser angefüllt, bis tief in die Arabischen Wüsten erstreckten, und, wie es hieß, in Verbindung mit dem Meere stehen sollten [5]). Diese Sümpfe lagen um ein beträchtliches tiefer, als das Bett des Euphrats; und schienen daher recht eigentlich von der Natur zu Ableitern des Stroms bestimmt zu seyn. Nach diesen Morästen hatte man daher aus

4) Arrian. VII. 19.

5) Man vergleiche für das Folgende Arrian. VII. 21.

aus dem Hauptstrom einen großen Canal in der Breite eines mäßigen Flusses gezogen, der den Nahmen des Pallacopas führte. Weil aber der Strom gänzlich in die Moräste geflossen seyn würde, wenn man ihm freyen Lauf gelassen hätte, so hatte man auch hier durch Dämme und Schleusen helfen müssen. Einer der Babylonischen Satrapen hatte dieß mit vieler Mühe bewirkt, indem er zehntausend Mann drey Monathe daran hatte arbeiten lassen. Allein das Werk war dennoch von kurzer Dauer, wegen der unübersteiglichen Hindernisse, welche die Beschaffenheit des Erdreichs in den Weg legte. Weil man nemlich durchaus hier nichts als fetten leimigten Boden fand, so hielten die Dämme nicht, sondern wurden bald durch das Wasser eingeweicht, und gaben nach. Alexander verstopfte daher die bisherige Oeffnung; und ließ eine Meile davon, wo steinigter Boden war, einen neuen Canal anlegen, der nach dem Pallacopas gieng. Diese Arbeiten lagen ihm um so mehr am Herzen, weil seine Absicht war, über diese Seen, die Wasser genug hatten um schiffbar zu seyn, von Babylon aus zu Schiffe in Arabien einzudringen; das einzige Land, von dem man mit Gewißheit sagen kann, daß er es noch erobern wollte, um seinem Reiche den innern Zusammenhang zu geben, ohne wel-

welchen die Consistenz, die es nach dem Willen dieses großen Fürsten durch Handel, Schiffsahrt, und die übrigen Künste des Friedens haben sollte, ihm nicht gegeben werden konnte.

Bey dieser Menge verschiedener Anstalten zu der Bezwingung des Euphrats hatte man nicht nur diesen Zweck erreicht, sondern auch mehr als man anfangs wahrscheinlich wollte. Der gewaltige Strom verlohr die größte Menge seines Wassers, ehe er sich dem Meere näherte. Statt größer zu werden nahm er ab; viele seiner Canäle verlohren sich im Sande; und seine eigentliche Mündung wurde so seicht, daß sie nicht einmal schiffbar gewesen zu seyn scheint [6]). Indeß ist es ausgemacht, daß er im Persischen Zeitalter stets dennoch seine eigne Mündung behielt, und nicht wie gegenwärtig sich bereits 15 Meilen oberhalb dem Meere mit dem Tigris vereinigte. Die Hauptmasse seiner Gewässer wurde dagegen in den Tigris abgeleitet; und dieser Strom wuchs in eben dem Maaße, als der andere abnahm. In der Nähe des Meers konnten seine hohen Ufer dennoch seine Gewässer nicht fassen, uud er bildete dort große Seen, nicht weniger als der Euphrat in den obern Gegenden.

Das

6) Arrian. VII. 18.

Das Land, das diese beyden Ströme einschlossen, war eine ununterbrochene Ebne, die ihnen ihre Fruchtbarkeit verdankte. Die allenthalben gezognen und sich durchschneidenden Canäle, die immer kleiner wurden, bis sie sich in bloße Rinnen verlohren, waren zugleich mit einer unzähligen Menge Maschinen besetzt, durch welche das Wasser aus ihnen geschöpft, und über den Boden verbreitet ward [7]). Die Hitze, und die fast nie unterbrochene Dürre des Climas, machte diese beständige Bewässerung nothwendig; aber der Fleiß der Menschen ward dafür auch hier, so wie in Aegypten, mit einer so üppigen Fruchtbarkeit belohnt, daß die Geschichtschreiber, aus Besorgniß Mißtrauen zu erregen, es kaum wagen die bestimmten Angaben anzuführen. "Unter allen Ländern „die ich kenne", sagt Herodot [8]), "ist Babylon „bey weiten das beste, um Getraide hervorzu„bringen; denn es giebt durchaus zweyhundertfäl„tige Frucht; und wenn es recht fruchtbar ist, drey„hundertfältig. Die Blätter von Waizen und „Gerste [9]) werden dort leicht vier Finger breit; „wie

7) Herod. I. 185.

8) Herod. I. 193.

9) Unter dem Getraide, das der Schriftsteller erwähnt, ist wahrscheinlich die Durra zu verstehen, die noch jetzt in jenen Gegenden am häufigsten wächst.

„wie groß aber die Stauden von Cenchrus und „Sesamum [1]) werden, mag ich nicht sagen, „weil ich wohl weiß, daß diejenigen, die nicht „selbst nach Babylon kommen, das Gesagte nicht „glauben würden.“ So fruchtbar aber das Land an diesen Gewächsen war, so unfruchtbar war es an Bäumen. Feigen, Oelbäume und Weinstöcke, gab es gar nicht [2]); dafür aber hatte man einen großen Vorrath von Dattel- oder Palmbäumen, wovon ganz Babylonien voll war. Man brauchte ihre Früchte nicht nur zur Speise, sondern machte auch Wein und Honig daraus [3]). Die Wartung dieser Bäume, indem man die Frucht der männlichen Palmen an die weiblichen band, damit durch den Stich des Insects, das sich in jener erzeugt, die Reife der andern befördert wer-

den

1) Cenchrus ist Panicum Miliaceum L. cf. Theoph. VIII. 3. Sesamum hält man gewöhnlich für Sesamum Orientale L. ist aber wahrscheinlicher Sesamum Indicum L. cf. Plin. XVIII. 10. Sesamum ab Indis venit, ex eo et oleum faciunt. — Diosc. II. 121. beschreibt das Oel, das die Aegypter daraus verfertigten. cf Alpin. de plantis Aegypt. c. 32. und Forskal in Flora Arabica p. 113.

2) Herod. l. c. Man vergleiche damit Xenoph. Anabas. II. Op. p. 279.

3) So ist es auch noch gegenwärtig. Man sehe Otter Voyage II. p. 63. wo man auch Nachrichten über die künstliche Befruchtung der Datteln findet.

den sollte, beschreibt bereits Herodot [4]). — Von allen übrigen hochstämmigen Bäumen war Babylon gänzlich entblößt. Auch bey seiner höchsten Cultur konnte es doch seine ursprüngliche Beschaffenheit eines Steppenlandes nie ganz verleugnen. Die einzige Cypresse gab einigen, wiewohl schwachen, Ersatz für die fehlenden Holzarten [5]), deren Mangel auf die Schifffahrt nicht weniger, als auf die Baukunst der Babylonier einen entschiedenen Einfluß hatte.

So wie in einem ursprünglichen Steppenlande Hölzungen nicht zu erwarten sind, eben so groß pflegt dort der Mangel an Steinen zu seyn. Die Quadersteine, wenn man damit in Babylon baute, mußten daher alle aus den nördlichen Gegenden auf dem Euphrat hergeschafft werden. Dort waren Steinbrüche, aus denen auch die Mühlsteine nach Babylon gebracht wurden [6]). Allein diesen Mangel an Baumaterialien hatte die Natur auf eine andre Weise ersetzt. Es fand sich bey Babylon ein

4) Herod. l. c. Er nennt das Insect ψήν, so auch Aristotel. Hist. An. V. 32. Es gehört zu dem Cynips Psenes. Bey Plin. XV. 19. heißt es zu unbestimmt Culex.
5) Xenoph. l. c.
6) Bey einem Orte Corsote, oberhalb der Medischen Mauer. Xenoph. Op. p. 256.

ein unerschöpflicher Vorrath der besten Ziegelerde; die theils an der Sonne gedörrt, theils in Oefen gebrannt, eine Festigkeit und Dauerhaftigkeit erhielt, welche noch bis jetzt die Ueberbleibsel der alten Gebäude, wenn sie auch seit vielen Jahrhunderten [illegible] sind, dennoch vor der Verwitterung schützt [7]; und sogar die Inschriften auf ihnen, welche, eine andre Art von Keilschrift, in den neuesten Zeiten so sehr die Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben, unversehrt erhielt. Auch selbst den Mörtel hatte die Natur schon vorbereitet. Acht Tagereisen oberhalb Babylon fand sich ein kleiner Fluß Is, nebst einem Orte gleiches Nahmens, wo reiche Quellen von Naphtha oder Erdharz waren, welches man statt des Kalks gebrauchte. Es scheint keinem Zweifel unterworfen, daß diese Stadt keine andere als das Hit der Neuern sey; wo sich nach Herbelots Zeugniß selbst noch jetzt die Tradition erhalten hat, es sey mit diesem Erdharz einst Babylon gebaut [8]). Man bediente sich desselben statt des Cements, indem man zugleich

7) Herod. I. 179. cf. Niebuhr Reise II. S. 288.

8) Herbelot Bibl. Or. s. v. Hit. Man muß übrigens nicht glauben, daß diese Naphta-Quelle die einzige sey. Vielmehr finden sich derselben eine Menge am Tigris, so daß es eine Belustigung der Schiffleute auf diesem Strom ist, das darauf schwimmende Erdharz in Brand zu stecken. Otter Voyage I. p. 153. 158.

gleich Lagen von Rohr oder Schilf, als eine andere Bindungsmaterie, dazwischen legte. Diese, bereits von Herodot beschriebene, Verfahrungsart zeigen noch jetzt die Ruinen von Babylon; und nach den Berichten eines neuern Augenzeugen haben diese Lagen von Schilf und Palmblättern sich so frisch erhalten, als wenn sie noch kein Jahr gelegen hätten [9].

So war die Beschaffenheit dieses merkwürdigen Landes! Hatte die Natur hier auf der einen Seite dem Menschen vielfach vorgearbeitet, so hatte sie ihm auch auf der andern große Hindernisse in den Weg gelegt. Die Wahrnehmung des erstern erzeugte die Ueberwindung der letztern; und gerade dieser Kampf war es, der hier eine Entwickelung der Kräfte des menschlichen Geistes hervorbrachte, wie sie anderswo nicht entstehen konnte. Und doch würde vielleicht alles umsonst gewesen seyn, wenn nicht die Lage des Landes demselben noch andere Vortheile gewährt hätte, wodurch es eigentlich zum ersten Lande des westlichen Asiens ward; indem es die Natur durch diese zu einem Hauptsitze des Asiatischen Völkerverkehrs bestimmte

9) Herod. und Niebuhr ll. cc.

stimmte [1]). In der Mitte zwischen dem Indus und dem Mittelmeer, war es der natürliche Stapelplatz der kostbaren Waaren des Osten, die dem Westen zugeführt wurden. Zu diesen Vorzügen aber kam noch die Nachbarschaft des Persischen Meerbusens, — der großen Handelsstraße, welche die Natur den seefahrenden Völkern des Indischen Meers bis tief in die Mitte von Asien hinein gebahnt hat; — und die beyden großen Ströme, gleichsam die Fortsetzung dieser Straße, welche die Verbindung mit den Anwohnern des schwarzen und Caspischen Meers eröfneten. So von der Natur begünstigt, mußte dieß Land der Sammelplatz der Völker werden; und blieb es nach dem Zeugniß der Geschichte, so lange der innere Verkehr von Asien blühte. Weder die verheerenden Kriegszüge erobernder Völker, noch das noch härtere Joch des Asiatischen Despotismus, konnten seinen Glanz vernichten, wenn er auch auf eine Zeitlang verdunkelt ward. Erst als der Europäer auf dem Ocean den Weg nach Indien fand, und den Handel der Welt aus Landhandel in Seehandel umschuf, sanken die Königsstädte an den Ufern des Euphrats und Tigris; und doppelt gedrückt von dem Joch der Anarchie und des Despotismus, ward Babylon

1) S. oben B. I., S. 101.

lon das, was es ursprünglich gewesen war, ein stinkender Morast, und eine unfruchtbare Steppe.

Die Untersuchung über den Babylonischen Handel wird der Gegenstand des folgenden Abschnitts seyn; vorher sey es mir erlaubt, einen Blick auf das Volk zu werfen, das hier seine Sitze hatte; Wer waren also die Babylonier?

Man muß, um diese Frage zu beantworten, gleich im voraus die ältern Einwohner, vor der Occupation der Chaldäer, die ums Jahr 630 vor Christo erfolgte, von diesem letztern Volke unterscheiden, das um diese Zeit herrschendes Volk in Babylon ward.

Von den alten Babyloniern wissen wir so viel, daß sie zu dem Semitischen Völkerstamm gehörten; denn ihre Sprache, welche wir sehr unrichtig die Chaldäische nennen, (da die rohen Chaldäer nur ihre Barbarische Sprache mit der der cultivirtern Babylonier vertauschten,) war ein Aramäischer Dialect, und von dem eigentlichen Syrischen nur sehr wenig verschieden. Ob übrigens die ersten Einwohner dieses Landes aus Indien herzogen, wie die Mosaische Tradition zu sagen scheint, oder aus der Arabischen Halbinsel herstammten, wie ihre Sprache es wahr-

scheinlich macht, kann dem Geschichtforscher um so viel gleichgültiger seyn, da in einem Lande, das Hauptsitz des Handels war, natürlich ein sehr gemischtes Volk entstehen mußte. Desto wichtiger dagegen ist es zu zeigen, daß die Babylonier schon von uralten Zeiten nicht nur feste Wohnsitze, sondern auch einen gewissen Grad wissenschaftlicher Bildung hatten.

Als ein Volk, das zu festen Wohnsitzen und politischen Einrichtungen fortgieng, schildert sie uns die älteste Sage, so bald sie zum erstenmal Babylon erwähnt. Wer erinnert sich nicht aus den Mosaischen Nachrichten des ersten Reichs das Nimrod hier stiftete, und des berühmten Baus, den Jehova störte [2])? Es giebt vielleicht keinen Mythus, der zugleich durch sein graues Alter ehrwürdiger, und für den Anfang der Cultur der Menschheit wichtiger wäre; in dem sich die ersten Spuren des ältesten Völkerverkehrs, der ersten politischen Verbindungen, und der ersten Erbauung fester und sicherer Wohnsitze, gemeinschaftlich erhalten haben!

Lange Zeit nach dieser ersten frühen Erwähnung verschwindet Babylon gleichsam aus der Geschichte.

2) Gen. 11., 1—7.

schichte. Die jüdischen Annalisten fanden keine Gelegenheit es zu erwähnen, weil Babylonier mit ihnen in keine Verbindung kamen; und die Nachrichten späterer Griechen, wie Herodot und Ctesias, welche die Bruchstücke der Babylonischen Sagengeschichte, so wie sie sie in dem Lande selber erfragen konnten, aufzeichneten, lassen sich nicht chronologisch ordnen. Die historische Mythologie dieses Volks scheint sich fast ganz um die Nahmen einer Semiramis, eines Ninus und eines Belus, gedreht zu haben, die, wie sehr sie auch ausgeschmückt, und mit Astronomischen Ideen durchwebt seyn mögen, es doch höchst wahrscheinlich machen, daß bereits lange vor dem Ursprung des Babylonisch-Chaldäischen Reichs große Eroberer in diesen Theilen von Asien aufstanden, welche Urheber von beyden Reichen wurden, von denen sich nur das Andenken unter dem Allgemeinen Nahmen einer Assyrischen Monarchie erhalten hat.

Wir überlassen die Sammlung und Ordnung der dürftigen Fragmente für jene frühere Geschichte Babylons andern [3]), und schränken uns jetzt blos auf

3) Man sehe Gatterer's Weltgeschichte S. 151. ꝛc.

auf diejenige Periode ein, wo Babylon groß und mächtig in der Weltgeschichte erscheint.

Diese glänzende Periode fängt an in der letzten Hälfte des 7ten Jahrhunderts vor dem Anfang unsrer Zeitrechnung, etwa 630 vor Christo, oder beynahe 100 Jahre vor dem Anfang der Persischen Monarchie. Um diese Zeit gieng in Asien eine ähnliche Revolution vor, als die, welche Cyrus bewirkte. Ein Nomadisches Volk unter dem Nahmen der Chaldäer [4]), das von den Taurischen und Caucasischen Gebirgen herabstieg, überschwemmte das südliche Asien, und machte sich zu Beherrschern der Syrischen und Babylonischen Ebnen. Babylonien, das sie einnahmen, ward der Haupt-

4) Die Frage, was die Chaldäer eigentlich für ein Volk gewesen? ist eine der schwierigsten in der Weltgeschichte. Nach der Analogie des Orients scheint es fast wahrscheinlicher, daß das כשׂדים der Hebräer, das man durch Chaldäer übersetzt, bey den Semitischen Völkern allgemeiner Nahme der nördlichen Barbaren gewesen sey, (wie Turanier bey den Bewohnern von Iran). Auf jeden Fall ist so viel gewiß, daß die erobernden Chaldäer von Norden her eindrangen, nachdem ihre einzelnen Horden schon seit einem Jahrhundert in Mesopotamien herumgezogen waren, und selbst zum Theil dorten sich niedergelassen hatten. Die Untersuchungen von Michaelis, Forster, Schlözer u. a. über diesen Gegenstand sind allgemein bekannt.

Hauptsitz ihres Reichs, und ihr König Nebucadnezar, der Asien bis zu den Ufern des Mittelmeers besiegte, behauptet eine Stelle unter den Asiatischen Welteroberern. Er befestigte seine Herrschaft durch einen großen Sieg, den er an dem Euphrat, bey dem Ort Circesium, über den Aegyptischen König Neco davon trug; zerstörte Jerusalem, eroberte Tyrus und die übrigen Phönicischen Städte, und durchstreifte wahrscheinlich selber Aegypten. So ward er Gründer des Babylonisch-Chaldäischen Reichs, das nach nicht völlig einem Jahrhundert wiederum durch Cyrus über den Haufen geworfen ward.

In diesen Zeitraum fällt zwar nicht die erste Anlage, aber die Größe und der Glanz von Babylon; und wenn gleich bey Herodot der Nahme Nebucadnezars nicht vorkommt, so stimmt er doch in Rücksicht auf die Zeitbestimmung mit den jüdischen Schriftstellern überein. Denn seine Königin Nitocris [5]), der er die größten Anlagen um und in Babylon zuschreibt, muß die Zeitgenossin Nebucadnezars gewesen seyn, ohne daß es sich ausmachen läßt, ob sie etwa seine Gemahlin oder Tochter war.

Wenn

5) Herod. I. 185.

Wenn man diese, durch die critischen Forschungen früherer Schriftsteller bereits hinreichend ausgemachten Data, zum Grunde legt, so erscheint die Anlage und die Vergrößerung Babylons in einem hellern Lichte, und Herodots, so oft für unglaublich ausgegebene, Nachrichten, werden begreiflicher. Die Wunder, die er von Babylon erzählt, erzählen andere von andern Hauptstädten Asiens; die so wie er als Augenzeugen sprechen. Der Kreis von unsern Erfahrungen kann nicht sogleich den Maaßstab geben von dem was in andern Ländern, unter einem andern Himmel, und unter andern Umständen, möglich ist. Stehen nicht die Aegyptischen Pyramiden, die Chinesische Mauer, und die Felsentempel zu Elephante, und spotten gleichsam unserer Critik, die es sich herausnimmt der vereinigten Kraft ganzer Nationen ihre Grenzen bestimmen zu wollen?

Es ist das Eigenthümliche großer despotischer Reiche, wie sie Asien zu jeder Zeit in sich faßte, daß sie ihre Kraft weit mehr auf Einen Punct concentriren können; und eben darum sind auch bey jenem Zusammentreiben der Völker, aus entfernten Ländern, und bey der, in manchen sehr fruchtbaren Gegenden wegen der großen Leichtigkeit der Subsistenz fast unglaublich starken Bevölke-

völkerung, schon deshalb viel größere Unternehmungen ausführbar, als in Europäischen Ländern.

Aber dazu kommt, daß die großen Städte Asiens auf ganz andere Weise entstanden, als die von Europa. Sie sind die gewöhnlichen Folgen der Niederlassungen erobernder Nomadischer Völker, die in den eingenommenen Ländern ihre Wohnsitze aufschlagen, und von ihrer bisherigen Lebensart zu einer festern und ruhigern übergehn. Diese Veränderung geschieht gewöhnlich auf die Weise, daß das Hoflager des Anführers neben den Mauern der schon vorhandenen Hauptstädte aufgeschlagen wird; und aus diesen Hoflägern erwachsen darauf neue Städte, zu deren Erbauung die besiegten Nationen gebraucht werden, und welche die alten an Umfange und Regelmässigkeit übertreffen. Denn die ganze Form des Lagers wird alsdann auf die neue Stadt übertragen; daher die viereckte Gestalt, und die schnurgeraden, sich einander durchschneidenden, Gassen. Wenn nun unter solchen Umständen zugleich das Land selbst alle Baumaterialien im Ueberfluß darbietet; wenn die Ziegelsteine aus der Erde gebrannt werden können, und reiche Quellen von Erdpech den Mörtel hergeben, — ist es da zu verwundern, daß Anlagen entstehen, welche Europa nicht hervorzubringen vermag?

So

So war auch der Ursprung der Königsstadt Babylon, deren Größe und Glanz das Alterthum preiset. Es war ein Werk der Chaldäer, deren Könige, als sie die Oberherrschaft Asiens errungen, hier ihre Wohnsitze nahmen. Wir brauchen uns nicht blos auf den Ausruf ihres Königs Nebucadnezar zu berufen, "das ist das „stolze Babel, das ich erbauet habe" [6])! — ein noch ausdrücklicheres Zeugniß hat uns Jesaias aufbewahrt [7]). "Sehet das Land der Chaldäer; „dieß Volk, das noch vor Kurzem kein Volk „war. Assyrier dämmten es ein, und schenkten „es den Einwohnern der Wüste! Sie verwan„delten die herumziehenden Horden des Volks in „stehende Wohnungen; und bauten die Paläste „des Landes"!

Ich halte es für überflüssig, aus Herodot die Beschreibung von Babylon zu wiederholen [8]). Wer kennt nicht jenes Wunder der alten Welt mit seinen hohen Mauern, seinen breiten Gräben, und Tempeln? Aber statt dessen sey es mir erlaubt, aus

6) Dan. 4, 27.

7) Jes. 23, 13. nach Michaelis Uebersetzung.

8) Neue, eben so ausführliche als interessante, Untersuchungen über diesen Gegenstand findet man in Rennel Geography of Herodotus p. 335 etc.

aus der neuern Geschichte Asiens ein Gegenstück dazu zu liefern.

"Neben Cambalu (d. i. Peking in China,)" erzählt Marco Polo[9]), "ließ Cublai-„Chan, der Nachfolger von Dsingis-Chan, eine „neue Stadt bauen, die Taidu hieß. Diese „Stadt hat 24 Millien, (6 deutsche Meilen) „im Umfange. Keine Seite ist länger als die „andere, jede enthält 6 Millien. Rund um die „Stadt läuft eine Mauer, die an der Erde zehn „Schritt breit, oben aber schmäler ist. Alle Gassen der Stadt sind nach geraden Linien gebaut; „so, daß wenn jemand auf dem einen Thor „der Mauer steht, er gerade das entgegengesetzte „erblickt. Auch die Abtheilungen für die Wohnungen sind viereckt; allenthalben sieht man große „Paläste, mit geräumigen Höfen und Gärten umgeben; so daß die ganze Stadt in Vierecke getheilt ist, und einem Schachbrette ähnlich sieht. „Die Mauer hat aber zwölf Thore, drey an „jeder Seite; und auf jedem Thor ist ein großer „und prächtiger Pallast, mit weiten und geräumigen Sälen, wo die Waffen der Wächter sind. „Um die Stadt aber sind große Vorstädte oder „offene Oerter, die drey bis vier Millien weit „gehen,

9) Marco Polo bey Ramusio II, p. 24.

„gehen, und aneinander stoßen. In diesen sind „große Caravansereyen, wo die Kaufleute wohnen, „die aus den verschiedenen Gegenden kommen; „jede Nation hat aber ihre eigene. Auch sind dort „die öffentlichen Weibspersonen, 25000 an der „Zahl, die sich für Geld preis geben. — In „dieser großen Stadt Cambalu, pflegt aber der „Großchan drey Monate des Jahrs im Winter „zu wohnen."

Herodots Babylon hat 480 Stadien (12 deutsche Meilen) im Umfange [1]); die von Cublai-Chan erbaute neue Stadt die Hälfte. Rechnet man aber zu dieser die alte Stadt, neben der sie angelegt wurde; die Kayserliche Residenz, die nach Polos Angaben allein einen noch größeren Umkreis hatte, und endlich die weitläuftigen Vorstädte und Caravansereyen, so sieht man leicht, daß Peking, als es Marco Polo sah, um vieles größer war als das alte Babylon; und der Vater der Geschichte wird keiner weitern Vertheidigung bedürfen.

Zugleich aber ist es auch aus dieser Erzählung klar, daß neben dieser Ursache noch eine zweyte

1) Herod. I. 178.

zweyte zu der Vergrößerung und Bevölkerung jener Hauptstädte beyträgt. Die Hofläger der Fürsten nemlich werden auch die natürlichen Hauptplätze des Handels, weil sie die Sitze des Wohllebens und Luxus sind. Die Züge der Caravanen sind nach ihnen gerichtet, und die Producte der Länder häufen sich hier auf. Daß dieß auch der Fall bey Babylon war, wird der nächste Abschnitt beweisen.

Endlich darf man den Umfang nicht auf gleiche Weise als Maaßstab der Bevölkerung in jenen Städten annehmen, wie in Europa; die Bauart ist anders, die Gebäude liegen meist einzeln, und sind mit großen Gärten und Höfen umgeben, die leicht mehr als die Hälfte des Ganzen einnehmen. Es fehlt also viel, daß auf einem gleichen Areal auch eine gleiche Anzahl Menschen lebte, wie in unsern Städten.

Wenn aber gleich Babylon erst durch die Chaldäische Occupation die Hauptstadt eines großen und mächtigen Reichs ward, so stimmen doch alle Zeugnisse der Geschichte darin überein, daß es schon von viel frühern Zeiten her der Sitz der Cultur, und wissenschaftlicher, besonders Astronomischer oder Astrologischer, Kenntnisse war. Die

Auf-

Aufbewahrung derselben war hier, so wie in andern Asiatischen Ländern, einer Priestercaste anvertraut, die gleichfalls unter dem Nahmen der Chaldäer vorkommt; und so wie die Aegyptische und Persische wiederum ihre Abtheilungen hatte. Waren diese Caste und das erobernde Volk ursprünglich von einander verschieden, und war es bloßer Zufall, daß beyde denselben Nahmen führten? — Oder entstand dieß daher, daß das herrschende Volk die Sitten und die Cultur der Besiegten annahm? — dieß sind Fragen, die sich nicht mit Zuverläßigkeit beantworten lassen. Man würde ohne Anstand das letztere annehmen, wenn der Nahme der Chaldäer, als Priestercaste, nicht schon so sehr früh, wie im Persischen Zeitalter, vorkäme [2]). Es ist bey dem Mangel an Nachrichten nicht möglich, diese Schwierigkeit gänzlich zu heben. Nur so viel ist deutlich, daß die Caste der Chaldäer, so wie die übrigen Asiatischen Priestercasten, ein ursprünglicher Stamm war; in dem sich die Kenntnisse mit dem Stand durch die Geburt fortpflanzten. In spätern Zeiten ward aber

2) So bey HEROD. I. 183. Und schon Ctesias verwechselt Magier und Chaldäer, wie es die spätern Schriftsteller gewöhnlich thun, bey denen Chaldäer so viel heißt, als Priester und Zeichendeuter überhaupt. CTES. Pers. cap. 15.

aber ein förmlicher Priesterorden daraus, in dem sogar mehrere Secten entstanden [3]).

Das Chaldäisch-Babylonische Reich übrigens bekam gleich unter Nebucadnezar die Grenzen, die es nachmals behielt, indem es das westliche Asien bis zum Mittelmeer umfaßte. Allein schon mit dem Tode seines Stifters gieng seine Größe zu Grabe; einige schwache Nachfolger, von denen einer den andern stürzte, folgten noch schnell auf einander, bis der Stifter der Persischen Monarchie dasselbe über den Haufen warf, und Babylon zu einer der Hauptstädte seines neuen Reichs machte. Es war keine Stadt in Asien, auf deren Besitz die Perser eifersüchtiger gewesen wären; und die wiederholten Versuche der Babylonier das Joch abzuschütteln, zeigen, daß sie bey dem Gefühl ihrer Macht und ihrer Größe den Sinn für Unabhängigkeit und Herrschaft so leicht nicht ersticken konnten.

3) Man sehe STRAB. XVI. p. 1074. dem zu Folge eine ihrer Hauptschulen zu Borsippa war.

Zweyter Abschnitt.

Handel der Babylonier.

Ich habe bereits oben Gelegenheit gehabt, meine Leser auf die vortheilhafte Lage von Babylonien zum Handel aufmerksam zu machen, woran es vielleicht jedes andere Land von Asien übertraf. Wenn es dadurch zum natürlichen Stapelplatze des Landhandels bestimmt war, so hatte es nicht geringere Vortheile für den Seehandel, und die Flußschifffahrt. Die beyden großen Ströme von denen es eingeschlossen war, scheinen gleichsam die natürlichen Handelsstraßen für das innere Asien zu seyn; und die Beschiffung des Persischen Meerbusens ist bey weiten nicht mit den Schwierigkeiten und Gefahren verbunden, denen die Schifffahrt auf dem Arabischen ausgesetzt ist.

Wenn man bey dieser Lage zugleich den blühenden Zustand, die hohe Cultur des Landes, und den Glanz und Reichthum der Hauptstadt desselben in Betrachtung zieht, so muß daraus die

Ver=

Vermuthung hervorgehn, daß jenes alte Babylon diesen Glanz und diese Größe neben seinen Eroberungen auch derselben Ursache zu verdanken gehabt habe, wodurch in eben dem Lande späterhin Bagdad und Balsora sich hoben, — einem großen und ausgebreiteten Handelsverkehr. Diese Vermuthung erhebt sich auch sogleich zur völligen Gewißheit, sobald wir das, was uns die Geschichtschreiber von dem Kunstfleiß, der Lebensart, und der bürgerlichen Einrichtung der Babylonier sagen, vergleichen [1]. Sie beschreiben uns dieselben einmüthig als ein prachtliebendes, an eine Menge künstlicher Bedürfnisse gewöhntes Volk, die sie nicht anders als durch wechselseitigen Verkehr mit vielen, zum Theil sehr entfernten, Völkern befriedigen konnten. In ihrem Privatleben, und besonders in ihrer Kleidung, beobachteten sie eine Eleganz, die mehr auf das Kostbare, als auf das Bequeme oder Nützliche, gegangen zu seyn scheint. Ihre öffentlichen Feste aber und Opfer waren mit einem unermeßlichen Aufwande, besonders an köstlichem Räuchwerk, verbunden, welches nur das Ausland ihnen liefern

1) Man sehe für das Folgende vorzüglich Herod. I. 195. 200. und alle die Stellen im Jesaias, wo der Prophet dem stolzen Babylon den Untergang droht.

fern konnte. Die rohen Materialien ferner, welche ihre weit berühmten Fabriken verarbeiteten, Leinen, Baumwolle, und Wolle, vielleicht auch Seide, waren in Babylon entweder gar nicht, oder doch bey weitem nicht in hinreichender Menge zu Hause. Endlich sind auch mehrere ihrer bürgerlichen Einrichtungen von der Art daß sie nur in einer Stadt, wo ein beständiger Zusammenfluß von Fremden war, Platz finden konnten. Es gehört dahin nicht nur die Sitte, die Kranken öffentlich am Markte auszusetzen, um jemand zu finden, der ihnen Rath ertheilt; sondern auch, und zwar vorzüglich, das Gesetz, wodurch jede Babylonierin gehalten war, ihre Keuschheit in dem Tempel der Mylitta einmal in ihrem Leben einem Fremden preis zu geben, dessen Anerbietung sie nicht ausschlagen durfte. Die Bemerkung, daß in großen Handelsstädten das Verhältniß des weiblichen Geschlechts zum männlichen immer auf eine eigne Weise sich modificirt, und daß daraus mehrere auffallende Einrichtungen bey verschiedenen Völkern Asiens erklärt werden müssen, ist bereits oben angeführt [2]).

So

2) S. B. I. S. 185. In welchem Verhältniß diese Sitte mit der Behandlung des Weiblichen Geschlechts im Orient überhaupt stand, ist höchst lehrreich gezeigt worden von Heyne

So zuverlässig aber auch diese Beweise im Allgemeinen sind, so sehr sie auch selbst durch die graue Sage des Alterthums bestätigt werden, in der Babylon sogleich bey seiner ersten Erwähnung als der Mittelpunct der Völker, als das Land erscheint, wo Nationen sich sammlen und sich trennen, so schwer ist es doch, den Handelsverkehr der Babylonier im Einzelnen zu verfolgen, und den Gang desselben genau und zuverlässig zu bestimmen. Die dunkeln Spuren, die uns davon übrig geblieben sind, müssen bey den Griechen und Hebräern mühsam und einzeln aufgesucht werden; dennoch aber bleibt diese Mühe nicht unbelohnt; und das Ganze wird uns ein Gemälde geben, dessen Hauptzüge wenigstens mit Zuverlässigkeit angedeutet, wenn auch nicht immer gänzlich vollendet ausgeführt, erscheinen.

Vor-

Heyne in seiner Vorlesung: de Babyloniorum instituto religioso etc. S. in Commentat. Soc. Gott. Vol. XVI. Nur den Punct bezweifle ich, daß die Sitte als Einweihung zur Ehe betrachtet werden darf. Denn aus der Erzählung Herodots scheint mir zu erhellen, daß es nicht Mädchen, sondern Frauen waren, die sich ihr unterwerfen mußten. Er sagt alle einheimische Weiber (ἐγχώριαι γυναῖκες, nicht παρθένοι), wie er sich sehr bestimmt bey dem Mädchenmarkt (cap. 196) ausgedrückt hatte,

Vorher sey es mir erlaubt, auf die einheimischen Kunstproducte der Babylonier einen Blick zu werfen; unter denen Webereien von mehrerley Art den ersten Platz verdienen. Die eigne Kleidung der Babylonier bestand theils aus wollenen, theils aus linnenen, oder wie es wahrscheinlich ist, aus baumwollenen Gewändern. "Sie tragen", sagt Herodot, "ein linnenes, (oder baumwollenes [3]), bis auf die Füße „gehendes, Gewand. Ueber dieses werfen sie ein „wollenes Kleid, und über dieses noch ein weißes „(wollenes) Oberkleid." Diese, für ein so warmes Clima, wie es scheint, überflüssige Bekleidung, scheint mehr für den Prunk, als für das Bedürfniß, berechnet gewesen zu seyn. Allein ihre Webereyen blieben nicht blos in ihrem Vaterlande bekannt, sondern wurden auch auswärts verführt. Die Teppiche oder Fußdecken, einer der Hauptgegenstände des Luxus im Orient, weil in den Häusern der Reichen die Fußböden durchgehends damit belegt sind, wurden nirgends so prächtig und mit lebendigern Farben gewebt als in Babylon. Man sah auf ihnen besonders die Gestalten jener Indischen Wunderthiere, des Greifs und andere, die wir bey Persepolis haben kennen lernen,

3) Λίνεον sagt Herod. l. c. welches bey ihm eben sowohl Linnen als Baumwolle bezeichnet.

nen, und von denen die Kenntniß gewiß großentheils auf diesem Wege nach dem Occident kam [4]). Man bediente sich ihrer auswärts zu der Ausschmückung der Harems der Großen, und selbst der Königlichen Säle, und nie scheint dieser Luxus höher gestiegen zu seyn, als gerade im Persischen Zeitalter. Die Fußböden nicht weniger, als die Betten und Sitze der vornehmen Perser, waren doppelt und dreyfach mit diesen Teppichen bedeckt; ja selbst das älteste ihrer Heiligthümer, das Grabmahl des Cyrus zu Pasargadae, war mit Purpurdecken aus Babylon belegt [5]).

In einem nicht geringern Rufe standen auch die Babylonischen Gewänder, unter welchen die Sindones vorzüglich berühmt sind. Sie waren, wie es scheint, gewöhnlich von Baumwolle, und wurden von sehr verschiedener Güte verfertigt. Die kostbarsten darunter waren wegen ihrer Feinheit

4) Athen. V. p. 197. Man vergleiche vor allen die für die Mythologie so lehrreichen Bemerkungen über diesen Gegenstand von Böttiger in seiner Erklärung der griechischen Vasengemälde I, III, S. 106. Es ist hier nicht der Ort, die dort gegebenen Fingerzeige weiter zu verfolgen; ich halte mich aber überzeugt, daß sie zu noch weitern Resultaten führen würden.

5) Man sehe Xenoph. und Arrhian. VI. 29.

heit und ihrer prächtigen Farben von einem solchen Werth, daß sie den Medischen an die Seite gesetzt, und für eine Königliche Tracht gehalten wurden [6]); denn auch sie fanden sich noch bey dem Grabmahle des Cyrus; welches mit allen den Sachen und Geräthschaften versehen war, deren sich die Persischen Könige bey ihren Lebzeiten zu bedienen pflegten [7]). Wenn man sich erinnert, daß die Babylonier auf der einen Seite Carmanien, auf der andern Arabien und Syrien in ihrer Nachbarschaft hatten, gerade die Länder, wo die feinste Wolle zu Hause ist, so darf man sich über diese Vortrefflichkeit der Gewänder und Teppiche nicht wundern.

Diese großen Webereyen beschränkten sich nicht blos auf die Hauptstadt, sondern fanden sich auch in andern Städten oder Flecken, mit denen Babylonien angefüllt war. Keiner derselben war aber deshalb so berühmt, als der Ort Borsippa, der etwa 15 Meilen unterhalb Babylon am Euphrat lag, und schon vor Cyrus in der Geschichte vorkommt [8]). Hier fanden sich die vorzüglichsten Linnen-

6) Theoph. Hist. Plant. IV. 9.

7) Arrhian. l. c.

8) Jos. in Apion. Op. p. 1045. erzählt, daß Cyrus den besiegten König von Babylon hier eingeschlossen habe.

nen- oder Baumwollmanufacturen, die auch noch in Strabos Zeitalter dorten fortdauerte [9]).

Neben diesen Webereyen scheinen besonders alle Waaren des Putzes und des Luxus in Babylon verfertigt zu seyn. Es gehören dahin wohlriechende Wasser, deren Gebrauch allgemein eingeführt, und wegen der Hitze des Climas wahrscheinlich nothwendig war; zierlich geschnitzte Handstöcke mit Bildern von Thieren und andern Gegenständen, die jeder Babylonier trug, und vorzüglich geschnittene Steine, die als Siegelringe eben so allgemein getragen wurden [1]).

Diese verschiedenen Kunstwerke und Manufacturen setzen schon einen ausgebreiteten Handel voraus, weil die Materialien, die dazu erforderlich waren, von auswärts eingeführt werden mußten.

Es sey mir erlaubt, diesen ausgebreiteten Handel von Babylon, so viel es die dürftigen Nachrichten erlauben, in seinen einzelnen Zweigen zu verfolgen, indem wir mit ihrem Landhandel anfangen, und auf diesen ihre Schifffahrt und ihren

9) Strab. XVI. p. 1074.

1) Herod. l. c.

ihren Seehandel folgen lassen. Ich theile den ersten nach seinen Hauptrichtungen in den östlichen oder Persisch-Bactrischen, den nördlichen oder Armenischen, den westlichen oder Kleinasiatisch-Phönicischen, und den südlichen oder Arabischen Handel. Die Untersuchung über den Seehandel der Babylonier wird überhaupt die Schifffahrt und den Handel auf dem Persischen Meerbusen umfassen.

Der lebhafte Verkehr mit den Hauptstädten und Hauptländern des Persischen Reichs, kann nach dem oben gesagten schon keinem Zweifel mehr unterworfen seyn. Die Persischen und Medischen Großen schmückten ihre Häuser und Gemächer nicht nur mit den Kunsterzeugnissen Babylons, sondern die Könige von Persien brachten sogar einen großen Theil des Jahrs mit ihrem ganzen zahllosen Gefolge in dieser Hauptstadt zu; in der auch ohnedem die Satrapen eine Königliche Pracht zu führen pflegten [2]. Bey dieser engen Verbindung zwischen den Hauptländern der Persischen Monarchie und Babylonien gehörten daher auch die Gegenden zwischen Babylon und Susa zu den bewohntesten und cultivirtesten, welche Asien aufzuzeigen hatte. Eine große Heerstraße lief von Babylon

2) S. oben B. I. S. 532.

bylon nach Susa, auf der man diesen Weg in zwanzig Tagen zurücklegte, die bequem genug war, daß auch selbst die Bagage einer Armee ohne Schwierigkeiten auf ihr fortkommen konnte [3]).

Mit größern Hindernissen ist aber die Untersuchung verknüpft, wenn man jenseit Persien weiter nach Osten geht. Allein ein Hauptland des Handels, aus dem die Babylonier mehrere ihrer gesuchtesten Waaren holten, giebt einen deutlichen Beweis, sowohl von der Richtung als dem Umfange dieses Verkehrs; das Persische Indien oder das jetzige Belurland, und was daran grenzt. Die Geographischen Nachrichten über diese, für den alten Handel so wichtigen Länder, sind bereits oben mitgetheilt worden; es kommt hier nur darauf an, die Handelsproducte, und die Verbindung in der sie mit Babylon standen, genauer auseinanderzusetzen.

Der erste Handelsartikel, von dem man mit Wahrscheinlichkeit sagen kann, daß ihn die Babylonier, wenigstens zum Theil, aus diesen Gegenden zogen, sind die Edelsteine; deren Gebrauch zu Siegelringen allgemein bey ihnen eingeführt war. Daß

3) Arrian. III. 16.

4) S. B. I. S. 358.

Daß diese Edelsteine aber aus den hohen Indischen Gebirgen kamen, sagt Ctesias mit ausdrücklichen Worten. Onyxe, Sarder, und die übrigen Siegelsteine wurden nach seinem Bericht in den Gebirgen, welche die Sandwüste begrenzen, gegraben [5]). Daß diese Nachricht des Griechen ihre völlige Richtigkeit hat, daß besonders noch gegenwärtig der Lapis Lazuli in seiner höchsten Schönheit dort gefunden wird, ist bereits oben durch Zeugnisse neuerer Reisenden dargethan [6]). Und wenn man hinzunimmt, daß die Indischen Nachrichten des Ctesias sich größtentheils ganz unzweifelhaft auf diese nördlichen Länder beziehen [7]), so muß man es für wahrscheinlich halten, daß jene Gebirge die Quelle jener Steine waren; und in Rücksicht des Sapphirs der Alten, oder unsers Lazurs der hier eigentlich zu Hause ist, bezweifle ich es nicht. Indeß enthält die angeführte Stelle des Ctesias, wie ein neuerer Schriftsteller mit Recht gezeigt hat [8]), Winke die, in so fern von den Onyxen die Rede ist, mehr auf die Ghaut-Gebir-

5) Ctes. Ind. cap. 5. im Vergleich mit Herod. I. 195.

6) Man sehe B. I. S. 122.

7) S. oben B. I. S. 359. 367.

8) Ueber die Onyxgebirge des Ctesias in der Sammlung der Aufsätze rc. des Hrn. Grafen von Veltheim II, S. 236.

Gebirge zu deuten scheinen; da die Gegend als eine heiße Gegend geschildert, und das Meer in ihrer Nähe erwähnt wird. Der Umstand, daß noch jetzt die Onyxe in großer Menge aus jenen Gegenden kommen, nehmlich aus den Gebirgen bey Cambaya und Beroach, dem alten Barygaza, muß allerdings diese Meinung um so viel wahrscheinlicher machen, da gerade dieser Theil der Küste von Decan im Alterthum am meisten bekannt war; und die Schifffahrt aus dem Persischen Meerbusen nach jenen Gegenden hin, wie unten gezeigt werden wird, kaum einigem Zweifel unterworfen seyn kann. Mag man aber auch dieser Meinung beytreten, so wird die Bekanntschaft und der Verkehr mit Indien in dem Persischen Zeitalter dadurch nicht verengt, sondern erweitert; da die Kenntniß der oben erwähnten nördlichen Länder aus andern Gründen darum nicht minder gewiß bleibt.

Ein anderer Handelsartikel aus diesen Gegenden ist aus dem Thierreich, nemlich die Indischen Hunde. Man behauptet von dieser Rasse, daß sie die größte und stärkste, und daher zur Jagd der wilden Thiere, selbst der Löwen, mit denen sie ohne Bedenken einen Kampf antreten, die geschickteste sey. Je allgemeiner nun bey den Persern der Geschmack an dem Vergnügen der

Jagd herrschte, die sie als eine ritterliche Uebung betrachteten, um desto allgemeiner ward auch der Gebrauch dieser Thiere; und es währte nicht lange, so dienten sie nicht mehr blos zum Gebrauch, sondern wurden selbst Gegenstand des Luxus. Es gehörte zu der Haushaltung und dem Train eines Persischen Großen, eine Menge derselben zu besitzen; und selbst auf Reisen und Kriegszügen nahm man sie mit. Xerxes, als er nach Griechenland zog, hatte nach Herodots Versicherung eine zahllose Menge derselben in seinem Gefolge [9]); und wie weit auch bey den Großen und Satrapen die Verschwendung in diesem Stücke getrieben ward, lehrt ein Beyspiel, daß eben dieser Schriftsteller uns aufbewahrt hat. Tritantaechmus, Satrap von Babylon, brauchte nicht weniger als vier Oerter seiner Satrapie, die von allen übrigen Abgaben frey waren, für die Fütterung seiner Indischen Jagdhunde zu sorgen [1]). Es ist leicht darnach den Maaßstab zu nehmen, von welchem Umfange dieser Handelsverkehr gewesen seyn muß; wenn man auch, wie billig, annimmt, daß der größere Theil nicht aus Indien selber kam, sondern nur von der Rasse war, die sich auch auswärts fortpflanzte.

Das

9) Herod. VII. 187.
1) Herod. I. 192.

Das eigentliche Vaterland dieser Thiere war nach Ctesias dieselbe Gegend, wo die Edelsteine herkamen [2]). Auch diese Nachricht des alten Schriftstellers ist durch die Berichte eines spätern Reisenden bestätigt worden; denn Marco Polo vergißt bey der Beschreibung jener Gegenden nicht der großen Hunde zu erwähnen, die selber Löwen zu bezwingen im Stande wären [3]).

Eine dritte, nicht weniger zuverlässige, Classe von Producten, die Persien und Babylon aus diesen Gegenden erhielt, sind Färbewaaren, und unter diesen nahmentlich die Kermes oder Cochenille. Die erste, wenn gleich nicht ganz richtige, Beschreibung dieses Insects, und des Baums, auf dem es zu wohnen pflegt, findet sich gleichfalls bey Ctesias [4]). Die Cochenille ist ihm zu Folge "um die Quellen des Indus zu Hause, und giebt ein Roth wie Cinnober. Die „Inder selber gebrauchen sie zu Färbereyen; und „geben damit den Gewändern eine solche Schönheit, daß sogar die Persischen Färbereyen von „ihnen

2) Ctes. Ind. 5.

3) Marco Polo bey Ramusio II. p. 53.

4) Ctes. Ind. c. 21. Man vergleiche damit die Untersuchung über die Cochenille in Beckmann's Beyträgen zur Geschichte der Erfind. III. S. 1 ff.

„ihnen übertroffen werden." Es ist also daraus zugleich klar, daß diese Indischen Gewänder schon gefärbt, als Handelsartikel, ins westliche Asien giengen; ich kann aber nicht umhin, meine Leser an die bereits oben gemachte Bemerkung zu erinnern, daß gerade diese Gebirggegenden von Candahar und Cashmir es waren, wo die Schaafzucht das allgemeine Gewerbe der Einwohner war; und wo diese Thiere durch den Genuß des Silphiums so außerordentlich gediehen [5]. So bleibt es also keinem Zweifel unterworfen, daß eben diese Gegenden, welche noch gegenwärtig die feinsten Gewänder liefern, die von Wolle verfertigt werden, und deren so sehr gepriesene Schawls — ein aus dem Samscrit in das Persische übergegangenes Wort, (zugleich Beweis ihres hohen Alterthums;) — gegenwärtig zum Putz und zur Bequemlichkeit unserer Frauenzimmer gehören, eben dieß Vorrecht auch im Persischen Zeitalter besaßen; und jene Gewebe ein gesuchter Schmuck in den Harems von Susa und Babylon waren.

Ich übergehe absichtlich andere Gegenstände des Handels, von denen wir mit Wahrscheinlichkeit behaupten können, daß sie aus eben diesen Ländern kamen, zu welchen noch vorzüglich Gold und

5) S. B. I. S. 369.

und Goldsand gehören würde, von dem wir zuverlässig wissen, daß er als Tribut von den dort wohnenden Völkern nach Persien gebracht ward. Aber eine zweyte, nicht minder interessante Frage, drängt sich uns auf: Wie war der Gang dieses Handels? auf welchen Wegen, und durch wen ward er geführt? —

Die Wege, auf denen die Waaren jener Grenzländer Indiens den Persischen Hauptstädten, und besonders Babylon, zugeführt wurden, hat uns Strabo aus Eratosthenes erhalten [6]). Die gewöhnliche Heerstraße, die durch angebaute und bewohnte Länder lief, nahm zuerst eine nördliche Richtung, um die mit räuberischen Stämmen angefüllte Wüste zwischen Persien und Medien zu vermeiden. Sie berührte den südlichen Theil der letztern Länder, bis man zu einem der berühmtesten Pässe von Asien, den sogenannten Caspischen Thoren kam, durch welche der Weg nach Hyrcanien und Aria gieng. Sie lief durch dieß letztere Land längs dem Fuße der hohen und waldigten

6) Strab. p.782. Daß dieß eine alte Handelsstraße sey, die über die Zeiten von Alexander hinaufgeht, lehren die Nahmen der Oerter, welche alle alte Oerter sind. Das Alexandria in Aria ist vielleicht einerley mit Artacoana. Man sehe die Beylage.

digten Hyrcanischen und Parthischen Gebirge, die von Barbaren bewohnt waren, auf Alexandrien in Aria, von wo sie sich nach Bactra nördlich wandte.

Die große Handelsstraße, die nach Indien gieng, war mit dieser bis nach Aria eine und dieselbe. Hier trennte sie sich, indem sie die östliche Richtung behielt, statt daß die nach Bactra die nördliche nahm. Sie lief fort über Prophtasia, Arachotus, und Ortospana, wo sie sich wieder in drey Wege spaltete. Der eine lief in gerader östlicher Richtung nach den Grenzen von Indien; vielleicht auch ein anderer, nur mit einer mehr südlichen Biegung; ein dritter aber bog nördlich nach Bactra, und bildete die große Handelsstraße, die von Indien nach diesem Lande und seiner Hauptstadt führte.

Diese letzte Stadt muß man also als den Stapelplatz der Waaren des östlichen Asiens betrachten. Ihr Nahme gehört zu denen, die nie wieder aus der Geschichte verschwinden, so bald sie einmal vorkommen. Nicht nur im Persischen Zeitalter erscheint Bactra stets als eine reiche und mächtige Stadt; sondern auch die ältesten Sagen des Orients, von den Heerzügen einer Semiramis, und anderer Eroberer, sind stets mit Nachrichten

von

von Bactra durchflochten [7]). Sie lag an der Grenze der Goldländer, an der Straße des Zusammenflusses der Völker, wie sie schon der Zendavesta [8]) nennt; und die Vermuthung, daß die Wiege der Cultur der Menschheit hier zu suchen sey, muß durch die gegenwärtigen Untersuchungen selbst einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit erhalten.

Durch wen jene kostbaren Waaren aber nach Bactra gebracht wurden, kann keinem Zweifel mehr unterworfen seyn. Es ist aus dem obigen klar, daß die Bewohner von klein Tibet, oder die nördlichen Indier des Herodot und Ctesias, die Caravanen bildeten, welche in die goldreiche Wüste zogen; und in deren Vaterlande die Cochenille, und die feinste Wolle zu den Gewändern erzeugt wurden, welche das westliche Asien von dorther erhielt. — Aber wie weit sich dieser Verkehr erstreckte, ob er auch noch die Länder jenseits der Wüste umfaßte? — dieß ist eine Frage, deren Beantwortung großen Schwierigkeiten unterworfen ist.

Der

7) Diod. I. p. 117.

8) Zendavesta II., S. 173.

digten Hyrcanischen und Parthischen Gebirge, die von Barbaren bewohnt waren, auf Alexandrien in Aria, von wo sie sich nach Bactra nördlich wandte.

Die große Handelsstraße, die nach Indien gieng, war mit dieser bis nach Aria eine und dieselbe. Hier trennte sie sich, indem sie die östliche Richtung behielt, statt daß die nach Bactra die nördliche nahm. Sie lief fort über Prophtasia, Arachotus, und Ortospana, wo sie sich wieder in drey Wege spaltete. Der eine lief in gerader östlicher Richtung nach den Grenzen von Indien; vielleicht auch ein anderer, nur mit einer mehr südlichen Biegung; ein dritter aber bog nördlich nach Bactra, und bildete die große Handelsstraße, die von Indien nach diesem Lande und seiner Hauptstadt führte.

Diese letzte Stadt muß man also als den Stapelplatz der Waaren des östlichen Asiens betrachten. Ihr Nahme gehört zu denen, die nie wieder aus der Geschichte verschwinden, so bald sie einmal vorkommen. Nicht nur im Persischen Zeitalter erscheint Bactra stets als eine reiche und mächtige Stadt; sondern auch die ältesten Sagen des Orients, von den Heerzügen einer Semiramis, und anderer Eroberer, sind stets mit Nachrichten

von

von Bactra durchflochten [7]). Sie lag an der Grenze der Goldländer, an der Straße des Zusammenflusses der Völker, wie sie schon der Zendavesta [8]) nennt; und die Vermuthung, daß die Wiege der Cultur der Menschheit hier zu suchen sey, muß durch die gegenwärtigen Untersuchungen selbst einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit erhalten.

Durch wen jene kostbaren Waaren aber nach Bactra gebracht wurden, kann keinem Zweifel mehr unterworfen seyn. Es ist aus dem obigen klar, daß die Bewohner von klein Tibet, oder die nördlichen Indier des Herodot und Ctesias, die Caravanen bildeten, welche in die goldreiche Wüste zogen; und in deren Vaterlande die Cochenille, und die feinste Wolle zu den Gewändern erzeugt wurden, welche das westliche Asien von dorther erhielt. — Aber wie weit sich dieser Verkehr erstreckte, ob er auch noch die Länder jenseits der Wüste umfaßte? — dieß ist eine Frage, deren Beantwortung großen Schwierigkeiten unterworfen ist.

Der

7) Diod. I. p. 117.

8) Zendavesta II., S. 173.

es gern dem Urtheil meiner Leser, welchen Grad von Wahrscheinlichkeit diese Vermuthung für sie hat. Der Nebel der Ferne hemmt zwar hier die hellere Aussicht, aber die Ungewißheit selbst hat unter solchen Umständen einen gewissen Reitz für uns.

Die Straße, auf der die Waaren von Babylon nach den Ufern des Mittelmeers gebracht wurden, hat uns Strabo beschrieben [2]. Sie lief in gerader nördlicher Richtung mitten durch die Steppe von Mesopotamien, und erreichte den Euphrat erst bey Anthemusias, nach einer Reise von 25 Tagen; von wo sie alsdann, indem sie sich nach Westen zu wandte, bis zum Mittelmeere ging. Es war nur eine Caravanenstraße, denn nur zahlreiche Gesellschaften von Kaufleuten konnten sich gegen die räuberischen Nomaden, die Sceniten, die in der Steppe herumzogen, schützen, oder

Reise nach Serica giebt. Von dem Standpunct an der Ostgrenze der kleinen Bucharey bey Sertem brauchte man noch 7 Monathe bis zu der Hauptstadt von Serica. Von Bactra bis nach Sertem waren nach einer gleichen Rechnung etwa 5 Monathe, also überhaupt ein Jahr erforderlich. Rechnet man eben so viel für die Rückreise, so ist es klar, daß die Caravanen erst im dritten Jahr zurückkommen konnten.

2) Strab. p. 1084.

„deutlich wüste. Die Bactrier, welche Nachbaren „der Inder sind, versichern, die Greifen hüteten „das Gold; die Inder selber aber sagen, die „Greifen hüteten es nicht, da sie es nicht bedürf„ten, sondern sie fürchteten nur für ihre Jungen, „und vertheidigten diese. Die Inder ziehen in jene „Wüste bewafnet, in Scharen von Tausend oder „Zweytausend Mann. Sie kommen aber, wie „man versichert, von diesen Zügen erst „im dritten oder vierten Jahr nach Hause „zurück."

Daß die hier erwähnten Inder keine ändere als die Bewohner des nödlichen Indiens sind, ist aus dem obigen klar; und eben so ist es auch keinem Zweifel unterworfen, daß jene goldreiche Sandwüste keine andere als die Sandwüste Cobi sey; welche Tangut und China nach Westen und Norden umgiebt. Wenn uns nun aber der Schriftsteller berichtet, daß Caravanen von Tausend oder Zweytausend Mann durch jene Wüste zogen, die erst nach drey oder vier Jahren mit Gold beladen zurückkamen, — wohin konnte ihr Weg anders gerichtet seyn, als in die reichen Länder des fernsten und östlichsten Asiens [1])? — Ich überlasse es

1) Ctes. ap. Ael. Hist. An. IV., 27. Man vergleiche hiemit die Zeitbestimmung, die Ptolemäus I., 11. über die

 Reise

es gern dem Urtheil meiner Leser, welchen Grad von Wahrscheinlichkeit diese Vermuthung für sie hat. Der Nebel der Ferne hemmt zwar hier die hellere Aussicht, aber die Ungewißheit selbst hat unter solchen Umständen einen gewissen Reitz für uns.

Die Straße, auf der die Waaren von Babylon nach den Ufern des Mittelmeers gebracht wurden, hat uns Strabo beschrieben [2]). Sie lief in gerader nördlicher Richtung mitten durch die Steppe von Mesopotamien, und erreichte den Euphrat erst bey Anthemusias, nach einer Reise von 25 Tagen; von wo sie alsdann, indem sie sich nach Westen zu wandte, bis zum Mittelmeere ging. Es war nur eine Caravanenstraße, denn nur zahlreiche Gesellschaften von Kaufleuten konnten sich gegen die räuberischen Nomaden, die Sceniten, die in der Steppe herumzogen, schützen, oder

Reise nach Serica giebt. Von dem Standpunct an der Ostgrenze der kleinen Bucharey bey Sertem brauchte man noch 7 Monathe bis zu der Hauptstadt von Serica. Von Bactra bis nach Sertem waren nach einer gleichen Rechnung etwa 5 Monathe, also überhaupt ein Jahr erforderlich. Rechnet man eben so viel für die Rückreise, so ist es klar, daß die Caravanen erst im dritten Jahr zurückkommen konnten.

2) Strab. p. 1084.

oder sich von ihren Angriffen loskaufen. Ob diese Straße auch bereits im Persischen Zeitalter gewöhnlich war, kann ich zwar nicht mit Gewißheit bestimmen; die Stetigkeit dieser Wege macht es aber höchst wahrscheinlich.

Nach Vorderasien, nach Sardes und den dortigen griechischen Handelsstädten, führte im Persischen Zeitalter eine andere große Heerstraße, welche von den Persischen Königen mit großem Aufwande angelegt war; und die uns Herodot von Station zu Station beschrieben hat. Es ist zwar wohl nicht zu zweifeln, daß die Politik an der Erbauung dieser Straße den größten Antheil hatte, weil die Perser, bey ihren Kriegen mit den Griechen, fast auf keine ihrer Provinzen einen solchen Werth legten, und eine ununterbrochene Communication damit zu befördern und zu erhalten suchten, als mit Vorderasien. Allein die Beschreibung des Schriftstellers lehrt auch zugleich, daß es eine Handelsstraße war, auf der die Caravanen aus den Hauptstädten des Persischen Reichs nach Vorderasien zogen. Ihm zufolge geht sie zwar von Susa, und nicht von Babylon aus; allein die Nachbarschaft dieser beyden Städte, und ihre genaue schon oben bemerkte Verbindung unter einander, machen dieses gleichgültig. Herodots Nach-

richt verdient es, daß ich sie ganz meinen Lesern mittheile [3]).

"Mit dieser Heerstraße von Sardes und Ephe„sus nach Susa, verhält es sich, sagt er, fol„gendermaßen: Allenthalben sind auf derselben kö„nigliche Stationen, und prächtige Caravanse„reyen [4]); auch geht der ganze Weg durch be„wohntes und sicheres Land. Zuerst (von Sar„des aus,) durch Lydien und Phrygien sind 20 „Stationen, oder 94½ Parasangen [5]). Aus Phry„gien kommt man an den Fluß Halys, neben „welchem Thore sind, die man nothwendig pas„siren und so über den Fluß setzen muß. Auch „ist dorten eine starke Wache. Jenseit des Flus„ses kommt man nach Cappadocien, und reiset „durch dieses zu den Cilicischen Bergen [6]); 28 „Sta-

3) Herod. V. 52.

4) Καταλύσιες, Herbergen. Der ganze Orient kennt aber keine Wirthshäuser, wie Europa hat, sondern nur jene Caravansereyen, wodurch ich das Wort des Herodts übersetzt habe.

5) Eine Parasange ist nach Herodot gleich 30 Stadien, oder ¾ deutsche Meilen.

6) Cilicien erstreckt sich bey Herodot längs dem Ober-Euphrat hinauf, bis Cappadocien; und begreift also auch das Land, das nachmals Klein-Armenien genannt wird. Man vergleiche V., 49. Die Cilicischen Berge sind hier also auch die Kette, die sich dort bis zum Caucasus hinaufzieht.

„Stationen oder 104 Parasangen. In diese Ge-„birge kommt man durch ein doppeltes Thor, und „eine doppelte Grenzwache; und reiset sodann durch „Cilicien, drey Stationen, oder $15\frac{1}{2}$ Parasangen. „Die Grenze zwischen Armenien [7]) und Cilicien „ist ein Fluß, der nur zu Schiffe passirt werden „kann, der Euphrat. In Armenien aber sind „15 Stationen oder $56\frac{1}{2}$ Parasangen. Auch ist „daselbst eine Grenzwache. Vier Flüsse aber flies-„sen in demselben, welche man zu Schiffe pas-„sirt; der erste ist der Tigris; der zweyte und „dritte führen einerley Nahmen, ohne doch einer-„ley Fluß zu seyn, oder aus derselben Gegend zu „fließen [8]); denn der erste von ihnen kommt aus „Armenien, der andere aus dem Lande der Ma-„tiener; der vierte Fluß aber ist der Gyndes, „den Cyrus in dreyhundert und sechzig Arme ver-„theilte. Wenn man aber aus Armenien in das „Land der Matiener kommt, so hat man vier „Stationen; nach diesem aber in dem Lande der „Cissier

7) Armenien begreift bey Herodot zugleich das ganze nördliche Mesopotamien.

8) Ohne allen Zweifel der größere und kleinere Zabus, von denen der erste auf den Grenzgebirgen von Medien oder den Bergen von Matiene, der andere auf den armenischen Gebirgen entspringt.

„Cissier [9]) 11 Stationen, oder 42½ Parasangen, „bis an den Fluß Choaspes, der auch zu Schiffe „passirt wird, an dem Susa erbaut ist. Also „überhaupt 111 Stationen [1]), und eben so viele „Einkehrquartiere giebt es, wenn man von Susa „nach Sardes reiset.“

Diese, einst so berühmte, Hauptstraße Asiens ist mit einigen Veränderungen, welche das Ziel der Reise, so späterhin Ispahan ward, bewirkt, dieselbe, welche noch in neuern Zeiten die Caravanen von Smyrna nach Ispahan zu nehmen pflegen, und welche man bey Tavernier ausführlich beschrieben findet [2]). Sie geht gegenwärtig von Smyrna auf Tokut, und von da auf Erivan; nur die letzte Hälfte derselben ist anders, weil man jetzt, um die Richtung nach Ispahan zu gewinnen, bis über den See Ormia nordöstlich, und dann erst nach Süden zieht, dagegen man sich im Alterthum, ohne so weit nach Osten zu gehen, mehr südlich hielt, und in einiger Entfernung dem Lauf des Tigris folgte.

Im

9) Dieß ist bey Herodot Susiana oder Chusistan, dessen Einwohner bey ihm Cissier heißen.

1) Ueber die Unrichtigkeit in dieser Zahl sehe man die Beylage.

2) Tavernier T. I. p. 68 etc.

Im Ganzen aber kommen die alte und die neue Straße darin überein, daß man aus der bereits von Herodot angegebenen Ursache, um stets durch sichere und bewohnte Länder zu ziehen, den längern Weg dem kürzern vorzog. Die gerade Straße würde mitten durch die Steppen von Mesopotamien geführt haben; wo die herumziehenden räuberischen Horden keine Sicherheit gestatteten. Daher wählte man in ältern und neuern Zeiten den nördlichen Weg längs dem Fuße der Armenischen Gebirge, wo der Reisende Sicherheit und Ueberfluß an allen Bedürfnissen fand.

Die Eintheilung nach den Stationen übrigens ist offenbar zum Besten der Caravanen gemacht. Nach Herodots Bericht kamen im Durchschnitt 5 Parasangen, ein Weg von 7 bis 8 Stunden, auf jede Station, und gerade dieß sind die Tagereisen, welche nach Taverniers Bericht die Caravanen, welche aus beladenen Cameelen bestehen, (denn die aus Pferden gehen um vieles schneller,) täglich zu machen pflegen [5]). Bey der allgemeinen Sicherheit aber, der man auf diesem ganzen Wege genoß, leidet es keinen Zweifel, daß auch einzelne Kaufleute und Reisende damals ohne Bedenken diese Reise antreten konnten.

Ein

5) TAVERNIER I. p.99.

Ein dritter Zweig des Babylonischen Handels ins innere Asien, gieng nach Norden, besonders nach Armenien. Die Armenier nutzten den Euphrat, um ihre Waaren nach Babylon zu bringen, unter welchen der Wein, den Babylonien nicht selber erzeugte, der gangbarste Handelsartikel war. Die Art dieser Schifffahrt hat Herodot beschrieben; und wir lernen aus ihm, daß die Schiffe der Armenier eine ähnliche Einrichtung hatten, wie die, welche gegenwärtig noch auf dem Tigris unter dem Nahmen der Kilets bekannt sind [6]). Nur das Gerippe derselben ist von Holz; hingegen die Bekleidung von Häuten, mit Rohr ausgelegt. Man gab ihnen eine länglich runde Gestalt, ohne daß Vorder- oder Hintertheil verschieden gewesen wären: füllte sie mit Waaren an, besonders mit großen Weinfässern, und ließ sie so den Fluß hinunter treiben, indem man sie mit zwey Rudern regierte. Sie waren von sehr verschiedener Größe, Herodot sah einige, die über 5000 Talente an Last führen konnten. Kam man in Babylon an, so verkaufte man nicht nur die Ladung, sondern auch das Gerippe; die Häute aber wurden auf Eseln, welche man in den Schiffen selber mitbrachte, zu Lande wieder zurückgeführt; denn die

6) Herod. I. 194. cf. Tavernier I. p. 184.

die Gewalt des Stroms machte es, nach der Bemerkung des Schriftstellers, unmöglich, gegen ihn zu schiffen; so wie in unserm Vaterlande die Marktschiffe, welche auf der Donau nach Wien kommen, nicht zurückgehn, sondern mit den Waaren selber verkauft zu werden pflegen.

Wenn man sich der großen Anstalten erinnert, die zur Beschiffung des Euphrats gemacht waren [7]), so kann man mit Recht daraus schließen, daß diese Flußschiffahrt sehr beträchtlich gewesen seyn muß. Auch spricht Herodot davon als von einer außerordentlichen Sache. War dieser Handel, wie es wahrscheinlich ist, auch in Babylon nur bloßer Consumtionshandel, so mußte er dennoch für eine so volkreiche Stadt, deren Gebiet zwar an vielen Dingen Ueberfluß, aber an andern dafür auch einen gänzlichen Mangel hatte, von großem Umfang seyn. Babylon mußte, nach seiner ganzen Lage, die Lebensbedürfnisse, die ihm fehlten, aus dem Norden ziehen; und dieser Handel wird in einem noch helleren Lichte erscheinen, wenn man sich aus dem obigen erinnert, daß Herodot unter dem Nahmen Armenien nicht blos das eigentliche Gebirgland Armenien, sondern zugleich das

7) S. oben S. 151.

das ganze fruchtbare und reiche nördliche Mesopotamien begreift.

Wie so vielen Schwierigkeiten übrigens auch die Schiffahrt auf dem Euphrat gegen den Strom verbunden, und für die Schiffe von der oben beschriebenen Bauart allerdings unmöglich gewesen seyn mag, so hat Herodot doch Unrecht, wenn er sie überhaupt für unmöglich erklärt. Sie fand allerdings Statt; war aber eigentlich eine Fortsetzung der Schiffahrt auf dem Persischen Meerbusen, welche die von daher kommenden kostbaren Waaren der Südländer stromaufwärts bis nach Babylon brachte, von wo sie alsdann durch Caravanen in das übrige Asien verbreitet wurden. Die Untersuchung ist daher auf das genaueste mit der über den Seehandel und die Schifffahrt der Babylonier verbunden, eine der schwierigsten des ganzen Alterthums, die noch so gut wie ganz im Dunkeln liegt! Soll hier aber einiges Licht uns werden, so kann dieß auf keine andere Weise geschehen, als daß wir die damalige Beschaffenheit des Meerbusens, der der Hauptschauplatz jenes Handels war, vorher genauer kennen lernen.

Ein Blick auf die Charte muß es lehren, daß der Persische Meerbusen durch seine Lage und Beschaf-

Beschaffenheit dazu bestimmt zu seyn scheint, gleichsam der allgemeine Hafen für den ganzen Südhandel von Asien, oder den Arabisch-Indischen Handel zu seyn. Er unterscheidet sich schon durch seine Bildung sehr vortheilhaft von dem Arabischen Busen. Statt daß dieser einem langen und schmalen Canal gleicht, der allenthalben mit Klippen und Inseln besäet ist, bildet der Persische vielmehr ein großes und geräumiges Bassin, das an Umfang ungefähr dem Bottnischen Meerbusen gleich kommt, und dessen äußerst schmaler Eingang den andringenden Wellen des Indischen Oceans ein Ziel setzt. Die Ufer desselben sind nicht felsigt, sondern flach; und die Schifffahrt wird daher viel weniger durch verborgene Klippen gefährlich. Die Ströme, die er aufnimmt, scheinen wiederum eben so viele natürliche Straßen des Handels für den Transport der Waaren ins innerste Asien zu seyn. Es gab wenig Gegenden, wo die Natur den Menschen so vorgearbeitet hatte; und die Geschichte des Mittelalters, in der die Nahmen von Ormus, Balsora, und andern Städten glänzen, lehrt, daß dieß nicht vergeblich geschehen war. Erst die Umschiffung von Asien, und die dadurch gänzlich veränderte Richtung des Indischen Seehandels, konnten dem Persischen Meerbusen diese Vorzüge rauben.

Als den Anfang dieses Meerbusens betrachten die alten Schriftsteller den engen Eingang, den die beyden Vorgebirge Macae, oder Dsjul-far, auf der Arabischen, und Harmozia oder Ormus auf der Persischen Seite bilden; so daß also der vorhergehende breite Canal oder Busen zwischen Oman in Arabien, und Carmanien, nicht dazu gerechnet wird. Jener vorher erwähnte Eingang aber ist so schmal, daß man in der Mitte desselben die Vorgebirge zu beyden Seiten deutlich erblickt. So bald man aber diesen Eingang passirt ist, ziehen sich die Ufer an beyden Seiten zurück; und geben dadurch dem Busen die länglicht runde Gestalt, in der er auf unsern Charten erscheint. Es sey mir erlaubt, meine Leser an diesen beyden Ufern bis zur Mündung des Euphrats herumzuführen. Arrhians Nachrichten aus Nearch, der die östliche Küste beschiffte und beschrieb, sollen nebst Strabo unsre Führer seyn [8]).

Als Nearch, mit Alexanders Flotte von der Mündung des Indus her kommend, den Eingang des

8) Für das Folgende vergleiche man also Arrhiani Indica Op. p. 19. etc. Die ausführlichen Untersuchungen, wovon ich hier nur die Resultate geben kann, findet man in meiner Abhandlung: de prisca sinus Persici facie in den Comment. Soc. Goetting. T. XIII. p. 158. etc.

des Meerbusens erreichte und durchschiffte, hielt er sich seinem Plan gemäß rechter Hand, und folgte dem Laufe der östlichen Küste. Dennoch aber erblickte er in der Ferne das hohe Vorgebirge Macae oder Dsiul-far. Nach einer Fahrt von 16 Meilen landete er darauf in der Gegend Harmozia, einem fruchtbaren und stark bewohnten Lande, das alles außer Oelbäumen hervorbrachte; und wo die müden Seefahrer zuerst von ihren Mühseligkeiten und Gefahren ausruhen konnten. Dieß ist keine andere als die Ebne von Ormus, welche in einer Länge von zwey Tagereisen längs dem Meer herläuft [9]). Ihr gegenüber ward unter der Arabischen Herrschaft auf einer kleinen Insel die Handelsstadt Ormus erbaut; allein der Bericht von Nearch zeigt, daß der Nahme um vieles älter sey. Eine Menge herrlicher Flüsse, (von denen Nearch einen, den Aramis, nennt,) bewässern nach Marco Polos Bericht diese Ebne, die Datteln, Papageyen, und Früchte und Thiere mancher Art, die von den unsrigen sehr verschieden sind, im Ueberflusse besitzt. Nearch, der während daß die Schiffe hier ausgebessert wurden, zu Lande nach dem Heere Alexanders eilte, um ihm die

9) Man vergleiche für das Folgende Marco Polo bey Ramusio II. p. 8. bis 9.

die Nachricht von der glücklichen Ankunft der Flotte selber zu bringen, machte hier denselben, von Marco Polo so schön beschriebenen, Weg, der auch damals durch Räuberbanden, die sich in dem Gebirge hinter der Ebne aufhielten, höchst gefährlich war. — Nach seiner Zurückkunft schiffte er weiter, und landete zweymal an der großen Insel Oaracta, (gegenwärtig Broct)[1]), die fruchtbar an Weinstöcken, Palmen und Getraide war, und unter der Herrschaft eines Persers Macenes stand, der sein Begleiter nach Susa ward. Man zeigte auf dieser Insel noch die Grabmähler alter Könige; ein Beweis, daß sie vormals unabhängig und schon lange bewohnt war. Eine andere kleine und wüste Insel Organa, (gegenwärtig Aragan,) ließ er linkerhand liegen. Von den übrigen kleinen Inseln, die in der Nachbarschaft sind, nennt Nearch noch die eine Pylorus, (jetzt Malora), welche wüste war, und erwähnt eine andere namenlose, vielleicht Talengo, die dem Neptun gewidmet seyn sollte. Er näherte sich jetzt der

1) Ich habe für das Folgende außer der Charte von Niebuhr mich der von Delisle bedient, um die neuern Nahmen der Inseln angeben zu können. Es ist aus der Vergleichung mit Nearch offenbar, daß die mehrsten derselben blos durch die griechischen Endungen, oder auch die Fehler der Abschreiber, entstellt sind.

der Küste von Carmanien, die hier wüste war; und erreichte dann eine andre Insel Cataea, das Keiche zu seyn scheint, wo zugleich die Grenze zwischen Carmanien und Persis war. — An der Persischen Küste landete er an einem Orte Ila, (jetzt Cailo), gegenüber einer kleinen Insel Caicandros (jetzt Androvari), und erreichte den folgenden Morgen eine andere nicht genannte Insel, wo eine Perlenfischerey war. (Nach der ganzen Lage muß dieß die Insel Lara gewesen seyn.) Längs der Küste fand man jetzt eine Menge Oerter, die stark bewohnt waren, und viele Schiffe, die auf der Rhede standen. Auch fehlte es nicht an Palmen und Fruchtbäumen, wie sie Griechenland hat. So kam man nach Gogorna, (Congon) zu der Mündung eines kleinen Flusses. Nun folgten mehrere kleine Ströme, die auch die neuere Charte zeigt, bis zu dem Orte und Flusse Hieratis (vielleicht Corsiara). Man sah hier viele Gärten und Obstbäume. Nach einer neuen Fahrt, die so wie die letzte durch Klippen und Untiefen gefährlich war, gelangte man zu dem großen Fluß Aresas, der Persis und Susiana trennt; gegenwärtig Rasain, auch ist er noch die Grenze zwischen Fars und Chusistan. Jetzt folgte also die Küste von Susiana, die voller Untiefen war, so daß man

durch aufgesteckte Stangen die Bahn der Schiffe zu bezeichnen pflegte. Man kam alsdann zu der Mündung des Choaspes, welche bey Arrhian den Nahmen des Pasitigris führt; schifte den inländischen See vorbey, in den sich der Tigris ergießt; und gelangte zu der Mündung des Euphrats, wo der Handelsplatz Teredon oder Diridotis lag.

Ich wünschte ich wäre im Stande meinen Lesern auch eine eben so genaue und zuverlässige Beschreibung von der Westküste des Persischen Meerbusens zu geben; aber leider fehlt es uns hier an einem Nearch, den wir als Augenzeugen könnten sprechen lassen; und wegen der vielen Untiefen, die sich hier finden, zog man in allen Zeiten die Fahrt an der entgegengesetzten Küste vor [2]).

Diese ganze Küste Arabiens vom Euphrat bis zum Vorgebirge Dsiul-far wird bey den Arabern unter dem Nahmen Hadscher oder auch Bahrein begriffen; gehört aber zu den unbekanntesten Gegenden unserer Erde. Sie soll zunächst am Meere nicht unfruchtbar und wasserlos, sondern

2) Man sehe Thevenot. II. p. 298. etc.

dern vielmehr reich an Datteln und andern Producten seyn; allein der Flugsand, der aus der nahen Wüste vom Winde herbeygeführt wird, macht das Land nicht nur selber zur Wüste, sondern hemmt auch sogar die Passage, indem er die Heerstraaße verschüttet [3]).

An dieser ganzen Küste kommt im Alterthum nur eine einzige Stadt vor, die aber für den Geschichtforscher des Handels um so viel merkwürdiger ist, die Stadt Gerrha, neben einem Meerbusen, der von ihr den Nahmen führt. Sie lag in eben der Gegend, wo jetzo Lachsa sich findet; unter 28° N. B. "Wenn man", sagt Strabo [4]), der hier aus den Nachrichten der Begleiter Alexanders schöpft, "2400 Stadien an der Küste hinaufgereiset ist, so kommt man nach Gerrha; einer „Colonie von ausgewanderten Chaldäern aus Babylon. Sie liegt in einer salzreichen Gegend; „und die Häuser der Einwohner sind aus Salzstücken gebaut, die man häufig anfeuchten muß, „damit die Sonnenhitze sie nicht bersten mache. „Die Stadt liegt 200 Stadien vom Meer. Die „Ein-

3) Büschings Asien S. 559. aus OTTER Voyage II. p. 74.

4) STRAB. p. 1110.

„Einwohner verführen die Waaren der Araber, „und die Gewürze, zu Lande. Aristobul aber „sagt, daß sie auch häufig zu Schiffe nach Baby„lon giengen, und bis nach Thapsacus hinauf„schiften, von wo ihre Waaren zu Lande allent„halben verbreitet würden." — Ich werde bald Gelegenheit finden, über diese Colonie von Babylon, und ihren Handel, mehr zu sagen.

Die weitere Küste bis zum Vorgebirge Macae oder Dsiul-far hat nichts merkwürdiges. Längs der Küste aber laufen Sandbänke her, die von jeher wegen der Perlenfischerey berühmt waren. Das Vorgebirge Dsiulfar selber lag nach Nearchs Bericht in einer wüsten Gegend; allein das südlich daran stoßende Land Oman gehört zu den reichsten und fruchbarsten Ländern Arabiens, und machte das Vorgebirge selbst zu einem Stapelplatz des Handels, wie ich bald zeigen werde.

Vorher bleibt aber noch eine andre eben so dunkle als wichtige Untersuchung übrig, welche einige Inseln betrift, die neben dieser Küste lagen, und nicht mit Stillschweigen übergangen werden dürfen, weil sie Hauptplätze des Handels gewesen seyn sollen. Bey griechischen Geographen nem-

nemlich hören wir hier von ein paar Inseln reden, die sich rühmten, das Vaterland der Phönicier zu seyn, und wo man noch Ueberbleibsel von phönicischen Heiligthümern fand, und Tyrus, oder auch wohl Tylus, und Aradus genannt werden. Hebräische Dichter dagegen erwähnen eine andre Daden, deren Caravanen, mit kostbaren Waaren beladen, ins nördliche Arabien zogen.

Die Angaben der griechischen Geographen über Tyrus und Aradus kommen nicht mit einander überein. Man mag ihre Lage also setzen wie man will, so lassen sich immer Einwürfe dagegen anführen. Ich für mein Theil halte mich aber überzeugt, daß diese beyden Eilande keine andern als die Baharein-Inseln gewesen sind. Ich werde zuerst meinen Lesern die Beweise dafür mittheilen; die man theils aus den Angaben ihrer Lage, theils aus den Nahmen hernehmen kann; ohne aber die Einwürfe zu verschweigen, die sich dagegen machen lassen.

Die Hauptzeugen für die ganze Sache sind Strabo, und Plinius, die aber beyde aus ältern Schriftstellern schöpften. "Wenn man", sagt der erste [5]), "von Gerrha weiter (nach Süden) „schifft,

5) Strab. p. 1110. Plin. VI. 28. Arad heißt bey ihm klein Tylos;

„schifft, so kommt man zu zwey Inseln, Tyrus „und Aradus, woselbst man Phönicische Tempel „findet; und die Einwohner sagen, daß die eigent„lichen Phönicischen Städte gleiches Nahmens Co„lonien von ihnen seyn. Diese Inseln sind von „Teredon (Diridotis an der Mündung des Eu„phrats) zehn Tagereisen zu Schiffe entfernt; „von dem Vorgebirge Macae aber Eine Tage„reise." — Aus Strabos Bericht ist also soviel klar, daß diese Inseln südlich von Gerrha gesucht werden müssen. Wie weit sie aber von dem Gerrhäischen Meerbusen entfernt seyn mochten, läßt sich nicht mit Gewißheit daraus bestimmen; allein hier kommt uns Plinius zu Hülfe. "Tylos", sagt er uns, "sey von dem Gerrhäischen Meerbu„sen 50 Millien, oder 8⅓ Meilen, entfernt." Diese Bestimmung paßt aber gerade auf die Baharein Inseln, welche genau in dieser Entfernung von dem jetzigen Meerbusen von Lachsa, oder wie er auch heißt el Catif, dem alten Gerrhäischen Busen, sich finden. Auch widerspricht Strabos Nachricht von den zehn Tagschifffahrten von der Mündung des Euphrats nicht. Denn obgleich die Entfernung nur zwischen 60 und 70 Meilen beträgt, so brachte dennoch Nearch auf eben dieser

Tylos; dieß sey, sagt er, 10 Millien von groß Tylos entfernt. XII, 11.

ser Reise, nur an der entgegengesetzten östlichen Küste, noch längere Zeit zu.

Die Lage von **Tyrus** und **Aradus** könnte also durch Strabo und Plinius schon hinreichend erwiesen scheinen, wenn sich nicht in dem Berichte des Erstern selbst eine Schwierigkeit fände; indem er hinzusetzt: "von diesen Inseln bis Macae, (oder der Mündung des Persischen Meerbusens,) sey **Eine** Tagereise." Das ist unmöglich, wenn er von den **Baharein** Inseln redet, vielmehr müßte man nach dieser Angabe sie in der Inselgruppe von **Ormus** suchen; welches aber der Angabe von Plinius entgegen ist.

Noch anders lauten die Berichte, welche die Begleiter Alexanders geben, die von ihm zur Entdeckung der Westküste Arabiens ausgesandt waren [6]). "Man sagte ihnen, daß sich zwey Inseln außerhalb der Mündung des Euphrats in dem Meere befänden. Die erste, nicht weit von seinem Ausflusse, in einer Entfernung von 120 Stadien, (drey Meilen); sie sey dicht mit Wald bewachsen, und enthalte einen Tempel der Artemis, um den herum Einwohner lebten. Es hielten

6) ARRHIAN. VII. 20.

„hielten sich daselbst eine Menge wilder Ziegen und „Rehe auf, welche Niemand tödtete; Alexander „aber habe dieser Insel den Nahmen Icarus ge- „geben." (Die Lage dieser kleinen Insel, nahe vor der Mündung des Euphrats, ist deutlich genug bestimmt, um daraus zu sehen, daß sie keine von denen ist, wovon Strabo und Plinius reden. Vielleicht ist es die, welche auf Niebuhrs Charte Bubeân heißt; aber da sich seit den vereinigten Mündungen des Euphrats und Tigris die ganze Gegend dort so sehr verändert hat, so läßt sich darüber mit Gewißheit nichts bestimmen.) "Die zweyte Insel sey von dem Euphrat Eine Tag- und Nachtschiffahrt mit günstigem Winde entfernt. Sie „heiße Tylos, sey groß, trage eine Menge edler „Früchte, und sey weder sehr gebirgig noch wal- „dig." — Hier haben wir also ein anderes Tylos, offenbar durch seine Lage von dem des Strabo und Plinius verschieden. Nach der neuern Charte muß es die Insel Cathema seyn [7]). (29° N. B. 66° L.) Allein diese ganze Nachricht beweiset wohl nichts weiter, als daß man den Nahmen Tylos oder Tyrus mit Unrecht auf sie übertragen hatte. Der Gewährsmann derselben ist ein gewisser Archias, den Alexander zu der Erforschung von

7) Man findet diese Insel auf Delisles Charte; auf der von Niebuhr fehlt sie.

von Arabien und Tylos ausschickte; der aber nicht das Herz hatte weiter zu schiffen, und daher hier die Insel Tylos gefunden haben wollte. Diese Nahmensverwechselung bemerkt auch bereits ein alter Grammatiker, der uns berichtet daß Arrhian Anatha für Tylos gehalten habe [8]).

Aus diesem Allen leuchtet also zweyerley hervor: Einmahl: Der Nahme Tylos ist durch Verwechselung mehreren Inseln des Persischen Meerbusens gegeben. Zweytens: Die beyden Inseln Tylos und Aradus aber, wo die Spuren von Phöniciern sich fanden, sind nach den bestimmten Angaben der Alten die Baharein Inseln; und diese bestimmten Angaben wird der Critiker kein Bedenken tragen den unbestimmten vorzuziehen.

Zu diesen geographischen Beweisen kommt aber noch ein zweyter, der aus den Nahmen hergenommen ist. Bey der kleinern der Baharein Inseln hat sich die alte Benennung Aradus erhalten, denn sie trägt noch jetzt den Nahmen Arad [9]). Ein großer Beweis für den, der die Stetigkeit der Asiatischen Nahmen kennt!

Noch

8) Steph. de Urb. v. Τυρος. Die Insel Anata ist nicht weiter bekannt. Sollte es vielleicht ein verdorbener Nahme aus Cathema seyn? —

9) Man sehe die Charte von Niebuhr.

Noch bleibt die Frage übrig: welches die Insel Daden der Hebräer sey? — Eine für den alten Handel äuserst wichtige Frage, die sich aber aus den Orientalischen Geographen mit Zuverlässigkeit in so weit beantworten läßt, daß diese Insel entweder eine der beyden Baharein Inseln, oder die etwas nördlicher gelegene Insel Cathema ist [1]). Am Ende aber liegt an dieser genauern Bestimmung nicht viel; da die Insel Cathema in der Nähe liegt; und wir bereits zu dem allgemeinen Resultat gelangt sind, daß das, was uns Griechen und Hebräer von den Inseln Tyrus, Aradus und Daden sagen, auf die Inseln in dem Meerbusen von Gerrha, vorzüglich die Baharein-Inseln, paßt.

Diese

1) Wer die Beweise, deren Auseinandersetzung hier nicht an ihrer Stelle seyn würde, nachsehen will, findet sie in Assemanni Bibl. Orient. T. III. P. II. p. 560. 564. 6 4. 744. — Die Schwierigkeiten entstehen hier nicht blos aus den Mängeln der Charten, sondern auch aus der Verschiedenheit und Vermischung der Nahmen. Dadein oder Däden heißt auch häufig Dirin; und ich vermuthe, daß daraus der Nahme der einen der Baharein-Inseln auf Delisles Charte, Debroon, entstanden ist. Wäre dem so, so wäre Daden nicht Cathema wie Assemann will; sondern die eben erwähnte Insel; und das macht die Uebereinkunft der Nahmen, welche bey der Vergleichung der alten und neuen Geographie von Asien eine zuverlässige Führerin ist, sehr wahrscheinlich.

Diese geographischen Notizen über den Persischen Meerbusen mußten vorausgeschickt werden, wenn die Untersuchung über die älteste Schifffahrt auf demselben in ihr Licht gesetzt werden sollte. Ich muß aber meine Leser ersuchen, sich hier über die Zeiten der Persischen Herrschaft, in das zunächst vorhergehende siebente Jahrhundert, oder die Periode des blühenden Chaldäisch-Babylonischen Reichs, zu versetzen [2]); denn eben diese Schifffahrt hat unter und durch die Perser große Veränderungen erlitten, welche ich bald genauer anzeigen werde.

Daß die Babylonier nun in jenen blühenden Zeiten ihrer Macht auch Seeschifffahrt hatten, kann man schon im Allgemeinen aus den Orakeln eines gleichzeitigen Jüdischen Sängers, des Jesaias, abnehmen. "So spricht Jehovah euer Erretter: Um eurentwillen habe ich nach Babel geschickt, und alle Riegel zu Boden geworfen, und die Chaldäer, die in ihren Schiffen zu frohlocken pflegen" [3]). Eine malerische Beschreibung eines Volks, das auf seine Flotten nicht weniger als auf seine Thore und Mauern stolz ist. — Aber bestimm-

2) In die Periode von 630 bis 550 vor Chr.

3) Jes. 43, 14. nach Michaelis Uebersetzung. Man sehe auch die folgenden Verse.

bestimmtere Nachrichten haben sich bey griechischen Schriftstellern erhalten, welche die größte Aufmerksamkeit des Geschichtforschers verdienen. Ihre zerstreuten und sehr verschiedenen Berichte kommen alle darin überein, daß Babylon die kostbaren Waaren des Südens, Arabische und Indische Producte, über den Golf von Persien zog; und ihre Nachrichten setzen uns selbst in den Stand, den Gang und die letzten Ziele dieses Handels bald deutlich zu zeigen, bald dunkel zu ahnden.

Unter ihnen verdient Strabos Bericht über Gerrha und Tylos zuerst eine genauere Ansicht[4]. Gerrha war nach ihm eine Chaldäische Colonie, d. i. eine Colonie von Babylon. Zwar scheint, wenn er hinzusetzt sie sey von Chaldäischen Emigranten gestiftet worden, daraus zu erhellen, daß eine politische, uns unbekannte Revolution, nicht aber Verbreitung des Handels die erste Veranlassung ihrer Stiftung gewesen sey; allein diese erste Veranlassung ist gleichgültig, so bald sie eine blühende Handelsstadt ward, und mit Babylon in stetem Verkehr blieb. Eine bestimmte Angabe über die Periode ihrer Stiftung ist nicht vorhanden;

4) Strab. 1110.

den; da aber die Zeitgenossen Alexanders sie bereits als eine reiche Handelsstadt schilderten, so ist daraus klar, daß ihre glückliche Periode in die Zeiten vor Alexander fällt.

Nach der Versicherung des Agatharchides waren die Gerrhaeer eines der reichsten Völker der Welt [5]); und diesen Reichthum verdankten sie, wie er hinzusetzt, dem Verkehr mit den Arabischen und Indischen Waaren, welche sie theils durch Caravanen nach Westen, theils zu Schiffe nach Babylon verführten. Denn wenn gleich ihr eignes Land unfruchtbar war, so wohnten sie dafür in der Nähe des glücklichen Arabiens, dem Vaterlande des Weihrauchs und andrer Räuchwerke, die in Babylon in unermeßlicher Menge verbraucht wurden [6]).

Die kostbaren Waaren wurden nach Babylon auf Schiffen gebracht; und zwar in so großen Quantitäten, daß sie nicht allein für Babylon hinreichten, sondern auch von dort aus auf dem Euphrat

5) Agatharchid. de rubro mari in Geogr. min. Hudson. I. p. 60.

6) Blos in dem Tempel des Bel oder Belus wurden, nach Herodots Angabe, jährlich 1000 Talente Weihrauch von den Chaldäern verbraucht. Herod. I. 183.

Euphrat noch weiter nach Thapsacus transportirt, und über das ganze westliche Asien zu Lande verbreitet wurden [7]). So wie an dem Euphrat Babylon der Hauptstapelplatz derselben war, so gab es auch einen anderen am Tigris, die Stadt Opis, welche einige Meilen oberhalb Bagdad, unweit der sogenannten Medischen Mauer, der Grenze von Babylonien, lag. Auch dahin war schon von uralten Zeiten her die Schifffahrt der Gerrhaeer gerichtet gewesen, wenn es gleich den Persern gefallen hatte, aus Ursachen, die ich bald entwickeln werde, sie zu unterbrechen [8]).

Gerrha hatte, wie aus Strabo erhellet, außerdem noch einen Vortheil durch seine Lage, daß es in einer salzreichen Gegend lag. Wie groß dieser Vortheil in solchen Ländern zu seyn pflegt, in denen wie in Arabien und Africa, das Salz zu den Seltenheiten gehört, wird in den Untersuchungen über Africa gezeigt werden. Wir wissen zwar nicht in wie fern Gerrha aus diesem Naturgeschenke durch den Handel Nutzen zog; man kann aber wohl erwarten, daß es die Vortheile nicht wird übersehen haben, die es daraus ziehen konnte.

Die

...rrian. l. c. aus Aristobul.
...ab. p. 1074. cf. Arrian. VII. 7.

Die furchtbare Sandwüste, welche diese Stadt von den fruchtbaren Ländern Asiens trennte, diente ihr gleichsam zur Schutzmauer vor den Angriffen der erobernden Völker, die das innere Asien verwüsteten. Die Revolutionen desselben wirkten auf Arabien überhaupt am wenigsten zurück. Wenn indessen diese Lage auch dem Eroberer ungesucht Grenzen setzte, so konnte sie doch die Concurrenz gewinnsüchtiger Kaufleute nicht abwehren, mit denen Gerrha seinen reichen Handel theilen mußte. Die Phönicier hatten mitten durch die Arabischen Sandmeere dennoch den Weg auch zu diesen Küsten gefunden, und es war wenigstens ganz ihrer Gewohnheit gemäß, wenn die benachbarten Inseln sie an sich zogen. Das vorhin beschriebene Tylos, oder Daden, und Aradus waren die Plätze, welche sie dazu sich ausersehen hatten; es waren sowohl die eignen Producte dieser Inseln, als auch die Theilnahme an dem Ostindischen Handel, welcher sie dahin lockte. Zu den ersten gehören zuerst die Perlenfischereien. Daß in dem Persischen Meerbusen, nebst der Straße bey Ceylon, die reichsten Perlenbänke sind, ist allgemein bekannt. In jenem Meerbusen werden die Muscheln, in denen sich diese Gewächse finden, auf den mehrsten Inseln aufgefischt; aber die Hauptbank auf der sie gefunden werden,

erstreckt sich an der Westküste dieses Busens von den Baharein-Inseln bis beynahe zu dem Vorgebirge Dsiul-far [9]). Dieser alten Perlfischereyen im Persischen Meerbusen erwähnt aber schon Nearch in seiner Beschreibung [1]). Zwar nennt er nur allein die kleine Insel Cataea, an der östlichen Küste, — weil er die Arabische Küste, und die dort liegenden Inseln nicht sah; — allein es wird wohl keines Beweises bedürfen, daß wenn jene kleinern, zum Theil unbewohnten, Inseln von den Perlfischern nicht ununtersucht blieben, der immer rege Handelsgeist der Phénicier die Schätze, die die größern Inseln ihnen darboten, nicht werde übersehen haben.

Ein anderes Product dieser Inseln, wenigstens der größern von ihnen, mußte sie Babylon nicht weniger schätzbar machen, die Baumwolle. Nach Theophrasts Bericht gab es große Anpflanzungen davon auf Tylos, so daß ein beträchtlicher Theil der Insel mit den Bäumen, die sie tragen, gleichsam bedeckt war [2]). Nach neuern Nach-

9) Man sehe die Charte von Niebuhr.

1) Arrhian. Ind. Op. p. 194.

2) Theophr. Hist. Pl. IV. 9. cf. Plin. XII. 10. 11. Nach ihm war klein Tylos oder Aradus noch reicher daran, als die größere Insel.

Nachrichten wird eben dieses Product noch gegenwärtig an der Ostküste von Arabien erzeugt [3]). Höchst wahrscheinlich waren diese Anpflanzungen auf Tylos eine Frucht des Verkehrs mit Indien; dem eigentlichen Vaterlande der Baumwolle. Freylich mochten die Erzeugnisse von Tylos nicht hinreichen, die großen Fabriken von Babylon zu versorgen; allein es war doch immer ein schätzbarer Beytrag, und doppelt schätzbar, weil man ihn in der Nähe hatte, und der Transport keinen Schwierigkeiten unterworfen war.

Die Vergleichung von Herodot und Theophrast macht es höchst wahrscheinlich, daß Babylon noch eine dritte Waare von daher gezogen habe, die, wie geringfügig sie auch immer scheinen mag, ich doch nicht ganz mit Stillschweigen übergehen kann. Herodot, wie er die Pracht der Babylonier beschreibt, fügt hinzu, es sey allgemeine Sitte bey ihnen, daß jeder einen zierlich gearbeiteten Handstock trage, der mit künstlichem Schnitzwerk, das irgend ein Emblem darstellte, versehen sey [4]). Aus Theophrast erhellt, daß diese Waare aus Tylos kam. "Es wächst auf dieser Insel", sagt er

3) Otter Voyage II. p. 74.

4) Herod. I. 195.

er *), "ein Baum, aus dem die schönsten Hand„stöcke geschnitten werden. Sie sind bunt und „gefleckt wie ein Tiger, und dabey sehr schwer; „zerspringen aber, wenn man sie gegen etwas har„tes stößt." Diese Kennzeichen reichen freylich nicht hin, diese Baumart botanisch zu bestimmen, allein man sieht doch daraus, daß man an das Bambusrohr, welches diese Schwere nicht hat, nicht denken darf.

Allein diese Producte zusammengenommen, nebst vielleicht manchen andern, die hier erzeugt werden mochten, konnten dieser Insel keinen so großen Werth beylegen, als sie durch ein andres, ihr eigenthümliches, Erzeugniß erhielt. Es ist bereits oben bemerkt, daß Babylonien einen gänzlichen Mangel an allen hohen Holzarten habe, allein die Dattel und Cypresse ausgenommen, die aber beyde zum Schiffbau wenig tüchtig sind. Eben dies gilt auch von den übrigen Küsten des Persischen Meerbusens, und dieser Mangel würde daher der Beschiffung desselben ein unübersteigliches Hinderniß in den Weg gelegt haben. Dieses Bedürfniß aber befriedigte Tylos, und zwar auf eine ausgezeichnete Art. "Es ist auf dieser Insel", sagt

*) Theophr. Hist. Pl. V. 6.

sagt Theophrast[6]), (und Plinius setzt hinzu, daß bereits die Begleiter Alexanders diese Nachricht nach Griechenland brachten,) "ein Holz, aus „dem man die Schiffe baut; dieses soll im Wasser aller Fäulniß widerstehen; denn unter dem „Wasser dauert es über zweyhundert Jahre, außer dem Wasser aber fault es schneller." Der Mangel aller weitern Beschreibung erlaubt zwar keine kunstmäßige Bestimmung dieser Holzart; allein die Nachricht des Schriftstellers reicht demungeachtet hin, uns wichtige Aufschlüsse zu geben. Denn es wird dadurch nicht nur die Schifffahrt auf diesem Meerbusen im Allgemeinen bewiesen, sondern sie macht es auch begreiflich, wie auf den Schiffen von Tylos die fernen Reisen unternommen werden konnten, die, wie wir bald zeigen werden, von dort unternommen worden sind.

Gerrha und Tylos waren also zuverlässig Hauptplätze des Babylonisch-Phönicischen Handels; allein außer diesen gab es noch einen andern nicht weniger merkwürdigen Stapelplatz der Waaren des Südens, gerade am Eingange des Persischen Meerbusens. Das, in spätern Jahrhunderten so berühmte,

6) Theophr. l. c. Plin. XVI. 41.

rühmte, Ormus, war zwar damals noch nicht, ob man gleich den Nahmen schon hatte; allein die Stelle davon vertrat das gegenüber liegende hohe Vorgebirge Arabiens, Macae oder Dsiulfar. Nearch, der dasselbe nur im Vorbeyfahren sah, hat dennoch uns eine höchst interessante Nachricht davon aufbewahrt [7]). "Hier sey", sagten ihm seine der Gegend kundige Begleiter, "die Niederlage des Zimmets und ähnli„cher kostbarer Waaren, welche alsdann von hier „nach den Assyriern, (d. i. nach Babylonien) ge„bracht würden. Uebrigens sey die Gegend zu „nächst um dieses Vorgebirge öde und wüste."

Ein solcher Stapelplatz des Handels, gerade am Eingange des Meerbusens, läßt natürlich auf eine entferntere Schifffahrt schließen, und schon mehrere Spuren haben meine Leser auf die Vermuthung eines uralten Indischen Handels bringen müssen, der aus dem Persischen Meerbusen geführt ward.

Zu den Waaren, welche Tyrus über den Persischen Meerbusen erhielt, werden Elfenbein, Ebenholz und Zimmet gezählt [8]). Die beyden erſten

7) Arrhian. Ind. Op. p. 190.
8) Ezech. 27, 15.

ersten sind zwar in Aethiopien nicht weniger als in Indien [9]) zu Hause; aber es ist gegen alle Wahrscheinlichkeit, daß die Bewohner der Ostküste Arabiens sie von daher gezogen hätten, da Indien um vieles näher und bequemer zum Handel lag.

Wichtiger und zugleich schwieriger ist die Untersuchung über das Vaterland des Zimmet oder des Canels (Cinnamomum); dieses bereits im Alterthum so allgemein gesuchten und geschätzten Gewürzes [1]).

Es ist durch die Untersuchungen neuerer Naturforscher hinreichend ausgemacht, daß sich der Canel gegenwärtig nirgends als in Ostindien findet. Das Hauptvaterland desselben ist Ceylon; und von daher erhalten wir gegenwärtig, wo nicht allen, doch den mehrsten und den besten Canel; denn

9) Herod. III. 114.

1) Der Zimmet ist eigentlich die Rinde, welche von den Zweigen des Laurus Cinnamomus, einem Baum von mittlerer Höhe und Größe, und dem Laurus Cassia (wahrscheinlich blos eine Varietät des ersten, der aber gröbern Zimmt giebt,) geschält wird. Man sehe über dieß Gewürz vor allen Thunberg, Anmerkungen über den Zimmet, auf Ceylon gemacht, in den Neuen Abhandlungen der Schwed. Acad. B. I. S. 53. der deutschen Uebersetzung.

denn allerdings ist dieser Baum nicht auf das einzige Ceylon eingeschränkt, sondern findet sich auch an den Küsten von Decan, und auf den östlichen Indischen Inseln; nirgends aber in Africa, noch an den Arabischen Küsten [2]). Unter den spätern griechischen Geographen sind zwar einige, unter welche auch Strabo gehört, die von dem Zimmt als einem in Arabien einheimischen Product reden [3]), aber keiner von ihnen spricht als Augenzeuge, und es ist daher wohl mehr als wahrscheinlich, daß sie sich durch den Umstand, daß man den Zimmt über Arabien erhielt, haben verführen lassen, ihn dort für einheimisch zu halten. Zu den Untersuchungen, welche bereits andre hierüber angestellt haben [4]), sey es mir nur erlaubt, die Bemerkung hinzuzufügen, daß gerade die beyden ältesten Schriftsteller, die des Zimmts erwähnen, Herodot und Jeremias, über das Vaterland desselben sich so erklären, daß sie seinen Indischen Ursprung zu bestätigen scheinen. "Warum", heißt es bey Jeremias [5]), "laßt ihr „mir Weihrauch aus Saba kommen, und Zimmt „aus entfernten Ländern"? Hätte der Prophet

2) Thunberg l. c.

3) STRAB. p. 1124.

4) Man sehe BECKMANN ad Antig. p. 86.

5) Jerem. 6., 20

phet mit spätern Geographen das glückliche Arabien für das Vaterland des Zimmts gehalten, so würde dieser Gegensatz nicht von ihm gemacht worden seyn. Und eben so erklärt sich auch Herodot. Daß der Zimmt über Arabien komme, das hatte er von den Phöniciern gehört; wo er aber sich finde, und welches Land ihn hervorbringe, das konnte oder wollte man ihm nicht sagen; nur so viel erfuhr er, er sollte aus dem Lande kommen, wo Bacchus erzogen sey, d. i. Indien [6]). Der Schleyer des Geheimnisses, den man über den Gang und das letzte Ziel dieses Handels warf, beweiset hinlänglich, daß diejenigen, die damals in dem Besitze desselben waren, ihn nicht weniger sorgfältig zu verhehlen suchten, als die Eifersucht der Holländer ihn sonst der neuen Welt zu verdecken strebte.

Dennoch aber war es nicht möglich diese Geheimnisse gänzlich zu verbergen. Jener große Handel ließ Spuren hinter sich, die nach der Indischen Halbinsel und selbst nach Ceylon führen; und dem Vater der Geschichte gebührt auch hier der Ruhm, diese zuerst entdeckt zu haben.

Herodot,

6) Herod. III. 111. B. I. S. 407.

Herodot, indem er von dem Vaterlande des Zimmts redet, fügt noch eine fabelhafte Sage hinzu. "Man habe ihm erzählt, meldet er, daß „eine Art großer Vögel den Zimmt brächte; „sie trügen ihn in ihre Nester, und aus diesen „erhielte man ihn alsdann durch ein Kunststück, „das er beschreibt." Diese Tradition von den Zimmt-Vögeln hat sich nachher durch das ganze Alterthum erhalten, und findet sich unter mehrern Modificationen, (denn daß jeder das Seinige hinzudichtete, kann wohl nicht befremden,) bey mehrern selbst der glaubwürdigsten alten Schriftsteller wieder [7]). Nun aber diese Sage, welche der Vater der Geschichte vor mehr als zwey Jahrtausenden den Phöniciern nacherzählte, hörte vor wenig Jahren der glaubwürdigste neuere Schriftsteller, dem wir gerade die größten Aufklärungen über die Gewinnung des Zimmts verdanken, — auf Ceylon selbst [8]). "Die Ceyloner behaupten, sagt Thunberg, "guter Zimmet müsse „allemal wild wachsen. Die Fortpflanzung der „Bäume aber geschehe auf folgende Art. Die „Ceylonischen Azeln (Staterne) verzehren die „reifen Beeren, verdauen aber derselben Kerne „nicht,

7) Man findet die Stellen gesammelt bey Beckmann ad Antig. de Mirabil. pag. 84.

8) Thunberg l. c. S. 57.

„nicht, und pflanzen also solche hie und da in den „Wäldern fort. Deswegen sind diese Vögel nie „geschossen, sondern gehegt worden." — Dasselbe wird auch sonst von Tauben gesagt [9]). So schossen die Engländer auf Tanna eine Taube, welche die Muskatennuß im Munde hatte.

Ferner: Außer dem Zimmt giebt es ein anderes kostbares Product, das gleichfalls Ceylonisch-Indischen Ursprungs ist, und schon in diesen entfernten Zeiten daher kam, die Perle. Denn außer den Perlenfischereyen im Persischen Meerbusen finden wir auch schon damals die Indischen erwähnt. Nearch, indem er die ersten anführt, setzt hinzu [1]): "die Perlen würden hier eben so „gefischt, wie in dem Indischen Meere." Nun aber ist es allgemein bekannt, daß die reichen Indischen Perlenfischereyen sich an der Südwest-Küste der diesseitigen Halbinsel zwischen Ceylon und Cap Comorin finden. Eine Verbindung also zwischen diesen Ländern und Babylon ist dadurch hinreichend erwiesen.

Endlich:

9) Man sehe Forster Voyage round the world II. p. 332.

1) Arrhian. Ind. Op. p. 194. Ja! an einer andern Stelle p. 174. heißt es, daß nach dem Berichte der Inder Hercules diese Fischereyen angelegt habe. Deutet dieses nicht auch auf die Theilnahme der Phönicier hin?

Endlich: Auch der alte Nahme von Cey-lon — Taprobane — war schon früh bekannt; denn schon Alexanders Begleiter konnten ihn als einen der merkwürdigsten Nahmen nach Griechenland bringen; und die ältesten Sagen davon erscheinen gerade in dem zweifelhaften Lichte, in dem die Sagen von den fernsten Ländern, an den Grenzen der bekannten Erde, zu erscheinen pflegen [2]). Es war lange nicht entschieden, ob Taprobane eine Insel oder aber ein großes Continent sey, auf dem man vielleicht gar die Gegenfüßler suchen müsse? Erst die Entdeckungen der Griechen nach Alexander gaben nähere Aufschlüsse darüber. In frühern Zeiten scheint also dieser Nahme nicht nur Zeylon selbst, sondern auch den Theil des festen Landes, den man von Indien kannte, — die diesseitige Halbinsel — bezeichnet zu haben.

Ceylon also und die benachbarte Küste waren höchst wahrscheinlich die Hauptziele des Indischen Seehandels; allein durch wen ward er eigentlich geführt? Waren es Inder, die nach dem Golf von Persien schifften, oder holten dortige Schiffer die Indischen Waaren ab? — Ich glaube, es wird aus dem vorhin gesagten schon deutlich seyn, daß

2) Man sehe darüber Plin. VI. 22.

daß dieses letzte geschah, indem Chaldäer und Phénicier gemeinschaftlich an diesem Handel Theil nahmen. "Dadens Söhne trieben deinen Handel, „und nach großen Ländern gieng dein Gewerbe: „mit Horn, Elfenbein und Ebenholz, erwiederten „sie deine Waaren" [3]). Daß diese Länder keine andre als die Indischen sind, würde schon die geographische Lage wahrscheinlich machen; die Indischen Waaren aber erheben diese Wahrscheinlichkeit zur völligen Gewißheit. Zugleich aber lehrt uns diese merkwürdige Stelle auch sowohl die Art, als den Gang dieses Handels. Dadens Söhne, die Bewohner der Inseln in dem Meerbusen von Gerrha, schiffen mit Phönicischen Waaren nach Indien, und tauschen diese daselbst gegen Indische um. Sie bringen diese darauf in ihr Vaterland zurück, und an den benachbarten Ufern Arabiens, in der Nähe von Gerrha, bilden sich alsdann jene Caravanen von Daden, deren Jesaias erwähnt [4]), welche mitten durch die Arabischen Sandwüsten nach Babylon, oder auch nach den Phönicischen Seestädten, ziehen.

Nahmen

3) Ezech. 27. 15.

4) Jesaias 21. 13. "In den unzugänglichen Orten Arabiens übernachtet ihr Caravanen von Daden"! Nach Michaelis Uebersetzung. Sie sollen an solchen Plätzen übernachten, um dem gedrohten Ueberfall der Feinde zu entgehn.

Nehmen wir das bisher Gesagte zusammen, so werden sich daraus folgende allgemeine Resultate ergeben:

Erstlich: Es ist kein Zweifel, daß schon vor den Zeiten der Perserherrschaft eine beträchtliche Schiffahrt auf dem Persischen Meerbusen getrieben ward; die sich aber nicht blos auf ihn beschränkte, sondern auch außerhalb desselben zu großen und entfernten Ländern gieng.

Zweytens: die Hauptziele dieser Schiffahrt waren Ceylon, und die Westküsten der diesseitigen Indischen Halbinsel. Schon die Nähe dieser Länder mußte die Reise dahin gar sehr erleichtern. Aber noch weit mehr die halbjährig wechselnden Winde, die, wie oben gezeigt ist, den Schiffer hin und zurück geleiten.

Drittens: Getrieben ward diese Schiffahrt nicht sowohl durch die Babylonier selbst, als vielmehr durch Chaldäer und Phönicier, die sich an den Ostküsten Arabiens und auf den nahe gelegenen Baharein-Inseln niedergelassen hatten, auf denen sie das Bauholz zur Verfertigung ihrer Schiffe fanden, wodurch diese großen Unternehmungen erst möglich wurden. Sie holten ihre Waaren aus Indien,

Indien, und brachten sie theils nach Babylon, theils zu den Phönicischen Handelsstädten, von wo aus sie sich über die übrige Erde verbreiteten.

Endlich: Die Gegenstände dieses Handels waren die sämmtlichen kostbaren Waaren des Orients: Arabischer Weihrauch, Indische Specereyen, besonders Zimmt von Ceylon, Elfenbein, Ebenholz, Edelsteine, und Persische und Indische Perlen. Dieß sind die Waaren, deren die Geschichte ausdrücklich erwähnt; bey dem gänzlichen Mangel eines eigentlichen Verzeichnisses derselben aber dürfen wir gewiß nicht zweifeln, daß noch eine Menge hier weggelassen sind, welche die besuchten Länder den ankommenden Fremdlingen in Ueberfluß darboten, und die von ihnen nicht verschmäht seyn werden.

Während der Persischen Herrschaft litt aber die Schifffahrt auf dem Persischen Meerbusen sehr. Die Perser nemlich, die selber kein seefahrendes Volk waren, standen in großen Sorgen, daß ihr Reich durch eine Flotte möchte unvermuthet angegriffen, und über den Haufen geworfen werden [5]. Diese Furcht war, wenn man die Lage ihrer Hauptstädte bedenkt, nichts weniger als ungegründet.

5) Strab. p. 1075.

det. Babylon nicht nur, sondern auch Susa, der eigentliche Mittelpunct ihres Reichs, und die Hauptniederlage ihrer erhobenen Tribute, lagen beyde an großen und schiffbaren Strömen, auf denen man bis zu ihnen vordringen konnte; jene am Euphrat, Susa am Choaspes, der durch einen Canal mit dem Tigris in Verbindung stand [6]). Es bedurfte zu einem solchen Ueberfall keiner großen Seemacht, im neuern Sinne des Worts; sondern nur kühner Geschwader von Seeräubern, den Normännischen ähnlich, woran es auf dem Persischen Meerbusen nie gefehlt hat. Was hätten sie einer solchen Flotte schnell entgegensetzen wollen? Eine Verwüstung oder Ausplünderung ihrer Hauptstädte wäre unvermeidlich gewesen, wenn auch der Untergang ihrer Herrschaft keine Folge davon gewesen wäre.

Um solchen Unfällen vorzubeugen, faßten sie den Entschluß, den Zugang zu dem Hauptstrom, dem Tigris, aus dem man in den Choaspes schiffte, für die Schiffahrt gänzlich unzugänglich zu machen; und sie führten ihn mit so großer Anstrengung und so vielem Aufwande aus, daß man deutlich daraus sieht, wie sehr ihnen diese Besorgniß am Herzen lag. In gewissen Entfernungen hinter einander

6) Arrhian. VII. 7.

ander wurden große Cascaden von Quadersteinen queer durch den Fluß gemauert, die den Strom erstlich aufhielten, und über welche die Wellen alsdann herunterstürzen mußten. Alexander, dem nichts wichtiger war, als Beförderung des Handels und der Schiffahrt, ließ diese Cascaden sogleich nach seiner Zurückkunft aus Indien niederreißen [7]. Allein weil ihn der Tod übereilte, so wurde er nicht damit fertig, und vielleicht ist eine derselben bis auf unsre Tage übrig geblieben. "Eine Tagereise unterhalb Mosul", erzählt Tavernier [8], "kam unsre Barke bey einem Damm an, der „queer durch den Tigris von einem Ende zum „andern geht. Er ist 200 Fuß breit, und zwingt „den Fluß, eine Cascade von ungefähr 20 Ellen „hoch zu machen. Er ist von großen Steinen „gebaut, die durch die Länge der Zeit so hart wie „Felsen geworden sind. Die Araber sagen, es „sey ein Werk von Alexander dem Großen, um „den Fluß abzuleiten; andre behaupten, Darius „habe ihn machen lassen, um Alexandern das Eindringen auf dem Flusse zu verwehren." Gewiß verdiente dieß Monument noch eine genauere Untersuchung, sollte es auch nicht der Alt-Persischen Bau-

7) Strab. l. c.
8) Tavernier I. p. 185.

Baukunst angehören; denn allerdings ist es nicht wahrscheinlich, daß man so weit den Fluß hin- auf diese Anlagen gemacht habe [9]).

Daraus erklärt sich also das Phänomen, warum in Alexanders Zeiten die Schifffahrt des Persischen Meerbusens so sehr gesunken war. Es war dieß eine Folge der Persischen Politik, aber eben deshalb würde es sehr voreilig seyn, wenn man von dem damaligen Zustande sogleich auf die frühern Zeiten, auf die blühende Periode des Chaldäisch-Babylonischen Reichs, zurückschließen wollte.

9) Indeß gingen sie gewiß bis Opis, wie aus Strabo erhellt; das man als einen Hauptplatz des Handels wahrscheinlich auch am meisten vor einem Ueberfall schützen wollte.

Scythen.

S c y t h e n.

Erster Abschnitt.

Geographische Uebersicht der Scythischen Völkerschaften.

Der Anblick, welchen uns das mittlere Asien, oder das hohe Steppenland zwischen den beyden Gebirgketten des Altai und Taurus gewährt, hat freylich nicht das Einladende, welches den Südländern dieses Welttheils eigen ist. Die unermeßlichen Ebnen, ohne Hölzung und Ackerland, blos mit Futterkräutern bedeckt, bieten dem Auge eben so wenig Abwechselung dar, als die Gezelte und Läger der herumstreifenden Horden, welche sie mit ihren Heerden durchziehen. Aber der große Einfluß, den diese Völkerschaften auf die Schicksale des menschlichen Geschlechts gehabt haben, würde es unverzeihlich machen, sie mit Stillschweigen zu übergehen; wären auch nicht aus der Periode des Persischen Reichs uns mehr Nachrichten von ihnen erhalten, als man aus einem so entfernten Zeitraum erwarten sollte.

Der Nahme der Scythen ist ein eben so unbestimmter Nahme in der alten Geographie, als die Nahmen der Mongolen und Tartaren in der neuern. Er ist bald Nahme eines Volks; bald aber bezeichnet er auch alle die Nomadischen Völkerschaften, welche im Norden des Schwarzen und Caspischen Meers, bis tief ins östliche Asien hin, ihre Wohnsitze hatten. Dieselbe Unbestimmtheit herrscht aber auch in dem Gebrauch der Benennung des Landes; indem man unter Scythien bald die Sitze des Volks der Scythen, bald aber auch alle die Länder begreift, welche wir jetzt unter der Benennung der Mongoley und Tartarey befassen. In einer allgemeinen geographische Uebersicht wird es erlaubt seyn, die Nahmen von Scythen und Scythien in diesem letztern weitläuftigern Sinn zu gebrauchen, wenn gleich das eigentliche Volk der Scythen damals schon abgesondert als Volk erscheint.

Bey Nationen, die durchgehends keine feste Wohnsitze haben, sondern ein herumstreifendes Leben führen, kann es schon an sich gar nicht befremden, wenn man sie bey mancherley Veranlassungen ihr Vaterland verlassen, und Wanderungen in andere Länder unternehmen sieht. Diese Veränderung der Wohnsitze wird es also schon an

sich selbst nothwendig machen, daß, wenn man ein Gemälde von dem Zustande solcher Länder entwerfen will, man nothwendig einen gewissen bestimmten Zeitpunct festsetzen muß, weil sonst diese Schilderung nur zur Hälfte, oder vielleicht gar nicht mehr, passen würde. Wenn man aber insbesondere die Nomadenvölker des mittlern Asiens im Ganzen übersieht, so wird das Bedürfniß davon noch viel auffallender bestätigt. Von den frühesten Zeiten an nimmt man ein fast periodisches Vorrücken dieser Nationen von Osten nach Westen wahr; ihre weiten Länder waren gleichsam die Magazine unsers Geschlechts; je tiefer man in die Geschichte der Urzeit zurückgeht, um desto wahrscheinlicher wird es, daß selbst das ganze westliche Europa von dorther seine Bewohner erhielt; und wer kennt die großen Revolutionen nicht, die auch in den spätern Zeiten von dort aus ihren Ursprung nahmen? Es wäre daher ein unverzeihlicher Fehler, wenn wir das Gemälde, das ein Mela oder gar ein Ptolemäus uns von diesen Völkern entwerfen, zum Grunde legen, und ihre Nachrichten mit denen früherer Schriftsteller vermischen wollte [1]). Vielmehr giebt es hier einen einzigen

1) Die Untersuchung über die alten Völker des Nordens nach Ptolomäus ist eine der schwersten in der Geschichte.

zigen gleichzeitigen Schriftsteller, den wir uns allein zum Führer werden wählen müssen, **Herodot**. Das **vierte Buch** seines Werks ist größtentheils der Beschreibung jener Asiatisch-Europäischen Steppenländer gewidmet; der Vater der Geschichte scheint hier gleichsam zu Hause zu seyn; er kennt die Flüsse, die Länder, die Völker; ihre Lebensart und Sitten nicht weniger als ihre Verwandschaft. Die Steppen der Ukraine und von Astrakan werden von ihm geographisch beschrieben; die Vorväter der Letten, Finnen, Türken, Germanen und Calmücken treten hier zum erstenmal in der Geschichte auf; die Ketten des Urals und selbst des Altais werden erwähnt, wiewohl ohne bestimmte Nahmen; ja aus dem fernen **Sibirien** hört man schon Sagen, die, so unglaublich sie auch dem Geschichtschreiber selber vorkommen, doch durch die Folge der Zeit sich aufgeklärt haben.

Erst durch Gatterer's Forschungen über die Herkunft der **Finnen**, **Letten** und **Slaven** in den Commentationen der hiesigen Societät (Vol. XI. XII.) ist in dieß Chaos mehr Ordnung gebracht. Es gehört hierher besonders die **erste** Abhandlung de Sarmatico Letticorum populorum origine. — Vortreffliche Aufklärungen über diese Gegenstände sind außerdem gegeben worden von Mannert in dem **vierten** Theil der **alten Geographie**, der bekanntlich dem **Norden der Erde** gewidmet ist; und von Rennel in seiner Geography of Herodotus.

Herodot fängt seine Beschreibung bereits bey den Europäischen Ländern diesseit des Dons, oder Tanais, oder bey der neuern Ukraine an; und des Zusammenhangs wegen wird es erforderlich seyn, ihm darin zu folgen. Er selber theilt das Land nach den Flüssen ab; den sichersten Grenzbestimmungen in Gegenden, die von herumziehenden Völkern bewohnt werden. Die Hauptflüsse, von denen der Schriftsteller spricht, sind gar keinem Zweifel unterworfen; nur ein Paar Steppenflüsse sind ungewiß, welche er für größer gehalten zu haben scheint, als sie wirklich sind [2].

So genau er in der Bestimmung des Locals ist, so genau ist er es auch in der Unterscheidung der

2) Die Hauptflüsse sind, von dem Ister oder der Donau an gerechnet, der Tyras, oder der Niester; (er heißt noch jetzt in der Nähe seines Ausflusses Tyral;) der Hypanis, oder der Bog, der bey dem Ausflusse in das schwarze Meer mit dem größten dieser Ströme, dem Borysthenes, d. i. dem Dnieper, in denselben Busen fällt. Zwischen dem letztern und dem Tanais oder Don, der in das Azovsche Meer, (die palus Maeotis) sich ergießt, setzt nun aber der Geschichtschreiber drey Neben-Flüsse, den Panticapes, den Hypacyris, und den Gerrhus, die so, wie er sie beschreibt, nicht vorhanden sind. (Man sehe darüber Mannert Geographie B. IV. S. 31. und Rennel p. 57).

der Völkerschaften, die entweder ächt Scythisch sind, oder die auch nicht zu dem Stamm der Scythen gehören. Die Sitze, welche er überhaupt den Scythen einräumt, gehen von der Donau bis zu dem Tanais oder Don [3]), aber so daß zugleich Völker andern Stamms um sie herum wohnten. Auch waren diese Länder nicht die beständigen Sitze der Scythen gewesen; sie waren nach den historischen Traditionen, die sich unter ihnen fanden, von Osten hergekommen. Ein anderes Volk, die Massageten, hatte sie vorwärts gedrängt, sie waren über den Fluß Araxes gegangen, und hatten aus ihren jetzigen Wohnsitzen die frühern Inhaber derselben, die Cimmerier, vertrieben [4]). So bewohnten sie das Land, das sie damals inne hatten; aber von Zeit zu Zeit machten sie Streifzüge in das südliche Asien; und bey einem

3) Die genauen Grenzen des Scythenlandes bey Herodot sind im Westen die Donau bis Orsowa; im Süden die Küste des schwarzen Meers bis zu der Palus Maeotis, (mit Einschluß eines Theils der Crimm;) gegen Osten der Don oder Tanais, bis zu seiner Quelle aus dem See Iwan, den Herodot schon kennt; und nördlich eine Linie von dem See Iwan bis nach Orsowa. So bekommt Scythien die viereckte Gestalt, die Herodot ihm beylegt.

4) Herod. IV. 11, 12. Ich übergehe die andern fabelhaften Sagen. Den Araxes des Herodots halte ich hier für

einem Hauptzuge, den das ganze Volk unternahm, indem sie die Ueberreste der Cimmerier verfolgten, hatten sie sogar, etwa 70 Jahre vor Cyrus, die Meder besiegt, und ganz Vorderasien 28 Jahre lang sich unterwürfig gemacht, indem sie ihre Streifereyen selbst bis an die Grenzen Aegyptens ausdehnten, dessen Beherrscher, Psammetich, sie nur mit Geld abkaufen konnte [5]).

Es sey mir erlaubt, meine Leser jetzt mit den einzelnen Völkerschaften bekannt zu machen. Ich werde sie nach ihrer Verwandtschaft aufführen; und die geographischen Bestimmungen über ihre Wohnsitze von den Flüssen hernehmen, wobey sich nicht leicht ein beträchtlicher Irrthum einschleichen kann. Zunächst über dem schwarzen Meer ist Alles deutlich und klar; erst im fernen Norden, — und wen kann dieß in Verwunderung setzen? — fängt es an ungewisser zu werden.

Die

für die Wolga; es ist schon anderswo bemerkt, daß dieser Nahme bey diesem Schriftsteller nicht immer denselben Strom, sondern verschiedene Ströme an der Ostseite des Caspischen Meers bezeichnet, weil er wahrscheinlich überhaupt einen Strom bedeutete.

5) Herod. I. 103—106. Es ist dieß der berühmte Einbruch der Scythen, den einige neue Schriftsteller für einerley mit dem Einbruch der Chaldäer erklärt haben.

Die Nordküste des schwarzen Meers war von griechischen Colonisten besetzt, welche hier mehrere Pflanzstädte angelegt hatten. Es ist bereits oben bemerkt *), daß diese sämmtlichen Colonien [illegible] ihrer gemeinschaftlichen Mutter waren und Milet ihren Ursprung zu danken hatten. Sie lagen [illegible] neben den Mündungen der großen Flüsse; als aber überall die Stadt Olbia am Borysthenes, nach dem sie auch häufig genannt zu werden pflegt. Auch in der Crimm, in der Stadt Panticapaeum, ja noch in dem äußersten Winkel des Asowschen Meers, hatten sich an der Mündung des Tanais Milesische Kaufleute angesiedelt.

In ihrer Nachbarschaft, und dem größten Theile der eben erwähnten Halbinsel, wohnten die Taurier, von denen eben diese Halbinsel den Namen trug **). Ein Volk von ungewisser Abkunft, schon in der ältesten griechischen Mythologie durch seine Wildheit, und die Sitte der Menschenopfer berüchtigt, die auch noch in Herodots Zeitalter bey ihnen üblich waren ***). Es ist aber wahr-

*) [illegible]

**) [illegible]

***) [illegible]

wahrscheinlich, daß sie keine andere, als Ueberbleibsel der von den Scythen verdrängten Cimmerier waren [9]). Auch die wildesten Eroberer sind nicht leicht im Stande ein Volk gänzlich auszurotten; und da wir von den Cimmeriern in diesen ihren frühern Wohnsitzen sonst gar keine Spur weiter finden, so muß jene Vermuthung bey dem Mangel ausdrücklicher Zeugnisse wenigstens als die wahrscheinlichste betrachtet werden.

Ueber und neben diesen fangen nun aber sogleich die Scythischen Völker an; und erstrecken sich zu beyden Seiten des Dniepers hinauf. Westlich an diesem Fluß wohnten zunächst oberhalb der Stadt Olbia die Callipiden, ein aus Griechen und Scythen gemischtes Volk [1]). Sie waren zu festen Wohnsitzen und zum Ackerbau fortgegangen, so wie der benachbarte Stamm der Alazonen, der in den Gegenden zu suchen ist, wo der Dnieper und der Bog sich einander am mehrsten nähern. Auch die oberhalb ihnen wohnenden Stämme, die unter dem allgemeinen Nahmen der Ackerbautreibenden Scythen begriffen werden, hatten diese Lebensart ergriffen [2]).

Doch

9) Gatterer l. c. p. 140.
1) Herod. IV. 17.
2) Herod. l. c.

Doch bauten sie das Land nicht um selber die Früchte desselben zu genießen, sondern vielmehr des Handels wegen, den sie mit dem Getreide trieben.

Die Sitze dieser Scythen erstreckten sich zwar weit nach Westen; allein die Hauptstämme der Nation fanden sich gleichwohl erstlich an der Ostseite des Dnieprs, zwischen diesem Strom und dem Don oder Tanais. "Wenn man über den Borysthenes geht", sagt Herodot 3), "so folgt zuerst eine waldige Region; und oberhalb dieser landbauende Scythen, welche die Griechen Borystheniten nennen, sie selber aber nennen sich Olbiopoliten."

Ob von jener waldigen Region noch gegenwärtig Spuren vorhanden sind, ist ungewiß. Auf einigen der neuern Charten findet man hier den Namen des schwarzen Waldes; der in frühern Jahrhunderten eine viel größere Ausdehnung gehabt haben mag.

Den [illegible] Scythen wohnen nach [illegible] Tagereisen nach Osten, bis zum Fluß Panticapes, der sich in den Dnieper ergießt, [illegible] er durch die waldige Region fließt.

Nach Norden aber eilf Tageschifffahrten auf dem Borysthenes. Ist der Panticapes, wie Gatterer will die Dsjesna, so würde sich die waldige Region bis Kiow hinaufziehen. Hier bey dem Zusammenflusse der Dsjesna und des Dniepers fängt alsdann der Siz jener Scythen an, und erstreckt sich nördlich bis nach Mohilow hinauf, am Dnieper, 54° N. B. Daß der Panticapes die Dsjesna sey, muß man zugeben, weil es die einzige Erklärung ist, obgleich allerdings Schwierigkeiten übrig bleiben, die sich nicht heben lassen. Denn theils spricht Herodot von der waldigen Region nicht so, daß es scheint sie habe sich so weit nach Norden erstreckt, theils beträgt die Breite zwischen dem Dnieper und der Djeschna auch keine drey Tagereisen. So wichtig indeß diese Bestimmungen für eine genaue Local-Angabe sind, so reicht es doch bey einer allgemeinen Uebersicht hin, zu wissen, daß von dem Lande zwischen dem Dnieper und dem Don hier die Rede sey, und daß die eben erwähnten Scythischen Stämme also den westlichen Theil dieses Landes inne gehabt haben. Jenseit des Panticapes aber, (also vermuthlich jenseit der Djesna,) fangen nun die Nomadischen Scythen an, die weder säen noch pflügen. Ihr Land ist eine waldungslose Steppe; und sie wohnen 14 Tage nach Osten zu, bis

bis zu dem Flusse Gerrhus, und der Gegend gleiches Nahmens, wo die Grabmähler der Scythischen Könige sind 4). Jenseit dieses Flusses aber wohnt erst die herrschende Horde der königlichen Scythen, (wie sie sich nannten;) die sich südlich bis zum See Maeotis und der Stadt Cremni herunterziehe; die östliche Grenze des ganzen Scythenlandes aber macht der Don oder Tanais.

Jenseit dieses Flusses aber kennt der Geschichtschreiber noch andre Völkerschaften, welche die Scythen nach Norden und Westen umgeben, und die keinesweges zu Einem Stamm mit ihnen gehören. Es sind dieß außer den oben erwähnten Thraciern und Griechen, die in Süden wohnten, die Agathyrsen, die Neuren, die Androphagen und Melanchlaenen. Die Agathyrsen waren unter diesen die westlichsten; sie wohnten nach Herodots ausdrücklichen Angaben an dem Maris (Marosch) 5), der sich in die Donau ergießt; und haben also einen Theil von Siebenbürgen und dem Temeswarer Bannat inne gehabt. Sie waren ein reiches Volk; denn sie hatten eine Menge Gold, aus dem sie ihre Geräth-

4) Herod. IV. 19.

5) Herod. IV. 48. 100. 104.

Geräthschaften verfertigten. Ohne Zweifel gaben ihnen dieses die noch jetzt so goldreichen Carpaten. Es bedurfte indeß dazu keines künstlichen Bergbaus, da es vermuthlich hier so wie anderswo aus dem Sande der Flüsse gewonnen wurde. Ueber sie setzt Herodot die Neuren [6]), die in dem innern Polen und Litthauen, von den Carpaten, und dem See aus dem der Niester entspringt, den Herodot schon kennt [7]), sich nördlich bis zum Dnieper hinzogen. Sie hatten einst, als ihr Land von einer Menge Schlangen heimgesucht wurde, dasselbe verlassen müssen, und waren zu den Budinern an der Ostseite des Dons gewandert, aber nachher wieder in dasselbe zurückgekehrt [8]). So wie diese beyden Völker die Westgrenze

6) Herod. IV. 17.

7) Herod. IV. 51. Der Schriftsteller kennt alle Flüsse von der Donau bis zum Don bis zu ihren Quellen; nur den einzigen Dnieper ausgenommen, worüber er seine Unwissenheit selber gesteht, IV. 53.

8) So erklärt Gatterer ganz richtig die Stelle Herod. IV. 105. indem er ἐς ὅ πιεζόμενοι übersetzt durch: so lange als sie gedrückt wurden, statt daß man es sonst übersetzte durch: indem sie dermaßen gedrückt wurden; und hebet nicht nur alle anscheinende Widersprüche im Herodot mit der Stelle IV. 21. sondern auch allen Streit über die Wohnsitze der Neuren sowohl als der Budinen; worüber man die Erklärer Herodots und Mannert l. c. nachlesen kann.

[illegible] wohnten, in die Ab[illegible] (Menschenfresser), und die Me[illegible] (Schwarzgekleideten), die Nord[illegible] die Wüste zwischen ihnen [illegible]. Das erste dieser Völ[illegible] Smolensk; das [illegible] Gegend von Moskau. Die Nah[illegible] Völkerschaften waren offen[illegible] Stämme, sondern vielmehr [illegible] Kleidungen hergenommen. [illegible] anmerken, daß sie nicht von [illegible] waren, deren wahren Nah[illegible] die großen Bastar[illegible] Sarmaten sind aber ein Zweig [illegible] Stamms, der wahr[illegible] die Europäischen Länder besetzt [illegible] Völkern vorwärts gedrängt [illegible] der Geschichte bleibt also auch [illegible] der erste zu seyn, der unsrer Vor[illegible] die noch in Thierfelle sich [illegible] Menschenfleisch fraßen.

Der

[illegible] IV. 16. 20.

[illegible] aus der Vergleichung mit Strabo, [illegible], daß die Benennungen der Androphagen [illegible] ihnen nur von den Griechen gege[illegible]

Der Tanais oder Don machte die Grenze von dem Lande der Scythen nach Osten zu aus. Jenseit desselben fängt ein neuer Völkerstamm an, dessen Nahmen nicht weniger berühmt als der der Scythen geworden ist, der Stamm der Sarmaten [2]). "Wenn man über den Tanais „geht, so giebt es keine Scythen mehr, sondern „die erste Region bewohnen die Sarmaten, die in „dem innersten Winkel des Maeotischen Sees an„fangen, und funfzehn Tagereisen hinauf nach „Norden sich erstrecken. Sie bewohnen aber ein „Land, das gänzlich leer von wilden sowohl als „zahmen Bäumen ist." — Aus dieser Angabe des Geschichtschreibers ist es also klar, daß sie die große Steppe von Astrakan inne hatten, wo jetzt die Donischen Cosacken mit ihren Heerden umherziehen. Da 15 Tagereisen bey Herodot gegen 75 deutsche Meilen betragen, so mußten sie sich bis zu dem 48° N. B. oder bis in die Gegend hinaufziehen, wo der Don und die Wolga sich einander nähern. Ihre Sprache war indeß doch ein Zweig der Scythischen; und der fabelhaften Sage zufolge sollte die Nation selbst aus der Vermischung der Scythen mit den Amazonen entstanden seyn.

Ober-

2) Herod. IV. 21. Σαυρομάται heißen sie bey ihm.

Oberhalb den Sarmaten wohnte ein anderes sehr merkwürdiges Volk, die Budiner [3]). "Sie „hatten ein Land inne, voll von dichten Waldun„gen. Sie waren ein zahlreiches Volk, mit blauen „Augen, und röthlichem Haar. In ihrem Lande „war eine hölzerne Stadt, mit hölzernen Mauern, „Häusern und Tempeln. Jede Seite war 30 „Stadien, (¾ Meilen) lang. Die Bewohner „der Stadt aber, die Gelonen, waren ursprüng„lich Griechen, die sich aus den Handelsstädten „dahin gezogen hatten; auch war noch ihre Sprache „halb scythisch halb griechisch. Die Budiner „hingegen hatten eine ganz andere Sprache und Le„bensart. Denn sie waren Nomaden, und lebten „von der Jagd; da hingegen die Gelonen das „Land bauten, Getraide aßen, und Gärten hat„ten. Auch in der Farbe waren sie von einander „verschieden. Zwar pflegten die Griechen die Bu„diner auch wohl Gelonen zu nennen; aber das „war eine unrichtige Verwechselung."

Die Wohnsitze der Budiner fangen nach diesen Bestimmungen da an, wo die der Sarmaten aufhören; d. i. bey Saratof. Wie weit sie aber nach Norden oder nach Osten sich hinaufzogen, sagt uns der Geschichtschreiber nicht; sie müssen

3) Herod. IV. 108.

sen gleichwohl einen beträchtlichen Umfang gehabt haben, da er das Volk ein großes und mächtiges Volk nennt. Ihre Hauptsitze müssen also wahrscheinlich in dem jetzigen Casan, bis nach dem Ural hin gesucht werden. Es ist bekannt, daß jenes Land noch gegenwärtig voll von Eichenwäldern ist; den großen Magazinen für den Russischen Schiffbau. Den See aber, den der Schriftsteller erwähnt, sucht man vergebens; vielleicht ist es (wofern er nicht überhaupt einem spätern Einschiebsel seinen Ursprung verdankt,) die große morastige Gegend, die man an der rechten Seite des Dons, unter 50° N. B. auf einigen Charten bemerkt findet. Ueber die dortigen Ansiedelungen der Griechen, und ihre Ursachen, werde ich bald Gelegenheit finden, meine Meinung zu sagen.

"Nördlich über den Budinern[4]) ist eine „Wüste sieben Tagereisen lang. Jenseit dieser „Wüste, wenn man sich gegen Osten wendet, fol„gen die Thyssageten, ein großes für sich beste„hendes Volk, das von der Jagd lebt. Neben „ihnen aber in ihrem Lande wohnt ein anderes „Volk, die Jyrken, das dieselbe Lebensart führt. „Sie lauern dem Wilde auf, indem sie auf die „Bäume

4) Herod. IV. 22.

"[illegible] von ihnen wel
"Scythischer Emigrant
"die aus dem Lande der K
"hin gezogen waren.

"Bis zu diesen Scyt
fert *), "ist durchaus ein e
"Hier aber fängt es an ra
"werden." Diese Versicherun
Unmöglichkeit die Erze und
Wälder genau angegeben, de
mung an die Hand, die vö
Erz möchten noch sämmtlich a
des Uralgebirgs gesucht wer
her ihre Wohnsitze in dem n
der Provinz Casan, neben den
und Kama; wie weit sie sich
hinauf erstreckten, läßt sich nic

Das steinigte Gebirgland, welches jetzt folgt, kann daher auch keinem Zweifel unterworfen seyn. Es ist der Ural, dessen Kette an der Nordseite des Caspischen Meers anfängt, und sich bis zum Eismeer hinaufzieht.

"Wenn man einen weiten Weg durch dieß stei„nigte Land gemacht hat [7]), kommt man zu einem „Volk, den Argippäern, das an dem Fuße ho„her Gebirge wohnt. Sie sind von Jugend auf „kahl, sowohl Männer als Weiber; haben einge„drückte Nasen, und große Kinnbacken. Ihre „Kleidung ist Scythisch; ihre Sprache aber ist ei„genthümlich." — Was dieß für ein Volk sey, kann nach den physiologischen Angaben des Schriftstellers wohl gar keinen Zweifel leiden. Wer erkennt in ihnen nicht sogleich die Calmücken, den einen Hauptzweig des Mogolischen Völkerstamms, sobald man auch nur Ein mal ihre Abbildung gesehen hat? — "Sie leben", sagt uns Herodot, "theils von der „Frucht eines Baums, Ponticum, von der Grö„ße

Auf den ältern Charten findet sich aber noch ein anderer kleiner Fluß Irgis, diesseit des Urals, der sich gleich oberhalb Saratof in die Wolga ergießt. Hat es damit seine Richtigkeit, so könnte man annehmen, daß jenes Volk von diesem Flusse seinen Nahmen ableitete.

7) Herod. l. c.

„se eines Feigenbaums. Er trägt eine Frucht einer „Bohne ähnlich, die Schoten hat. Wenn diese „reif ist, so schütten sie sie in Säcke. Es läuft „aber ein schwarzer und dicker Saft heraus, den „man Aschy nennt. Diesen lecken sie, oder trinken „ihn auch mit Milch gemischt. Aus der Masse aber „backen sie Kuchen, die sie essen. Schaafe haben „sie wenig, weil die Weiden nicht sonderlich sind." Es ist die Vogelkirsche (Prunus Padus L.). Die Calmycken kochen die schwarzen Beeren in Milch; lassen sie durch ein Sieb; und kochen das Durchgelassene zu einer festen Masse, die sie Moisun Chat nennen. Ein kleines Stück davon in Wasser aufgelöset giebt eine nahrhafte Suppe [8]). Ihre Gezelte waren damals so wie jetzt von weißem Filz. Sie hatten aber noch die künstlichen Gestelle nicht, die sie gegenwärtig haben; sondern sie breiteten sie im Winter über einen Baum; im Sommer aber lebten sie ohne dieselben, unter freyem Himmel. Die Horde, welche Herodot kannte, scheint nicht zu den reichsten gehört zu haben; aber man sieht dennoch, daß dieß Volk schon damals in eben den Ländern, wo es jetzt noch seine Wohnsitze hat, mit seinen Heerden herumzog.

"Bis

8) Nemnich Polyglotten-Lexicon der Naturgeschichte unter Prunus Padus L. Nach der Reise von Wassili Michailow (Riga 1804.) S. 125. wird auch ein berauschendes Getränk daraus verfertigt.

"Bis soweit", fährt der Geschichtschreiber fort [9]), "kennt man die Länder und Völker, „weil die Caravanen der Scythen und der Griechen „aus den Pontischen Handelsstädten bis dahin zie„hen. Was aber (nördlich) oberhalb dieser Argip„päer ist, das weiß kein Mensch mit Gewißheit zu „sagen. Denn eine Kette hoher unersteiglicher Ge„birge trennt jene Länder, über welche Niemand „kommt. Die Argippäer aber behaupten, was mir „freylich nicht glaublich ist, es wohnten da Ziegen„füßige Männer; und wenn man über diese hin„auskäme, andere Menschen, die sechs Monate „im Jahre schliefen. Das glaube ich aber frey„lich keinesweges."

Die Kette jener unersteiglichen Gebirge ist offenbar keine andere, als die Kette des Altai, die das südliche Sibirien begrenzt, und hier zum erstenmal, aber so wie der Ural noch ohne bestimmten Nahmen in der Geschichte erscheint. Die fabelhafte Sage von den Menschen mit Ziegenfüßen gehört in die Classe der Legenden, welche man von den Bewohnern ferner Länder, und namentlich auch von Sibirien, zu hören pflegt; in der Erzählung aber von den sechs Monathe schla-

9) Herod. IV. 24. 25.

schlafenden Menschen, die noch über jene hinaus, im äußersten Norden wohnen, erkennt jeder auch ohne mein Erinnern den Schimmer historischer Wahrheit. Die ununterbrochene Nacht, die, nach Maaßgabe der Breitengrade, mehrere oder wenigere Monathe, nicht durch das Licht der Sonne, sondern nur durch Mond- und Nordschein aufgehellt, jene Nordländer bedeckt, ist gegenwärtig keine Fabel mehr; das vorsichtige Mißtrauen des Schriftstellers konnte wohl auf keine, für ihn rühmlichere, Weise beschämt werden.

"Das Land, das den Argippäern gegen „Osten liegt", fährt er fort [1]), "ist, wie man „weiß, von den Issedonen bewohnt. Sie haben „die Sitte, daß, wenn jemand sein Vater stirbt, „alle Angehörige Schaafe herbeyzuführen und zu „schlachten pflegen. Das Fleisch von diesen mischen sie mit dem zerhackten Fleische des Verstorbenen, und genießen es. Den Schädel aber „reinigen und vergolden sie, und brauchen ihn „nachher als Götzenbild, dem sie jährlich Opfer „bringen. Im übrigen aber sollen sie gesittete „Menschen seyn, und die Weiber herrschen bey „ihnen so wie die Männer."

Wenn

1) Herod. IV. 25.

Wenn gleich der Schriftsteller uns über die Wohnsitze dieses Volkes keine bestimmte Nachricht geben kann, (und wie läßt sich das bey einem Nomadischen Volk erwarten?) so kann doch darüber im Ganzen kein Zweifel seyn. Sie wohnten in dem innern der großen Tartarey, den jetzigen Sitzen der Mongolen und Sungaren bis nach dem alten Serica hin, dessen Einwohner nur ein Zweig von ihnen gewesen zu seyn scheinen [2]). Der Nahme dieses Volks war schon lange vor Herodot durch ein Episches Gedicht, das einem Aristaeas aus Proconnesus beygelegt ward, zu den Griechen gekommen [3]).

"Nördlich von diesen [4]) sollen, wie sie selber sagen, einäugige Menschen, welche auf Scythisch Arimaspen heißen, und die goldhütenden „Greifen

2) Bey Ptolemäus werden die Issedonen nach Serica gesetzt.

3) Dieß Gedicht hieß Ἀριμάσπεα, und enthielt die ältesten Sagen von dem Osten und Norden der Erde. Der Dichter wollte selber zu den Issedonen gekommen seyn, und es giengen von ihm eine Menge Fabeln herum. Herod. IV. 13—15. Er lebte ohngefähr 200 Jahre vor Herodot; und man siehet aus dem, was uns unser Schriftsteller von seinem Gedicht erzählt, wie alt schon der Verkehr zwischen den griechischen Colonien am Pontus Euxinus und dem östlichsten Asien gewesen seyn muß.

4) Herod. IV. 27.

„Greifen wohnen. Die Scythen haben dieß von „den Issedonen gehört, wir andern aber wiederum „von den Scythen."

Den eigentlichen Sitz der Fabel von den goldhütenden Greifen haben wir bereits oben kennen gelernt; es ist dorten gezeigt, daß sie weiter südlich in den Grenzgebirgen der kleinen Bucharey zu Hause war [5]). Allein so wie die Goldgebirge des östlichen Asiens sich nach Norden nicht weniger als nach Süden hinziehen, so hat sich auch diese Fabel bis dahin verbreitet. Wenn man aber die von Herodot ausdrücklich beygefügte Bestimmung hinzunimmt, daß diese Arimaspen und Greifen in dem Norden der Issedonen das Gold hüteten, so findet dadurch die bereits in der Einleitung geäußerte Vermuthung [6]), daß die Goldgruben des südlichen Sibiriens schon im hohen Alterthum nicht unbekannt gewesen seyn ihre Bestätigung.

Aus dem Norden sey es mir jetzt erlaubt, dem Vater der Geschichte in die Ostländer des Caspischen Meers und des Aralsees zu folgen. Wenn dorten seine Kenntnisse schon ausgebreitet erschie-

5) S. oben B. I. S. 301.
6) S. oben B. I. S. 112.

erschienen, so scheint er hier gleichsam zu Hause zu seyn. Kein einziger der spätern Schriftsteller hat eine so genaue Nachricht der einzelnen Nomadenstämme, die hier herumzogen, aufgezeichnet als Er; selbst die neuere Geographie kann sich dessen nicht rühmen. Die mehrsten jener Völkerschaften hatten ihre Sitze in der großen Bucharey; es ist zwar auch schon deshalb, weil sie Nomaden waren, nicht möglich, sie immer bestimmt anzugeben; aber im Ganzen wird man doch in ihnen nicht irren können, weil wir sie theils aus dem Tributverzeichnisse unter Darius kennen; theils aber sie auch, mit der Beschreibung ihrer Rüstungen und Kleidungen, in dem Heere des Xerxes vorkommen.

Die weiten Ebnen der großen Bucharey, an der Ostseite des Caspischen Meers, waren von jeher mit zahlreichen Nomadischen Völkerschaften angefüllt. Weil die Hauptplätze dieses Landes die gewöhnlichen Niederlagen der Erzeugnisse des südlichen Asiens waren, so lockte das Bedürfniß derselben stets eine Menge dieser Stämme herbey; indem andre eben dadurch zu Räubereyen angereizt wurden. Aber die Anzahl derselben scheint doch nie größer als im Persischen Zeitalter gewesen zu seyn; wo sie zugleich gewöhnlich auf die

oben beschriebene Weise im Persischen Solde standen [7]).

Zunächst an dem Caspischen Meer, wie es scheint zwischen demselben und dem Aralsee, zogen die Stämme der Caspier, Paesicer, Dariter und Pantimater herum. Die Caspier [8]) erschienen im Xerxes Heere in Pelze gekleidet, mit Bogen von Rohr, und Säbeln bewaffnet. Die übrigen kommen bey jenem Zuge nicht vor; aber sie sind unter den tributairen Völkern, in dem Verzeichnisse unter Darius; und werden dort den Sakern beygesellt. — Der Nahme dieser letzten hat sich erhalten; sie erscheinen in spätern Zeiten aber an der West- und Nordseite des Caspischen Meers. — Südlich von diesen, in den großen Ebnen von Chivan, waren die Sitze der Chorasmier

7) Man vergleiche für das Folgende die Preis-Abhandlung des H. Frömmichen (herausgegeben von Billerbeck) Asiae Herodoteae difficiliora, mit den Verbesserungen von Gatterer; in den Preisschriften unserer Academie von 1794. Wenn bey Rennel und Andern über die Wohnsitze einzelner Stämme sich einige Verschiedenheit findet, so darf man sich darüber nicht wundern. Genauere Untersuchungen darüber, würden hier nicht an ihrer Stelle seyn, wo nur die Resultate einen Platz finden können, die aus der Vergleichung der Nachrichten Herodots mit die wahrscheinlichsten sind.

8) Herod. VII. 86. III. 92.

rasmier und Thamanäer. Der Nahme der ersten geht durch alle Jahrhunderte fort. Sie waren, nach Herodots Versicherung, Anwohner des Aces, d. i. des Oxus [9]); und tragen in Xerxes Heere Medische Bogen und Bactrische Kleidung. Die Thamanäer wohnten an eben demselben Fluß; sie kommen aber nur in dem Tributverzeichnisse vor [1]). Nachbarn von ihnen waren die Utier und Myceer [2]); die ersten, wahrscheinlich einerley mit den nachmaligen Uzen, den Stammvätern der Türken. Beyde waren pelztragende Völker; und so wie die Chorasmier trieben sie auch zugleich Ackerbau; ob sie gleich späterhin als bloße Nomaden in der Geschichte erscheinen.

Nördlich über diese, an dem Niederjaxartes, zogen die Paricanier und Orthocorybanten umher. Die Paricanier waren, so wie die vorhergehenden, in Pelze gekleidet [3]), und trugen Bogen aus ihrem eignen Lande. Herodot kennt aber zwey Völker dieses Nahmens, von denen

9) Man nimmt häufig an, daß der Aces der Ochus der Neuern sey; allein Gatterer's Meinung, der ihn für den Oxus hält, hat weit mehr Wahrscheinlichkeit für sich. Man sehe l. c. p. 17. Not.

1) Herod. III. 93.

2) Herod. III. 93. VII. 68.

3) Herod. VII. 68. III. 92.

denen das andere in dem Tributverzeichnisse den Asiatischen Aethiopiern zugesellt wird [4]); und also vielleicht um vieles südlicher wohnte; obgleich aus jener Angabe sich keine sichere Schlaßfolge ziehen läßt. Die Orthocorybanten sind nicht unter den Völkern, welche Xerxes begleiteten; sie kommen allein in dem Satrapien-Verzeichniß vor [5]).

Oestlich von diesen, in dem Innern der großen Bucharey, sind endlich die Stämme der Gandarier und Aparyten, und der Dadicer und Sattagyden zu suchen. Die Gandarier und Dadicer trugen Bactrische Rüstung [6]). Die beyden andern werden wiederum nur in dem Verzeichniß der tributären Völker, aber nicht in dem Heere des Xerxes, erwähnt [7]).

Diese einzelnen Nomadenhorden kannte Herodot. Die Nahmen der mehrsten verschwinden nachher völlig aus der Geschichte, und andre, wie die Caspier und Utier, kommen späterhin in andern Gegenden an der Westseite des Caspischen Meers wieder vor, und bestätigten die allgemeine Erfahrung des

4) Herod. III. 94.

5) Herod. III. 92.

6) Herod. VII. 66.

7) Herod. III. 91.

des Fortrückens der Stämme von Osten nach Westen. Wenn man indessen die beständigen Streifzüge der mächtigen Nomadenvölker aus der großen Tartarey in Erwägung zieht, so wird man auch wohl kaum zweifeln, daß die von Herodot beschriebenen Völkerschaften einzelne abgerissene Zweige jener Hauptstämme waren. Diese Nomadenvölker außerhalb den Grenzen des Persischen Reichs, d. i. jenseit des Jaxartes, wurden von den Persern selbst unter dem allgemeinen Nahmen der Sacer begriffen, der bey ihnen eben so unbestimmt als bey den Griechen der Nahme der Scythen, oder bey uns der Tartaren, war. "Die „Völker, welche die Griechen Scythen nennen", sagt Herodot, (indem er den Nahmen Scythen in der weitern Bedeutung nimmt,) "nennen die „Perser Sacer" [8]). Sie erscheinen fast bey allen Expeditionen als Miethvölker in den Persischen Heeren, denn ein großer Theil derselben war aus ihnen zusammengesetzt.

Aber der Vater der Geschichte ist nicht blos bey dieser allgemeinen Nachricht stehn geblieben; er hat das Hauptvolk, welches jenseit des Jaxartes herumzog, namentlich aufgeführt und beschrieben;

8) Herod. VII. 64.

ben; und seine Nachrichten über dasselbe sind eben so interessant als belehrend. Es ist dieß das Volk der Massageten, gegen welches Cyrus einen Zug unternahm, auf dem er umkam [9]. "Es soll ein „grosses und kriegerisches Volk seyn, und wohnt „im Osten und gegen Sonnenaufgang jenseit des „Flusses Araxes, gegen den Issedonen über; viele „behaupten auch, es sey ein Scythisches Volk. — „An der Ostseite des Caspischen Meers ist nemlich eine grosse unabsehbare Ebne; und einen „nicht geringen Theil davon haben die Massageten „inne. — Sie tragen eine Kleidung der Scythischen ähnlich, und ihre Lebensart ist dieselbe. „Sie sind sowohl Reuter als Fußgänger, denn sie „sind an beydes gewöhnt. Auch sind sie zugleich „Bogenschützen und Lanzenträger, und pflegen „Streitäxte zu führen. Sie bedienen sich durchgehends des Erzes und Goldes. Ihre Lanzen „und Kolben sind von Erz; ihr Helm und Gürtel aber ist mit Gold geschmückt. Auf dieselbe „Weise sind auch ihre Pferde mit ehernen Brustharnischen versehen; das Gebiß aber und der „Schmuck ist von Gold. Eisen und Silber aber „kennen sie nicht; denn es findet sich gar nicht in „ihrem Lande; Gold aber und Erz in unermeßlicher Menge."

Diese

9) Herod. I. 201. 204. 215. 216.

Diese geographischen Bestimmungen des Schriftstellers sind so genau, daß man wohl nicht darin irren kann. Der Araxes, dessen er erwähnt, kann hier kein anderer als der Jaxartes seyn; denn er ist ein großer Fluß an der Ostseite des Caspischen Meers; es wäre also allein der Oxus, der ihm den Rang streitig machen könnte. Aber theils ist es bereits oben gezeigt, daß dieser Strom bey Herodot unter dem Nahmen des Aces vorkommt; theils lehren dieß die übrigen Angaben des Schriftstellers. Denn da dieß Volk seine Sitze weit gegen Osten, gegen den Issedonen über hat, so darf man dieselben nicht mehr in der großen Bucharey, sondern erst weiter nördlich oder nordöstlich suchen. Außerdem werden sie nie, weder als tributaires Volk, noch als Persische Söldner, wie alle übrigen Völker des eben erwähnten Landes, aufgeführt; und das Gold und Erz, wovon Herodot spricht, ist eben so wenig in der großen Bucharey, wohl aber in den Gebürgen des Altai vorhanden. Die unermeßliche Ebne aber, welche der Schriftsteller erwähnt, die sich an der Ostseite des Caspischen Meers findet, deutet auf die weiten Steppenländer, die bereits in der großen Bucharey ihren Anfang nehmen, und sich alsdann in der großen Tartarey unter der Benennung der Sungarey und Mongoley neben dem

Lande Eygur, bis zu der Kette des Altai hinauferstrecken.

Die Massageten erscheinen also nach diesen Bestimmungen völlig so wie es Herodot will, als Nachbaren der Issedonen, deren Stammverwandte sie vermuthlich waren; da beyde, so gut wie die Argippäer, zu dem Mogolischen Stamm gehörten. Bey diesen fernen Völkern aber endigt sich die Länderkunde des Vaters der Geschichte. Er kennt noch nicht den Nahmen der Serer, der in einem spätern Zeitalter im Occident berühmt wurde. Es ist aber schon gezeigt, daß sie wahrscheinlich nur ein Zweig der Issedonen waren. Gewissermaßen aber nehmen da, wo er den Faden fallen läßt, die ältesten Chinesischen Annalisten ihn wieder auf. Die Hiongnu, (wahrscheinlich die Stammväter der Hunnen,) von denen sie uns so vieles erzählen [1]), mußten östliche Nachbaren der Issedonen und Massageten seyn, wenn sie nicht vielmehr selber zu ihnen gehörten. Aber abgesondert von der westlichen Welt, liegen sie zu sehr von unserm jetzigen Gesichtskreise entfernt, als daß sie uns für die gegenwärtigen Untersuchungen beträchtliche Aufklärungen gewähren könnten.

1) Man vergleiche Desguignes Histoire des Huns L. II. p. 13 etc.

Zwey-

Zweyter Abschnitt.

Handel und Völkerverkehr des mittlern Asiens.

Wenn es eine unerwartete Erscheinung ist, über die fernen Länder und Völker Asiens, die so eben beschrieben sind, im Persischen Zeitalter ein fast helleres Licht verbreitet zu sehen, als selbst in unsern Tagen, so muß schon dieses den Gesichtskreis über die frühe Bekanntschaft und die Verbindung der Nationen um vieles erweitern. Eine neue Aussicht öffnet sich hier dem Geschichtforscher, und das große Gemälde des Völkerverkehrs wird gleichsam noch im fernen Hintergrunde durch eine neue Gruppe bereichert, die durch den Contrast, den sie mit den übrigen bildet, um vieles anziehender und belehrender wird.

Glücklicherweise brauchen wir hier aber nicht bey bloßen Vermuthungen stehn zu bleiben; die Geschichte hat uns bestimmte Angaben aufbewahrt, welche wenigstens hinreichen die Umrisse davon durch

[illegible], wenn auch die Ausführung [illegible] ist.

[illegible] Handelsstädte an den Küsten [illegible] Meers waren es eigentlich, die [illegible] unter jene Bewohner des Nordens [illegible], geleitet durch ihren küh[illegible] Verbindungen mit dem [illegible], und selbst vielleicht die [illegible] durch die weiten Asiatischen [illegible] lassen.

[illegible] oben bemerkt, daß diese Städte [illegible] Colonien von Milet waren. Olbia an der Mündung des Borysthenes, da wo das neuere [illegible] liegt, behauptete den ersten Rang unter ihnen. Auf dieses folgte Panticapäum, auf der Taurischen Halbinsel; das ihm gegenüberliegende Phanagoria, und Tanais, im innersten Winkel des Azowschen Meers; neben der Mündung des Phasis aber Dioscurias, und die großen Handelsstädte Sinope, Heraclea und Amisus, an der Nordküste von Vorderasien, oder der Südküste des Pontus Euxinus. Diese Städte, die größtentheils im siebten Jahrhundert vor Christo, also vor dem Anfange der Persischen Herrschaft gestiftet waren, hatten die Schifffahrt und den Handel des schwarzen Meers sich zugeeignet; und

und ihre betriebsame Thätigkeit verursachte einen immer größern und größern Zufluß der Producte der weitern und entferntern Länder, die es umgeben, weil man hier einen sichern und vortheilhaften Absatz der Waaren fand, bis man endlich dahin gelangte, selbst die Producte des fernsten Ostens und Nordens auf diesem Wege zu erhalten. Es sey mir erlaubt diesen ausgebreiteten Handel in seinen einzelnen Theilen zu verfolgen.

Alle diese Städte, besonders aber Dioscurias, Panticapäum und Phanagoria, waren Hauptsitze des Sclavenhandels in der alten Welt. Die Länder zunächst an dem schwarzen Meer, vorzüglich die Nord- und Ostländer, waren die Hauptmagazine dieser unnatürlichen Waare, so daß daher der Ausdruck Scythen auch als gleichbedeutend mit Sclaven gebraucht wird.

Die beständigen kleinen Kriege, welche die Caucasischen Völkerschaften unter einander führten, mußten stets eine Menge von Kriegsgefangenen veranlassen, die als Sclaven verkauft wurden; und unter den Scythischen Völkerschaften selbst, war, wie sonst bey allen Nomaden, Sclaverei durchgehends eingeführt [1]). Die großen Sclavenmärkte zu

1) Herod. IV. 2. 3.

zu Panticapäum und Dioscurias waren noch in Strabos Zeiten die Versammlungsplätze der Völker [2]).

Ein weit nützlicherer Handelszweig war der Kornhandel. Die oben aus Herodot gezogenen Berichte über die Scythen zeigen schon, daß ein großer Theil dieser Völker zum Ackerbau fortgegangen war, und daß nahmentlich der ganze Strich der Ukraine, an beyden Ufern des Dniepers, eine Menge Getreide erzeugte. Es zog sich dieß angebaute Land bis nach dem jetzigen Mohilow hinauf; und es ist ein merkwürdiger Beysatz des Geschichtschreibers, wenn er von den dort wohnenden Scythen sagt, daß sie den Ackerbau nicht für sich, sondern des Handels wegen trieben [3]). Die Ukraine war also im Persischen Zeitalter, so wie gegenwärtig, ein reiches Kornland; und die große Niederlage des Getreides war damals in der Stadt Olbia. Mit dieser stand vorzüglich Athen in Verbindung [4]); dessen unfruchtbares Gebiet bey weiten nicht so viel Korn erzeugte, als das Bedürfniß seiner Einwohner erforderte.

Weiter

2) Strab. p. 755. 761. Auf den großen Märkten zu Panticapäum sah man, wie er berichtet, über 70 Völkerschaften.

3) Herod. IV. 17.

4) Demosth. in Lept. p. 254. ed. Wolf.

Weiter als der Kornhandel führte die Griechen der Pelzhandel in das Innere des Landes. Es ist bereits oben bemerkt, daß der Pelzhandel zwar nicht den Umfang im Alterthum erreichen konnte, den er gegenwärtig hat [5]); aber doch immer ein großer und wichtiger Handelszweig war. Nach allen vorhandenen Nachrichten war das Clima in den Ländern zunächst um das schwarze Meer, und denen die mit ihnen in gleichen Breitengraden liegen, um vieles kälter, als gegenwärtig [6]); und der Gebrauch wärmerer Kleidungen deshalb um vieles nothwendiger. Es war daher bey den Thracischen sowohl als den Asiatischen Völkerschaften, die über dem 40° N. B. wohnten, wie man aus Herodots Verzeichniß sieht, der Gebrauch von Pelzwerk fast allgemein eingeführt. So tragen z. B. die Thracier eine Kopfbekleidung von Fuchspelz, und Pelzstiefeln [7]); so sind die Scythischen Völkerschaften, und die diesen nördlich wohnten, die Melanchlaenen, gewöhnlich in Pelze gekleidet. Daß die griechischen Kaufleute am schwarzen Meer sich dieses Handels aber bemächtigt hatten, ist klar aus

5) S. oben B. I. S. 137.

6) Man vergleiche die Berichte des Herodots IV, 28. wenn man auch die Klagen Ovids für übertrieben halten will.

7) Herod. VII. 75.

aus Herodot. Der Hauptplatz desselben war in dem Lande der Budnier, wo jene Griechen sich völlig niedergelassen, und eine hölzerne Stadt, oder Slobode, wie gegenwärtig alle Russische Städte in Sibirien ohne Ausnahme sind, angelegt hatten [8]. Das Land der Budiner, und ihrer Nachbaren der Thyssageten und Jyrcen, war nemlich voll von dichten Waldungen; und sie selber keine Hirten, sondern Jägervölker. Die vielen Seen, die theils in ihrem Lande, theils weiter nordwärts sich fanden, begünstigten das Fortkommen der Thiere, besonders der Bieber. Diese Grenzländer Sibiriens waren also die Jagdländer der griechischen Pelzhändler; und ein ausdrücklicher Beysatz des Geschichtschreibers, (wofern derselbe ächt ist,) bestimmt sogar die Hauptarten der Rauchwerke, die der Ertrag dieser Jagd waren. "In dem Lande der Budiner", sagt er [9], „findet sich ein großer See; und viel Schilf umher. In diesem werden die Fischottern gefangen, und die Biber, und andere Thiere mit einem viereckten Kopfe, deren Häute um die Pelz„röcke

8) Herod. IV. 108. die Stadt war von beträchtlicher Größe, jede Seite 30 Stadien lang. Sie hatte auch griechische Tempel; alles jedoch von Holz.

9) Herod. IV. 109. Ich gestehe es gern, daß sowohl die Verbindung in der die Worte stehn, als auch der Ausdruck, den Verdacht eines Einschiebsels erregen. Es ist doch aber immer ein altes Einschiebsel.

„röcke genähet werden." — So lange der Pelzhandel mehr Sache des Bedürfnisses als des Luxus war, konnte man noch keinen so großen Werth auf die feinen Pelzwerke legen, die gegenwärtig in einem so hohen Preise stehen.

Allein der unternehmende Geist der Pontischen Griechen begnügte sich mit diesem nördlichen Handel nicht. Sie drangen nach Osten vor, und bahnten sich den Weg bis zu den Hauptvölkern der großen Tartarey. Auch darüber verdanken wir die Nachrichten Herodot.

"Bis zu den Argippäern", sagt er [1]), "(oder „den Calmücken,) ist das Land sehr wohl bekannt; „so wie auch bey den vorher erwähnten Völkern. „Denn theils kommen Scythen zu ihnen, von denen „es nicht schwer ist Nachrichten einzuziehn: theils „auch die Griechen aus der Stadt Olbia, und „den andern griechischen Handelsstädten. Die Scy„then aber, die dahin ziehn, treiben ihre Geschäfte „durch sieben Dollmetscher, und in sieben verschie„denen Sprachen."

Dieser merkwürdige Bericht des Schriftstellers enthält offenbar die Beschreibung einer Caravanenstraße, die durch die Steppen von Kaptschak, über

1) Herod. IV. 24.

über das Uralgebirge, nördlich um das Caspische Meer bis nach der Kalmückey lief. Und bey aller Kürze des Schriftstellers werden sich dennoch folgende Bemerkungen aus seinen Nachrichten deutlich ergeben.

Erstlich: Pontische Griechen und Scythen nahmen gemeinschaftlichen Theil an diesem Handel: und dadurch ist, so bald man den Gang des Caravanenhandels kennt, auch die Einrichtung desselben deutlich. Als Nomaden, die mit ihren zahlreichen Heerden umherzogen, waren die Scythen die besten Waarenführer, weil sie die Lastthiere dazu besaßen; und sie bildeten eigentlich die Caravanen, welche in das östliche Asien zogen.

Ferner: Wenn gleich Herodot den Weg nicht genau bestimmt hat, den diese Handelsgesellschaften nahmen, so läßt er sich doch mit Wahrscheinlichkeit aus seinen Angaben festsetzen. Durch sieben andersredende Völkerschaften zogen die Scythischen und griechischen Handelsleute, und bedurften daher eben so vieler Dollmetscher sich verständlich zu machen. Diese Völkerschaften können keine andre seyn, als die der Schriftsteller selber beschrieben hat; die Sinder, die Sarmaten, die Budiner und Geloner, die Thyssageten, die

Jyr-

Iyrcen, und endlich die Argippäer [2]. Man braucht deshalb nicht anzunehmen, daß die Straße gerade mitten durch das Gebiet aller dieser Völker lief; die Caravanen berühren gewöhnlich nur die Grenzen, weil sie dorten den Plünderungen weniger ausgesetzt sind; und die Nomadischen Stämme, wenn sie ihre Bedürfnisse von ihnen einhandeln wollen, von selber herbey zu kommen pflegen. Wollte man aber auch das Gegentheil annehmen, so würde der Gewinn, der durch den Handel mit diesen Völkern gemacht wurde, den Umweg der dadurch verursacht werden konnte, hinreichend ersetzen.

Wenn man also Olbia mit Herodot als den Handelsplatz annimmt, in dessen Nähe sich die Caravanen bildeten, so gieng der Zug zuerst durch die waldige Region oder die Gegend Hylaea, längs den Küsten des Azovschen Meers, bis zu der Ufern des Tanais oder Dons. Man passirte diesen Fluß unweit seiner Mündung, und kam so

2) Will man statt der Sinder, (die Herodot blos gelegentlich erwähnt, deren Land aber doch die Straße berühren mußte,) lieber mit Gatterer l. c. p. 122. die vertriebenen Scythen setzen, (die aber doch wohl ihre Scythische Sprache behalten hatten;) oder will man auch beyde weglassen, und statt ihrer die Nachbaren der Calmücken oder Argippäer zählen, mit denen sie in Verkehr standen, so macht dieß in der Hauptsache, und auch in der Richtung der Wege, gar keinen wesentlichen Unterschied.

so in die große Steppe von Astrakan. Hier berührte man die Wohnsitze der Sinder; und zog alsdann in einer nördlichen Richtung durch das Land der Sarmaten, bis man zu den Wohnsitzen der Budiner und Gelonen, und der hölzernen Stadt der letztern, der Hauptniederlage des Pelzhandels, gelangte. Von hier nahm die Caravane eine nordöstliche Richtung; der Weg lief nun durch eine siebentägige Wüste, bis sie die Wohnsitze der Thyssageten und Jyrceen, an den Sibirischen Grenzen, berührte. Sodann überstieg sie die Kette des Urals, und langte in den Steppen der Kirgisen und Calmücken, dem Ziel ihrer Reise, an.

Aber was für Bedürfnisse konnten die Griechen und Scythen in diese öden Steppen führen? Es konnte weder der Pelzhandel, noch bloßer Vieh- oder Sclavenhandel seyn; denn Pelzwerk fand sich dort nicht; und Sclaven und Vieh brauchten sie nicht so weit zu suchen. Gleichwohl versichert der Schriftsteller ausdrücklich, es sey dieß das Ziel ihrer Reise gewesen; denn weiter wären sie nicht gekommen. Will man also nicht annehmen, daß sie diese weiten und kostbaren Züge umsonst unternommen hätten, so muß man nothwendig andern Vermuthungen hier Platz geben. Und wenn uns gleich Herodot darüber keine bestimmte

Aus-

Auskunft giebt, so fehlt es doch bey ihm nicht an Winken, die jene Vermuthungen beynahe bis zur Gewißheit erheben. Es ist nehmlich mehr als wahrscheinlich, daß die Wohnsitze jener Völker blos die Plätze waren, wo die Caravanen des Osten und des Westen zusammenstießen, und wo der Austausch ihrer Waaren geschah. Denn wenn gleich die Züge der Scythen hier ein Ende hatten, so war man doch mit den entfernten Völkern, den Issedonen und Massageten, sehr wohl bekannt. Und das, was uns der Schriftsteller von diesen Völkern sagt, setzt es für den, der den Gang des alten Handels kennt, wohl außer Zweifel, welcher Magnet eigentlich die Griechen in diese fernen Länder zog. Die einen wie die andern waren äusserst goldreiche Völker. Sie wohnten gerade an den Gränzen der reichen Gebirgländer Asiens; und standen mit ihnen in Verbindung. Von hier ferner bis nach Bactra und Maracanda, den ersten Stapelplätzen der Indischen Waaren, lief eine Völkerkette, wo Glied an Glied sich reihte. Mochte nun das Gold der einzige Gegenstand dieses Handels seyn, oder mochten die Erzeugnisse Indiens, wie in spätern Zeiten unbezweifelt geschah, zugleich hier eingetauscht werden, so öffnet in dem einen wie in dem andern Fall dem Forscher der Geschichte der Menschheit sich hier eine Aussicht, die seiner gan-

zen

zen Aufmerksamkeit werth ist. Und diese Verwunderung wird noch mehr erhöht, wenn man aus Herodot sieht, daß zu eben dieser Zeit bereits eine Schifffahrt auf dem Caspischen Meere eingerichtet war. Der Vater der Geschichte ist sehr weit von dem Irthum der spätern Zeiten entfernt, dieß Meer für einen Busen des nördlichen Oceans zu halten; er weiß nicht nur, daß es ein eingeschlossener Landsee ist, sondern er bestimmt sogar die Länge und Breite desselben nach Tagschifffahrten [3]). Woher kämen diese Angaben, wenn dieß Meer nicht wirklich beschifft worden wäre? In der Macedonischen Periode giengen die Indischen und Bactrischen Waaren den Oxus hinunter, und queer über dasselbe zu der Mündung des Araxes und Cyrus; von deren Ufern sie zu Lande nach dem Phasis, und dann auf diesem Strom zu den griechischen Seestädten am schwarzen Meere gebraucht wurden [4]); und wenn uns die Geschichte auch kein ausdrückliches Zeugniß darüber aufstellt, muß dennoch nicht die Vermuthung entstehen, daß dieser Handelsweg schon um ein beträchtliches älter gewesen sey?

Die Nachrichten endlich, die uns Herodot über den Character jener Hauptvölker von Mittelasien giebt

3) Herod. I. 203.
4) Man sehe darüber meine Abhandlung de Graecorum cum Indis commerciis in den Commentat. Soc. Goett. XI. p. 76.

giebt, bestärken diese Vermuthung. Er schildert uns das eine derselben, die Massageten, als ein Kriegervolk; die beyden andern aber, die Argippäer und Issedonen, als Völker die friedlichen Beschäftigungen obliegen, wodurch man fast auf die Vermuthung gerathen muß, daß eine Art von Casteneintheilung hier statt fand. "Die Argippäer", sagt er uns [5]), "werden von Niemand beeinträchtigt; denn man hält sie für ein heiliges Volk. „Sie haben keine kriegerischen Waffen, und schlichten die Streitigkeiten zwischen ihren Nachbaren. „Wenn aber jemand, der auf der Flucht ist, zu „ihnen flieht, so wird er von Niemand beleidigt." Ihr Land also war ein Asyl; und sie selber waren unter den Mogolen das, was bey andern Völkern die Priestercaste ist; so wie die Massageten die Kriegercaste gebildet zu haben scheinen. Dagegen führt Alles, was wir von den Issedonen hören, dahin, sie als ein handelndes Volk zu betrachten. Von ihnen kamen alle die Nachrichten, welche man über das östliche und nördlichste Asien einziehen konnte. Krieg war nicht ihre Beschäftigung; dagegen heißen sie ein gerechtes d. i. civilisirtes, und gegen Fremde nicht feindliches Volk [6]). Wenn außer-

5) Herod. IV. 23.

6) Herod. IV. 26. Man vergleiche die wichtige Abhandlung von

[redacted]

außerdem, wie oben bemerkt ist, die Serer selbst ein Zweig von ihnen sind, so wird es noch so viel deutlicher, daß Handel und Manufacturen ihre Hauptbeschäftigung waren.

So erklärt es sich also auch, wie die Grenzen ihrer Wohnsitze die Hauptplätze des Handels, und die Ziele der Caravanen werden konnten, die von dem Ufer des schwarzen Meers dahin zogen, um diejenigen Producte hier einzutauschen, welche ihnen die Issedonen aus dem östlichen Asien zuführten. Allein das Licht der Geschichte verliert sich hier in bloße Dämmerung. An die Stelle der Gewißheit treten Wahrscheinlichkeiten, und bald bloße Vermuthungen; und der Forscher des Alterthums wird eben darin eine Warnung finden, nicht weiter vordringen zu wollen!

von Gatterer de Hunnis, in den Commentat. Soc. Goett. Vol. XIX. p. 19.

Index.

[redacted]

Index.

thum des sich aufgehäuften Stoffs erschwert sie; und dennoch stößt man wieder bey diesem Reichthum auf die größten und bedeutendsten Lücken. Aber wie viel größer noch die innern Schwierigkeiten sind, die hier den Forscher erwarten, Schwierigkeiten, welche nur eine genaue Kenntniß des Orients, und des Geistes und der Denkart der Nation, besiegen kann; — dieß kann erst die weitere Folge deutlich machen.

Es ist wahr, Ein großer Vortheil bleibt dieser Untersuchung vor der über die meisten andern Völker des Alterthums voraus. Das Volk selber lebt noch. Indem es sich durch Gebräuche und Religion scharf absonderte von allen andern Völkern; indem es selbst gänzlich es verschmähte, Proselyten anzunehmen, rettete es dadurch seine Fortdauer als Nation. Auch die Fremden, die sich unter ihm niederließen, ja die es selbst beherrschten, blieben nicht minder scharf von ihm abgesondert, als in ihrem Vaterlande. Aber eben dieses erschwert den Umgang, erschwert die Belehrung, die man von ihnen schöpfen kann. Zwar versagen sie diese nicht unter allen Umständen hartnäckig dem Fremdling, der sich ihnen zu nähern versteht. Aber nur zu oft brachten diese ihre vorgefaßten Meinungen hinzu; oder es mangelten ihnen

Erster Abschnitt.

Critische Ansicht der Indischen Alterthumskunde.

Die Untersuchungen, welche die Forscher der Religion, so wie der Gelehrsamkeit des Orients anstellten, führten sie fast immer auf Indien zurück. Nie aber zog dieß ferne Land in dieser Rücksicht mehr die Augen der Europäer auf sich, als in unsern Tagen. Seitdem es den Britten unterworfen ward erregte neben seinen Waaren auch seine Wissenschaft und Litteratur die Aufmerksamkeit der Eroberer. Sie selber glaubten hier die Quellen entdeckt zu haben, aus welchen dem übrigen Asien nicht nur, sondern auch dem Abendlande, seine Religion und seine Weisheit zugeflossen sey. Sie haben gesucht auch Europa diese Quellen zugänglich zu machen, durch gelehrte Abhandlungen sowohl über die wichtigsten Gegenstände der Religion und der Cultur der Inder, als durch Uebersetzungen

ihrer Werke [1]). Seitdem lebten diese Forschungen auch in Deutschland auf; die Früchte, welche sie hier getragen haben, sind keinem Kenner der neuen Litteratur unbekannt.

Wäre es möglich, den ganzen Einfluß, den das gebildeteste Volk des Orients auf die übrige Welt gehabt hat, klar, und in seinem ganzen Umfange darzulegen, — wer mag zweifeln, daß dadurch eine der größten Lücken in der Geschichte der Bildung unsers Geschlechts ausgefüllt werden würde?

1) Niemand wird Sir William Jones, erstem Präsidenten der im Januar 1784 neu gestifteten Asiatischen Gesellschaft zu Calcutta, den Ruhm streitig machen, dieses Studium nicht blos geweckt, sondern auch auf die Stuffe gehoben zu haben, auf welcher es der Beachtung des cultivirten Europas würdig geachtet ward. Wer freylich hätte auch eine so vielseitige Bildung, eine solche Kenntniß der Sprachen, einen so weiten historischen Blick, einen so reichen poetischen Geist, wer überhaupt solchen Sinn für den Orient mit dazu gebracht? Wie gern verzeiht man es ihm, wenn sein schöner Enthusiasmus zuweilen der besonnenen Critik zuvoreilte? Dafür weckte er ihn zugleich bey andern; und so konnte, — und das war die Hauptsache, — das Indische Alterthum in Indien selber erforscht werden. — Ich bemerke für die Folge, daß von den Schriften jener Gesellschaft, den Asiatic Researches, wovon 10 Bände heraus sind, mir die 8 ersten (B. 1—4. in der Quart-, B. 5—8. in der Octav-Ausgabe) zur Hand waren. Die Abhandlungen von Jones selber stehen auch in seinen Works Vol. I—VI. 4.

würde? Aber dieß Volk, stets nur mit sich selber beschäftigt, und um andre sich nicht weiter bekümmernd als es mußte, wenn sie als Eroberer eindrangen, hat uns selber, wie es scheint, keine Nachrichten darüber aufbewahrt; und die Folgerungen, welche sich aus der Vergleichung seiner Kenntnisse und Einrichtungen mit den Kenntnissen und Einrichtungen anderer Völker ziehen lassen, können wohl einen gewissen Grad der Wahrscheinlichkeit, schwerlich der Gewißheit, erhalten. Wenn sie aber auch nur dieses sollen, so ist dazu die Beantwortung der Fragen nöthig: Was wissen wir eigentlich von der alten Weisheit dieses Volks? Von seiner Religion, seiner Poesie, seiner Kunst, von seinen politischen Einrichtungen, von seinem Verkehr und seinem Einfluß auf andre Nationen? Aus welchen Quellen sind uns jene Kenntnisse geflossen? In wie fern sind dieselben rein oder getrübt? Erst alsdann werden wir es uns selber sagen können, ob wir, und wie weit wir im Stande sind, ein Gemählde desselben in jenem Zeitalter zu entwerfen, wo es noch, sich selber überlassen, und nicht unter das Joch fremder Eroberer gebeugt, frey und ungehindert sich entfalten konnte.

Allein jene Untersuchung gehört aus mehreren Ursachen zu den schwierigsten. Schon der Reich-

diens mit Aegypten; über die Verbreitung der Indischen Cultur nach dem Occident, u. s. w. (wenn gleich gelegentlich auch von diesen Gegenständen die Rede wird seyn müssen;) so wenig als davon, geradezu die Behauptungen der Männer zu widerlegen, die darüber geschrieben haben. Unser Zweck würde erreicht seyn, wenn wir nur die festen Standpunkte fänden, aus denen ihre Forschungen sich ansehn und würdigen lassen.

Die allgemeine Meinung, sowohl des Alterthums als auch der neuern Zeit, kommt darin überein, daß sie die Inder entweder als das älteste aller gebildeten Völker, oder doch als eins der ältesten betrachtet. Allerdings ist bereits hier der critische Forscher zu der Frage berechtigt: worin hat denn diese Meinung von dem hohen Alterthum der Inder ihren Grund? Reicht die Versicherung der Inder selber schon zu ihrer Bejahung hin? Haben wir nicht Ursachen dagegen um so mehr mißtrauisch zu seyn, je mehr sie selber ihr Alterthum zu übertreiben scheinen? Je klarer es immer mehr zu werden scheint, daß nichts weniger als eine zuverlässige Chronologie bey ihnen zu suchen sey? Allein die bestimmtere Beantwortung der Frage kann sich erst aus dem weiteren Fortgang der Untersuchung ergeben. Hier scheint es nur

nöthig,

nöthig, den etwas schwankenden Begriff von hohem Alterthum vorläufig etwas genauer fest zu setzen. Man braucht, wenn man den Indern ein hohes Alterthum beylegt, sich deshalb nicht auf ihre chronologischen Aeren von Millionen von Jahren zu berufen; man braucht nicht einmal, wie mehrere der Brittischen Forscher, bis zu den Zeiten der Noachischen Fluth hinaufzusteigen, wo nach ihren Berechnungen das vierte Zeitalter der Inder, die verderbte Zeit, beginnen soll. Was über ein Jahrtausend über den Anfang unsrer Zeitrechnung hinaufgeht, begreifen wir unter dem Nahmen des hohen Alterthums. Höher steigt bey andern Völkern, die Juden ausgenommen, die historische Zeit nirgend hinauf. Was weiter zurückliegt, hüllt sich in das Gewand der Sage und der Hieroglyphensprache; und wenn gleich keine scharfe Grenzlinie sich hier ziehen läßt, so wird diese Bestimmung doch im Allgemeinen hinreichen. Ob die Bildung der Inder schon um Ein, vielleicht ein Paar Tausend Jahre weiter zurückgeht, ist freylich keineswegs eine ganz gleichgültige Sache. Aber es ist doch auch gewiß, daß da, wo die fortlaufende Geschichte und ihr innerer Zusammenhang aufhört, auch das Interesse der genauen chronologischen Angaben geringer wird; und darin stimmen gewiß alle denkenden Leser überein, daß es besser sey zu gestehen,

wir

wir wissen dieß oder jenes nicht, als Vermuthungen für Gewißheit zu geben; wenn es gleich dem Schriftsteller unbenommen bleiben muß, auch Wahrscheinlichkeiten, ja selbst Vermuthungen, als solche vorzulegen.

Unsre Kunde des Indischen Alterthums fließt theils aus den Nachrichten der Griechen, theils denen der Inder selber. Die erstern sind bereits in der Untersuchung über das Persische Indien größtentheils gewürdigt und erläutert; auch sind die Schriftsteller selber zu bekannt, als daß es einer Critik derselben bedürfte. Die gegenwärtige Untersuchung wird sich also allein auf die Indischen Quellen selber beschränken; diese sind aber wieder von doppelter Art; theils Denkmähler, theils Schriften; von beyden muß daher einzeln gehandelt werden.

Die Denkmähler der Indischen Baukunst sind für die Kunde dieser Nation nicht viel weniger wichtig, als die an den Ufern des Nils für die der Aegypter. Wer hätte nicht, — wäre ihm auch Alles Uebrige fremd geblieben, — doch wenigstens etwas von jenen Wunderanlagen auf den Inseln von Salsette und Elephante gehört? Auch bey Indien aber bestätigt sich die Bemerkung, daß, je genauer

genauer es erforscht wird, auch desto reicher der Stoff wird, den es in jenen Rücksichten dem Forscher darbietet. Aber wenn seine Denkmähler als Quellen der Alterthumskunde genutzt werden sollen, so entstehen auch hier die vorläufigen Fragen: Wie weit kennen wir sie? Wie weit sind sie schon zu jenem Zwecke genutzt worden; wie weit können sie dazu benutzt werden? Was läßt, so weit wir sie bisher kennen, besonders für das Alter der Nation, aus ihnen sich folgern? Ihre Beantwortung ist es, die uns zuerst beschäftigen muß.

Was wir von Indischen Denkmählern wissen, verdanken wir fast allein den Britten. Weder Portugiesen, noch Holländer, noch Franzosen haben sich darum bekümmert; wenn man etwa einige, gelegentlich in Reisebeschreibungen gegebene, Nachrichten abrechnen will. Allein bloße Nachrichten, selbst Beschreibungen, erläutern wenig, wenn nicht getreue Abbildungen hinzukommen. Die Britten haben uns mehrere Prachtwerke über Indien geliefert. Aber sie giengen dabey meist von andern Gesichtspunkten aus. Es war weit mehr die Indische Natur, überhaupt das jetzige Indien, welches sie durch ihre Darstellungen vergegenwärtigen wollten, als die Indische Vorwelt. In diesem Geist ist das große Werk von Hodges gearbei-

beitet [3]). Die beyden Bände von Kupfern enthalten nur zwey Blätter, die der Darstellung alt-Indischer Tempel, der Pagoden von Deogur und Tanjore, gewidmet sind. Bey einem Werke dieser Art ist daher Alles nur auf die Wirkung berechnet, viel weniger auf die Treue und Genauigkeit der Darstellung. Außerdem ist auch die ganze Manier von Hodges am wenigsten dazu geeignet, Denkmähler der Architectur darzustellen. Sie giebt nicht mehr als Umrisse und Ansichten.

Noch ehe in England, so viel ich weiß, irgend etwas Bedeutendes für die Darstellung Indischer Denkmähler geschah, erwarb sich ein Deutscher das Verdienst, die Bahn zu brechen, und die Felsenmonumente von Elephante darzustellen. Dieß war Niebuhr [4]); und für die Treue der Darstellungen giebt sein Nahme hinreichende Bürgschaft. Wir verdanken ihm einen Grundriß der Felsenpagode; die Zeichnung einer Säule daraus mit ihren Maaßen; und sieben Blätter mit Abbildungen der Reliefs, welche die Wände enthalten. Seine Zeichnung ist auch noch jetzt das Genaueste, was

3) Views of Hindostan Vol. I. II. Andre, wie Pennants views of Hindostan, die keine Abbildungen alter Denkmähler geben, übergehe ich mit Stillschweigen.

4) Niebuhr's Reise B. II. 1778. Kupfertaf. III—XI.

was wir über Elephante haben; indeß giebt sie von den vielen nur wenige Reliefs; mit ihnen aber doch eine Idee von Indischer Sculptur. Ein großes Feld bleibt also auch nach ihm hier noch für künftige Zeichner offen.

Doch war Niebuhr's Arbeit um so verdienstlicher, da sie zuerst die Brittische Thätigkeit aufgeregt zu haben scheint. Wenige Jahre nach seinem Werk erschienen in London: "die alten Denkmähler Indiens von Rob. Gough" [5]). Allein das Werk selbst giebt den deutlichsten Beweis, wie ärmlich damals die Kunde Indischer Alterthümer noch in England war. Es enthält nur Anzeigen von den Schriftstellern, welche von Elephante und Salsette gesprochen hatten; Niebuhr ist wörtlich übersetzt; und die beygefügten Kupfer sind Copien der seinigen. Nur Ein neues Blatt ist hinzugekommen, welches die Grundrisse auch der Felsenpagoden von Salsette und einigen andern, nebst einer Ansicht jener Insel, und ein Paar Inschriften daselbst enthält. Die Kenntniß der Indischen Denkmähler ist also durch dieß Werk wenig erweitert. Eine genauere

5) A comparative view of the Ancient Monuments of India (by R. Gough). London 1785.

wir wissen dieß oder jenes nicht, als Vermuthungen für Gewißheit zu geben; wenn es gleich dem Schriftsteller unbenommen bleiben muß, auch Wahrscheinlichkeiten, ja selbst Vermuthungen, als solche vorzulegen.

Unsre Kunde des Indischen Alterthums fließt theils aus den Nachrichten der Griechen, theils denen der Inder selber. Die erstern sind bereits in der Untersuchung über das Persische Indien größtentheils gewürdigt und erläutert; auch sind die Schriftsteller selber zu bekannt, als daß es einer Critik derselben bedürfte. Die gegenwärtige Untersuchung wird sich also allein auf die Indischen Quellen selber beschränken; diese sind aber wieder von doppelter Art; theils Denkmähler, theils Schriften; von beyden muß daher einzeln gehandelt werden.

Die Denkmähler der Indischen Baukunst sind für die Kunde dieser Nation nicht viel weniger wichtig, als die an den Ufern des Nils für die der Aegypter. Wer hätte nicht, — wäre ihm auch Alles Uebrige fremd geblieben, — doch wenigstens etwas von jenen Wunderanlagen auf den Inseln von Salsette und Elephante gehört? Auch bey Indien aber bestätigt sich die Bemerkung, daß, je genauer

numenten der Indischen Baukunst ausschließend gewidmet war. Man kann nicht sagen des Indischen Alterthums; denn auch die Gebäude der neuern Zeit, besonders der Mogolischen Periode, blieben von ihrem Plane keineswegs ausgeschlossen. Aber auch dieses Werk, so viel ich nach dem was ich davon gesehen urtheilen kann, scheint mehr für das Auge als für den Unterricht berechnet zu seyn. Die bunte Manier giebt schwerlich eine getreue Idee von Architektur, da sie unwillkührlich verschönert; und daß dieß auch zuweilen absichtlich geschehen sey, gesteht selbst ein neuerer Reisender [8]). Wie oft drängt sich nicht dem Beschauer der Zweifel auf, ob diese Bilder nicht zu schön seyn, um getreu zu seyn? Die Herausgeber waren außerdem nur Künstler, nicht Gelehrte. Die Denkmähler sind nicht nach Zeiten und Völkern geordnet: es fehlt der wissenschaftliche Commentar, der uns die vorläufigen Kenntnisse gäbe, wohin jedes zu setzen sey; mithin

DANIELL, engraved by himself and WILL. DANIELL, taken in the years 1790 and 1793. (54 Plates). Ich habe freylich nur 6 derselben im Original gesehen; die aber doch hinreichten die Manier zu beurtheilen. Andre 21, (überhaupt also die Hälfte,) kenne ich aus den Nachstich bey Hr. Langlès.

8) VALENTIA travels Vol. I. p. 357.

mithin bleibt es unmöglich eine Geschichte der Baukunst in Indien daraus zu entwerfen.

Das jetzt in Paris erscheinende Werk des Herrn Langlès *) giebt zwar nur Abbildungen schon bekannter Monumente nach den Originalen der Daniells und andrer; allerdings aber ist es sehr verdienstlich, da das in kostbaren und seltenen Sammlungen Zerstreute hier vereinigt ist, und das Studium erleichtert wird. Aber der Maaßstab bey der Darstellung scheint mir zu klein, um eine richtige Vorstellung zu geben. Das Große in der Architectur kann nur groß dargestellt werden. Zugleich giebt dieses Werk einen sprechenden Beweis, wie wir erst an der Schwelle der Indischen Monumentenkunde stehen. Denn selbst dieser gelehrte Orientalist hat es nicht gewagt, die Gebäude nach ihrem Alter, Erbauern, und Stil abzusondern; sondern folgt vielmehr der geographischen Ordnung, vom Süden nach dem Norden fortgehend.

Unter den neuern Reisenden hat sich vor andern Lord Valentia das Verdienst erworben, von einzelnen vorher noch gar nicht, oder nur unvollkommen

*) Monumens anciens et modernes de l'Inde en 150 planches par L. Langlès. Paris 1813. Bis jetzt in 6 [illegible].

men bekannten Denkmählern, getreue Abbildungen zu liefern [1]).

So fehlt also noch viel, daß die Denkmähler Indiens ihren Wood oder Stuart gefunden hätten! Alle Urtheile über Gebäude ohne treue Abbildungen und nach keinem zu kleinem Maaßstabe sind schwankend und gefährlich. Aber dennoch tappen wir nicht mehr ganz im Dunkeln. Die obigen Werke klären bereits Vieles auf; und führen zu Schlüssen, welche für die Indische Alterthumskunde wichtig sind.

Die Denkmähler der Indischen Baukunst zerfallen von selber in drey Classen; die erste: Felsentempel unter der Erde in ausgehauenen Felsen, oder Tempelgrotten; die zweyte: Felsentempel über der Erde, oder behauene und bearbeitete Felsen, die jedoch auch zugleich unterirdische Anlagen zu enthalten pflegen; die dritte endlich: Eigentliche Gebäude. Alle kommen darin überein, daß sie auf Religion Beziehung haben; und zwar sowohl auf die noch in Indien vorhandenen Secten des Vischnu, und des Shiwa oder Mahadeu; als auf die aus dem diesseitigen Indien längst verdrängte Secte des Bud-

1) Man sehe die zu seiner Reise gehörenden Kupfer.

[illegible] auch auf Ceylan, wie auf dem [illegible] lebt. Ich nann- [illegible] Folge, welche zugleich di[illegible] [illegible] Will man auch diese [illegible], so ist es doch eine sehr [illegible]. Denn schwerlich wird [illegible] wollen, daß ein Volk, welches be- [illegible] der Erde gewöhnt war, dann [illegible] angefangen habe, seinen Göttern Wohnungen [illegible]; so wie es aus eben dem [illegible] natürlich scheint, daß die [illegible] äußern Bearbeitung [illegible] aber auch seyn [illegible] unterschieden wer- [illegible] beschäftigen [illegible]

[illegible] der ersten Art finden sich [illegible] Theilen Indiens; und sind [illegible] noch keineswegs alle bekannt. [illegible] Ebenen von Bengalen und Panjab [illegible] anzulegen erlaubte, so ist da- [illegible] diesseitige Halbinsel von den fel- [illegible] angefüllt, die noch lange nicht [illegible] sind. Die Natur selber ladet [illegible] in unterirdische Grotten ein; [illegible] der senkrechte Stral der Sonne,

noch

noch die Ströme des herabstürzenden Regens in der nassen Jahrszeit, eindringen. Auch in vielen anderen Gegenden der Erde wählten sie sich die Menschen zu Wohnungen; und je mehr sie selber dem Kunstfleiße ein Uebungsfeld darbieten, um desto weniger ist es zu verwundern, wenn dieser, so bald es nur nicht an Geräthschaften fehlt, bey einem solchen Volke erwacht [2]). Wie der Sterbliche sich selber Wohnungen erbaut, so erbaut er sie auch seinen Göttern; die Ahndung des Ewigen war es, die Hütten zu Tempeln emporhob; Tempelgrotten mochten aber um so natürlicher entstehen, je mehr man die Unvergänglichkeit der Denkmähler zugleich beabsichtigte. Dieses Streben nach Unvergänglichkeit aber, wovon die Idee ja in den Denkmählern selber liegt, leuchtet bey allen Völkern desto klarer hervor; je tiefer wir in ihr Alterthum zurückgehn. Aber der Umfang, der in Indien diesen Anlagen gegeben ist; die Größe des Plans; die Sorgfalt der Ausführung; der Reichthum der Kunstwerke,

2) Schon die nackten Buschhottentotten machen Zeichnungen an den Wänden ihrer Hölen. Von da bis zu den Indischen Felsendenkmählern wie viele Mittelstufen! Und doch muß die Kunst auch diese betreten haben! Eine Geschichte der Kunst in den Grotten — wären nur hinreichende Materialien dazu vorhanden — müßte zu vielen neuen Ansichten führen!

werke, die ihre Seitenwände zieren; der, wenn gleich oft bizarre, doch wiederum so ausgebildete Geschmack; — diese Dinge sind es, welche die Bewunderunng jedes denkenden Beobachters erregen. Bald drängt sich bey ihrer Beschauung auch die Bemerkung auf, die man bey den Riesenwerken des hohen Alterthums so oft zu machen Gelegenheit hat, daß Werke der Art nicht in wenigen Jahren, nicht in einigen Decennien vollendet werden konnten; sondern daß eine lange Periode ruhiger und ungestörter Thätigkeit, daß vielleicht mehr als Ein Jahrhundert dazu gehörte, sie zu Stande zu bringen. Wir werden die bis jetzt bekannten der Reihe nach durchgehen.

Die Felsentempel auf der kleinen Insel Elephante, (sie trägt bey den Europäern diesen Nahmen von einem über Lebensgröße aus Stein gehauenen Elephanten;) unweit Bombay, sind am häufigsten besucht worden. Der Haupttempel sowohl als die Nebenanlagen sind ganz in den lebendigen Felsen gehauen, und also vollkommne Grotten. Der Tempel selbst hat ohne die Nebenkammern oder Capellen etwa 120 Fuß in der Länge, und eben so viel in der Breite. Vor dem Haupteingange nach der Nordseite, (also vor der Sonne gesichert;) ist eine durch Kunst gemachte

Espla-

Esplanade, von der man eine große Aussicht auf das Meer genießt. Zwey Seiteneingänge lassen es nie an frischer Luft ihm fehlen. Der über der Tempelgrotte liegende Berg wird durch Pfeiler gestützt; die der Baumeister von dem Felsen selber hat stehen lassen. Die Nebenkammern oder Capellen sind etwas weniger hoch; sonst auf dieselbe Weise bearbeitet. Die Wände, ohne Inschriften, sind dagegen mit Reliefs bedeckt; zum Theil so erhaben gearbeitet, daß die Figuren nur mit dem Rücken an dem Felsen hangen. Es kann also kein Zweifel seyn, daß sie so alt wie der Tempel selber sind. Aehnliche Bildhauerarbeiten kommen auch auf den Wänden der übrigen Felsentempel vor; dieselben Figuren kehren auf ihnen wieder: sie sind also im Ganzen aus dem Kreise derselben Mythologie entlehnt. Ist dieß die der jetzigen Inder? Gehören also diese Werke diesem Volke an; oder waren sie die Schöpfungen eines frühern, mit seiner Götterlehre untergegangenen, Volks? Wenn gleich ein genauer Commentar der Sculpturen von Elephante, (ohnehin ist bisher von vielen uns nur Weniges durch Abbildungen mitgetheilt;) nicht der Zweck des gegenwärtigen Werks seyn kann: so erfordern sie doch, um jene Fragen zu beantworten, eine schärfere Ansicht. Ich werde es daher versuchen, indem ich der Ordnung der Abbildungen bey

[illegible] folge, einige Aufklärungen darüber zu geben; wo ich aber ungewiß bin, lieber meine Unwissenheit bekennen, als leere Vermuthungen mittheilen.

Das erste der sieben Niebuhrschen Blätter [3]) ist am leichtesten zu erklären. Man erblickt hier gerade am Eingange ein colossalisches Brustbild, 1[illegible] Fuß hoch; mit drey Köpfen und vier Armen. Es stellt, wie schon Niebuhr richtig bemerkt, die Indische Dreyheit [4]), Brama, Vischnu und Schiva oder Mahadeu, ihre drey ersten Devas oder personificirten Gottheiten, dar. Der mittlere ist Brama, der zur Rechten Vischnu, der zur Linken mit der Schlange und dem Knebelbart Schiva. Noch hat sich diese Vorstellung bey den Indern ganz unverändert erhalten. Genau dieselbe Darstellung der einzelnen Figuren mit allen Attributen sieht man an einem bronzenen Idol im Museum Borgia; welches bereits von dem Pater Paulino abgebildet und erklärt ist [5]). Ungewiß dagegen sind die beyden großen männlichen Gestalten, welche jenem

3) Kupfer zu Niebuhr's Reisen B. II. Pl. V.

4) Bey den Indern Trimurti. Die Erklärung des Nahmens aus dem Sanscrit giebt PAULINO Syst. Brahman. p. 109.

[5)] Syst. Brahmanicum p. 105 sqq. Tab. XV, a.

nem zur Seite stehen. Sie scheinen Diener, Tschubdars, zu seyn, welche den Gottheiten, so wie den Großen, zu Begleitern gegeben werden. Der zur Rechten, der auf einen Zwerg sich stützt, trägt über die linke Schulter die Schnur, welche die Braminen bezeichnet; die aber auf den Reliefs eben so oft auch Gottheiten gegeben wird. Auf jeden Fall muß man sie sich als höhere Diener, als dienende Götter, denken; wie schon ihre hohe Gestalt, die Braminenschnur, und der Umstand zeigt, daß sie wieder auf Niedere sich stützen.

Die Vorstellung auf dem folgenden Blatt (Tab. VI.) ist sehr merkwürdig. Sie stellt Schiva oder Mahadeva [6]) als Zwitter, halb als Mann, halb als Weib dar, mit Einer Brust; weßhalb man sonst wohl eine Amazone darin zu erkennen glaubte. Er ist kenntlich durch seine Insignien; in der einen seiner vier Hände hält er die Schlange; in der andern die Pauke; in der dritten die Geissel; mit der vierten stützt er sich auf den Stier Nundi; sein gewöhnliches Reitthier [7]). Daß solche Vorstellungen als Zwitter, bey denen ohne Zweifel ein tieferer mystischer Sinn zum Grunde liegt, von Schiva

6) Mahadeva, der große Deva, ist nur einer der vielen Beynahmen des Schiva.

7) Man sehe Paulino Syst. Brahm. p. 88 89.

Schiva, auch wohl von den beyden andern großen Deva's, gewöhnlich sind, hat bereits Paulino gezeigt [8]). Ihm zur Linken stehen ein paar weibliche Gestalten; die eine mit einem Fliegenwedel, die andre mit einem ungewissen Geräth; beyde also offenbar Dienerinnen. Zur rechten Seite steht wiederum Schiva selbst als Mann, mit seinem gewöhnlichen Attribut, dem Dreyzack; dem Symbol der Herrschaft über die Ober-, Mittel- und Unterwelt. Hinter oder über ihm ist der vierköpfige Brama angedeutet; (nur drey Köpfe konnten hier sichtbar seyn;) die vier Schwäne, (das Thier, das ihn durch die Himmel trägt,) lassen daran keinen Zweifel. An der andern Seite, dem Brama gegenüber, ist Ganescha, der Gott der Wissenschaft (den Griffel in der Hand;) der auf dem von ihm besiegten Riesen Kaymughasura sitzt. Sein Attribut ist außer dem Griffel der, an der andern Seite der Hauptfigur, abgebildete Elephantenkopf; den er sonst selber zu tragen pflegt. Auf einer andern Wand ist selbst der Mythus seiner Entstehung dargestellt, den Niebuhr erzählt hat, ohne jedoch die Abzeichnung davon zu geben [9]); woraus zugleich erhellt daß er, und weßhalb er, in das Gefolge des Schiva gehört.

8) Paulin. Syst. Brahm. p. 86. Er heißt deshalb auch Arthanari, das Mannweib.

9) Niebuhr's Reisen B. II. S. 39.

hört. Die oben schwebenden Figuren in einer anbetenden Stellung sind ein Chor der Devas und Devanis, (männlicher und weiblicher Genien;) welche den Hofstaat des Schiva in seiner Residenz Keilas-Parbut bilden.

Auf dem nächsten Blatte (Tab. VII.) erscheint als Hauptfigur wiederum Schiva, kenntlich durch das Attribut der Schlange, in der einen seiner vier Hände. Er ist geziert mit der Braminenschnur; und stützt sich auf einen Zwerg, der den Fliegenwedel trägt. Ihm zur Seite steht seine Gattin Parvadi oder Parbutti, gleichfalls auf eine Zwergin gestützt. Die Gestalten und Attribute des vierköpfigen Brama und des Ganescha sind dieselben; so wie auch hier wieder das Chor der Devas und Devanis erscheint.

Die sitzende männliche Hauptfigur auf dem untern Theile von Tab. VIII. ist schwer zu bestimmen; da mit den drey abgebrochenen Armen auch die Attribute verschwunden sind. Sollte er, wie die Aehnlichkeit des Kopfputzes, die vier Arme, und die Braminenschnur es wahrscheinlich machen, wiederum Schiva seyn; so wäre die neben ihm sitzende weibliche Figur wiederum seine Gattin. Die beyden Tschubdars ihnen zur Seite, beyde

[illegible] Gemahl un

[illegible] mäßig [illegible]

[illegible] Form [illegible]

[illegible] Erklär

[illegible] dadurch sehr me

[illegible] Namen des Vischnu a

[illegible] zugeeignet wäre.

[illegible] Tafel auf dem obe

[illegible] Figur, ist oh

[illegible] die ausgebreite

[illegible] eine Lotusblume ha

[illegible] Sitz auf einer Lotusblum

[illegible] indischen Gottheiten eingeräum

[illegible] schwerlich ein sicheres Kennzeiche

[illegible]

[illegible] auf der folgenden Tab. IX

bute mit dreyen der Hände verloren gegangen sind, Schiva nicht verkennen. Alles deutet dahin, daß eine Scene aus seiner Geschichte hier dargestellt ist, die nicht schwer zu errathen scheint. Es ist Schiva wie er endlich seine Gemahlin Parbutti, von Camadeu, dem Gott der Liebe, ihm zugeführt, in seinem Paradiese, Keylas-Parbut empfängt. Lange Hindernisse hatten dieser, für das Wohl der Welt so wichtigen, Verbindung entgegen gestanden, die doch endlich besiegt wurden. Hier scheint dieser Vorgang noch in der Einfachheit dargestellt zu seyn, wie die älteste Indische Mythologie ihn erzählt haben mag. Andre Gottheiten, unter ihnen der vierköpfige Brama, sind zugegen; ein Diener bringt eine verdeckte Schüssel, wahrscheinlich eine Andeutung des festlichen Mahls; eine zahlreiche Schaar von Devas und Devanis feyern den festlichen Tag. Wer ein Beyspiel sehen will, wie sehr dieser anfangs einfache Indische Mythus durch die Behandlung der Dichter ausgesponnen sey, vergleiche die Erzählung wie sie einem neuern Alterthumsforscher von seinem Indischen Lehrer mitgetheilt ward [2].

Das Schreckbild auf Tab. X. kann keinem Zweifel unterworfen seyn. Es ist Schiva, der Rächer

2) Polier Mythologie des Indous T. I. p. 204 cet.

Rächer und Vernichter; ausgerüstet mit allen Attributen des Schreckens: dem Schwerdt, dem zum Tode bestimmten Kinde, der Schlange und der Pauke. Statt der Braminenschnur trägt er hier die Kette aus Schädeln. Eine ähnliche Abbildung desselben mit noch mehreren Attributen giebt ein Gemählde im Borgianischen Museum, das Paulino bekannt gemacht hat [3]).

Es konnte bey diesen Erklärungen nur der Zweck seyn, die jedesmalige Hauptidee der Vorstellung zu geben; keineswegs aber vollständige Commentare darüber zu liefern; weshalb ich auch die letzte Tafel bey Niebuhr, wovon ich nur im Allgemeinen sagen kann, daß sie gleichfalls ein Paar Scenen, die auf Schiva sich beziehen, darzustellen scheint, lieber mit Stillschweigen übergehe. Mehr aber bedurfte es auch nicht, um daraus einige Folgerungen, mit hinreichender Zuverlässigkeit, zu ziehen, welche mir für die Kunde der Indischen Denkmähler nicht unwichtig zu seyn scheinen.

Zuerst also: Die Darstellungen auf Elephante sind aus dem Kreis der jetzigen Indischen Mythologie entlehnt, und lassen sich daraus in der Hauptsache erklären, wenn gleich damit nicht gesagt

3) Paulino Syst. Brahman. p. 88. 89. Tab. X.

gesagt ist, daß alle Bildwerke derselben sich daraus im Einzelnen deuten lassen. Bey dem großen innern Reichthum dieser Mythologie, und unserer noch sehr beschränkten Kenntniß derselben, läßt sich dieß nicht einmal erwarten, und wenn manche einzelne der hier dargestellten Gegenstände selbst in der jetzigen Kunde der Braminen verlöscht seyn sollten, so würde dieses nur ein Beweis mehr für das hohe Alter dieser Denkmähler seyn. Ausgemacht aber bleibt es, bey dem Volke das diese Grotten aushölte, und diese Sculpturen verfertigte, herrschte bereits derselbe Cultus, und derselbe, wenn gleich vielleicht noch engere, Kreis von Mythen, wie gegenwärtig.

Zweytens: Nicht aber blos das ist klar, daß diese Darstellungen aus dem Kreise der Indischen Mythologie genommen sind; sondern auch die einzelne Gottheit ist nicht zu verkennen, der dieses Denkmahl gewidmet war. Es war ein Tempel des Schiva. Alle uns bekannten bildlichen Vorstellungen auf den Mauern deßelben stellen diesen Gott entweder selber dar, oder haben doch Beziehung auf ihn. Die herrschende Idee ist, ihn darzustellen wie er in seiner Residenz dem Kailas-Parbut thront, umgeben von seinem Hofstaat der Dewas und Dewanies. Könnte aber daran noch

irgend ein Zweifel seyn, so würde er doch durch die höchst obscönen Darstellungen weggeräumt werden, welche sich an den Wänden von Elephante finden, wenn gleich Niebuhr ihrer nicht erwähnt. Das Hauptsymbol des Schivah ist der Lingam oder Phallus, das Organ der Zeugung, der auch in allen seinen neueren Tempeln dargestellt, und ein Gegenstand der Verehrung ist. Er findet sich auch hier in der Hauptcapelle im Hintergrunde [4]). Die Obscönität jener Vorstellungen an den Wänden übersteigt fast Alles, was die verdorbenste Phantasie des Occidents hervorzubringen vermocht hat [5]). Daß aber daraus keinesweges auf Sittenlosigkeit der Nation zurückzuschließen sey, ist schon von Mehrern bemerkt worden.

Drittens: Es ist also nicht weniger gewiß, daß der Cultus des Schiva und die Secte seiner Anbeter schon in dem Zeitalter in Indien verbreitet war, als diese Felsengrotten ausgehölt wurden. Vom Vischnu und seinem Dienst findet sich dagegen in ihnen, so viel wir wissen, keine Spur. Voreilig wäre es allerdings daraus schließen zu wollen, daß seine

4) Govon Monuments etc. p. 14.

5) Ich beurtheile sie nach einer in London erschienenen, mit mitgetheilten, Abbildung.

seine Secte damals noch nicht vorhanden gewesen sey; aber die Secte des Schiva erscheint doch als die herrschende; und die Meinung, daß sie die ältere sey, erhält dadurch eine größere Wahrscheinlichkeit.

Viertens: Frägt man: in welche Zeiten die Anlage dieser Grotten zu setzen sey, und mit welchem Recht ihnen gewöhnlich ein so hohes Alterthum beygelegt werde? so fehlt es uns freylich an sichern chronologischen Bestimmungen. Die Inder selbst bekennen darüber ihre gänzliche Unwissenheit [6]); und wo sollten wir also historische Angaben darüber suchen können? Als die Griechen unter Alexander und seinen Nachfolgern Indien kennen lernten, sahen sie nur das nördliche Indien, die Ebene zwischen dem Indus und Ganges, wo Anlagen dieser Art nicht zu suchen sind. Die erste sichere Spur einer Indischen Tempelgrotte findet sich, so viel ich weiß, in einem Bruchstücke aus einer Schrift des Porphyrs über den Styx, das uns Stobäus erhalten hat [7]). Das colossalische Götter-

6) Niebuhr Reise B. II. S. 41.

7) Stob. Eclog. phys. I., p. 144. meiner Ausgabe. "Die Indischen Gesandten," (sagt Bardesanes, ein Zeitgenosse des Heliogabalus) "berichten, in Indien sey eine große Höle,

 „in

Götterbild darin mit einer doppelten Natur, läßt sich leicht auf ein Bild des Schiva deuten, wie wir es oben kennen gelernt haben. Wenn aber gleich Niemand wird behaupten wollen, daß in der dort gegebenen Beschreibung des Inders Bardesanes gerade von der Pagode von Elephante die Rede sey; so ist doch offenbar von einer ähnlichen, mit Bildwerk verzierten, Tempelgrotte die Rede, bey welcher zu gewissen Zeiten die Braminen sich versammelten um Feste zu feyern; und wobey zugleich jene gerichtlichen Proben oder Götterurtheile angestellt wurden; welche von mancherley Art bey den Indern im Gebrauch waren [8]).

Es sind also die Denkmähler selber, aus denen wir auf ihr Alter zurückschließen müssen; und Alles vereint sich bey ihnen, um dieses zu beweisen. Ihr Umfang sowohl, und die vollendete Ausführung, als die Natur der Arbeit selbst lehren bald, daß eine lange Reihe von Jahren dazu gehörte, sie zu verfertigen. Die Steinart des Felsens, ein Thon-

„in einem hohen Berge; und in derselben ein Götterbild, „zehn bis zwölf Ellen hoch; mit kreuzweis gefaltenen Armen, „dessen rechte Seite männlich, die linke aber weiblich sey ꝛc.

8) Eine eigene Abhandlung darüber in den As. Res. I., p. 389. In jener Grotte war es die Wasserprobe. Stob. l. c. p. 148.

Thon-Porphyr, ist eine der allerhärtesten [9]); und konnte vielleicht nur durch Hülfe jenes berühmten Indischen Stahls, Wudz genannt, bezwungen werden, welcher schon im Alterthum durch seine Vortrefflichkeit berühmt war. Ist es glaublich daß das Andenken eines solchen Unternehmens sich gänzlich verlohren haben sollte, wäre es nicht schon im hohen Alterthum ausgeführt? Auch hat die Natur selber ihm die Spuren dieses hohen Alterthums eingedrückt. Manche der Vorstellungen an den Wänden sind so verwittert, daß sie kaum noch zu erkennen sind; und welche Reihe von Jahrhunderten mußte bey einer so harten Steinart dazu erforderlich seyn? Endlich scheint auch der Styl, der in diesen Kunstwerken herrscht, nicht weniger ihr hohes Alter zu verbürgen. Sein Character ist bey großer Vollendung dennoch hohe Einfachheit. Die Göttergestalten erscheinen alle unbekleidet; aber sorgfältig versehen mit ihren Ornamenten, dem Kopfschmuck, den Hals- und Ohrenringen, den Gürteln, und ihren Attributen. Von jenen Ueberladun-

9) Ich kann dieß mit Gewißheit sagen, da ich eine Probe davon aus der Sammlung des H. H. Blumenbach, zugleich mit einer Probe des Wudz, und dem ersten daraus in London verfertigten Instrument, einem Federmesser, vor mir liegen habe.

irgend ein Zweifel seyn, so würde er doch durch die höchst obscönen Darstellungen weggeräumt werden, welche sich an den Wänden von Elephante finden, wenn gleich Niebuhr ihrer nicht erwähnt. Das Hauptsymbol des Schivah ist der Lingam oder Phallus, das Organ der Zeugung, der auch in allen seinen neueren Tempeln dargestellt, und ein Gegenstand der Verehrung ist. Er findet sich auch hier in der Hauptcapelle im Hintergrunde [4]). Die Obscönität jener Vorstellungen an den Wänden übersteigt fast Alles, was die verdorbenste Phantasie des Occidents hervorzubringen vermocht hat [5]). Daß aber daraus keinesweges auf Sittenlosigkeit der Nation zurückzuschließen sey, ist schon von Mehrern bemerkt worden.

Drittens: Es ist also nicht weniger gewiß, daß der Cultus des Schiva und die Secte seiner Anbeter schon in dem Zeitalter in Indien verbreitet war, als diese Felsengrotten ausgehölt wurden. Vom Vischnu und seinem Dienst findet sich dagegen in ihnen, so viel wir wissen, keine Spur. Voreilig wäre es allerdings daraus schließen zu wollen, daß seine

4) Gough Monuments etc. p. 14.

5) Ich beurtheile sie nach einer in London erschienenen, mit mitgetheilten, Abbildung.

Der Umfang und die Menge der Tempelgrotten auf Salsette [4]) ist um vieles größer als auf Elephante. Der hohe Berg welchen diese Insel enthält, ist von einer eben so harten Steinart als der auf Elephante; und doch ist er allenthalben ausgehölt. Die große Pagode ist gewölbt; hat 40 Schritt in der Breite; und 100 in der Länge. Außer den 4 Säulen am Eingange zählt man 30 im Innern; von denen 18 Capitäle haben mit Elephanten; die andern haben blos die Form von Sechsecken; (man könnte daraus vielleicht schließen, daß sie nicht ganz vollendet seyen;). Am Ende der Pagode, die in eine Ründung zuläuft, ist eine Art von Kuppel, so wie alles Andre aus dem lebendigen Felsen gehauen.

Diese große Pagode wird nur vorzugsweise so genannt; zwey andere scheinen ihr an Größe kaum nachzustehen; sie sind in einigen Gegenden sogar in mehreren Stockwerken über einander; und dazwischen und um sie herum so viele kleinere Grotten, daß deren Zahl nicht zu bestimmen ist. Fast Alles ist mit Bildwerken verziert; Treppen,

Teiche,

4) Die Portugiesen nannten die Insel Canaria. Davon heißt der Haupttempel die Pagode von Kennery; die andern die von Monpeset und Dsiegvasary.

[illegible], freye Plätze, — Alles ist in den lebendigen Felsen gehauen.

Die Kunst erscheint auf den Denkmählern dieser Insel denen von Salsette so ähnlich, daß man nicht zweifeln kann, daß sie von demselben Volk und einem gleichen Alter sind; wiewohl ihre Ausführung noch eine viel längere Zeit erfordert haben muß. Die Verwitterung vieler Bildwerke giebt uns von der [illegible] Beweise der Jahrhunderte, die verflossen seyn müssen, bis sie in ihren jetzigen Zustand kamen.

Von den Denkmählern auf Elephante unterscheiden sie sich aber durch die Inschriften, welche man hin und wieder an ihren Wänden lieset. Anquetil du Perron hat deren 22 gezählt; und Proben davon gegeben *). Das Alphabet in dem sie verfaßt sind hat mit keinem der vielen, jetzt auf der Halbinsel gebräuchlichen, Aehnlichkeit; und Niemand hat den Schlüssel dazu bisher entdeckt.

Da wir noch gar keine genaue Abbildung der Gottheiten und andern Figuren besitzen, welche die Wände dieser Heiligthümer verzieren, so kann man auch nicht mit Gewißheit bestimmen, welcher Gottheit

*) Sie sind auch copirt bey Gough l. c.

heit sie gewidmet waren. Nach dem Bericht des Lord Valentia [6]) stehen im Vorhofe zwey colossalische Bilder des Budda; und dieselbe Vorstellung sey auch an den Wänden öfter wiederholt. Ihm zu Folge ist der Tempel von Kennery also dieser Gottheit gewidmet. Aber die öfter wiederholten Vorstellungen des Lingam lassen auch nicht weniger vermuthen, daß der Dienst des Mahadeu hier wie auf Elephante zu Hause gewesen sey. Dagegen scheint sich nichts zu finden, was auf die Geschichte des Vischnu Beziehung hätte; vielmehr wird nach Valenzia's Bericht Vischnu an Einer Stelle als Diener des Budda dargestellt, der ihm mit dem Fächer Kühlung zuweht [7]). "Nicht blos die „Menge dieser Grotten ist es", setzt eben dieser Reisende hinzu [8]), "die uns zeigt, was einst die „Bevöl-

6) Valentia travels, II., p. 196. Die Leser werden wahrscheinlich mit mir übereinstimmen, daß so lange wir noch keine zuverlässige Zeichnungen der Sculpturen haben, auch die Bestimmung der Tempelgrotte ungewiß bleibt. Die Ansicht bey L. Valentia, wie schätzbar auch sonst, reicht keineswegs hin die Figuren zu erläutern.

7) Das Verhältniß der Dienenden zu den Höhern ist, wie schon aus der Beschreibung bey Gemelli Carreri hervorgeht, hier gleichfalls durch die Verschiedenheit der Statur bezeichnet.

8) Valentia II., p. 198.

ladungen, welche die neueren bekleideten Indischen Idole entstellen, ist hier noch keine Spur.

Aehnliche, aber noch größere, Tempelgrotten finden sich auf der nahen Insel Salsette, gleichfalls Bombay gegenüber. Von den Tempeln auf Salsette haben wir zwar neben den Beschreibungen auch den Grundriß und eine Ansicht; aber von den darin befindlichen Bildwerken keinesweges so genaue Abbildungen wie von denen auf Elephante; da Niebuhr sie nicht besucht hat. Die erste Nachricht davon verdanken wir dem Italiener Gemelli Carreri [1]); eine genauere Beschreibung, nebst einem, wenig verständlichen, Grundriß Anquetil du Perron in dem Vorbericht zum Zend Avesta [2]); weitere Nachrichten, und auch eine äußere Ansicht derselben, hat Lord Valentia gegeben [3]). Dieß Alles reicht kaum hin sich eine klare Idee von ihnen zu machen; und die zahllosen in ihnen vorhandenen Bildwerke sind noch gar nicht abgebildet.

Der

1) Gemelli Carreri Voyage autour du monde. T. III., p. 36 sq. Es ist eine bloße Beschreibung, ohne Grundriß und Abbildungen.

2) Sie ist daraus übersetzt, und der Grundriß copirt bey Gough ancient Monuments etc. p. 58. sq.

3) Valentia Travels Vol. II., p. 195. Pl. 10.

Fuß in der Länge; und 64 in der Breite. Die Decke ist gleichfalls gewölbt, von Pfeilern unterstützt, und endet auch in einer Ründung, in welcher eine Capelle mit einer Kuppel steht. Nur die Mauern des Vorhofs, nicht des Innern, sind mit Reliefs bedeckt; theils stellen sie Elephanten, theils menschliche Gestalten beyderley Geschlechts, dar. Mehrmals erblickt man die Gestalt des Budda, bald sitzend, nach Indischer Sitte, bald stehend; stets von Anbetenden umgeben. Auch hier sind der Inschriften viele; und zwar alle in denselben unbekannten Characteren wie in den sieben Pagoden zu Mavalipuram [1]). Es scheint daher, daß auch dieser Tempel dem Budda gewidmet war. Da die Zeichnungen der einzelnen Figuren, wie die Inschriften, welche L. Valentia der Gesellschaft der Wissenschaften zu Bombay überließ, bisher nicht bekannt gemacht sind, so können wir weiter nicht darüber urtheilen. Es ist aber um so weniger zu bezweifeln, da der Tempel von den Braminen für ein Werk der Rakschus, oder bösen Dämonen, ausgegeben wird; und kein Cultus in demselben statt finden darf.

Aber

1) Valentia II., p. 163. Sie wurden von ihm sämmtlich copirt.

Aber auch in dem Herzen von Indien, in der Mitte der Ghaut-Gebürge, findet sich eine Anlage dieser Art, welche die bisher erwähnten noch weit übertrifft. Dieß sind die berühmten Grotten von Ellore, in der Nähe von Deogur und Aurungabad [2]). Die erste, so viel ich weiß, wiewohl sehr oberflächliche Nachricht davon hat Thevenot gegeben [3]); eine genauere Beschreibung, besonders der Bildwerke, Anquetil Düperron [4]). Er besuchte sie in der Begleitung von ein Paar jungen Braminen; auf deren Zuverlässigkeit auch die Richtigkeit der Erklärungen der Bildwerke beruht; denn keine Abbildungen derselben sind von ihm gegeben worden. Anquetil Düperron hat sich allerdings das Verdienst erworben, eine ziemlich in's Einzelne gehende Beschreibung jener Denkmähler zu geben; er scheint die meisten jener Grotten besucht zu haben, und zeichnete die ihm von seinen Begleitern gegebe-

2) Unter 20° N. B. und 94° O. L. Es mag zufällig seyn, aber verdient doch bemerkt zu werden, daß Ellore gerade in der Mitte zwischen der N. Grenze Indiens und der S. Spitze des Cap Comorin liegt. Die Entfernung nach der O. Küste ist freylich größer als die nach der W. Küste; aber doch bleibt der Ausdruck, daß Ellore in der Mitte von Indien liegt, hinreichend gerechtfertigt.

3) Thevenot Voyage des Indes p. 220 — 225.

4) *Zend-Avesta.* Disc. préliminaire p. CCXXXIII — CCL. S. daraus bey Govon Monuments etc. p. 60 sq.

gegebenen Erklärungen auf der Stelle auf. Aber wenn man auch die Richtigkeit von diesen nicht in Zweifel ziehen will, so geben doch alle noch so genaue Beschreibungen keine anschauliche Idee.

Einigermaßen ward diesem Mangel durch den Engländer Malet abgeholfen; dem wir eine neue Beschreibung mit einigen Abbildungen, und einem Grundriß des Einen Haupttempels, verdanken [5]). Er bemerkt jedoch selber, daß seine Gesundheit ihm nicht erlaubt habe, alle Grottenanlagen, deren in jener Gegend noch viele seyen, zu besuchen; und daß er auch nicht einmal für die Genauigkeit der von ihm gelieferten Zeichnungen einstehen könne: da sein Zeichner erkrankt sey. Auch vermißt man in ihnen nicht selten durchaus den Indischen Character. Wie mangelhaft sind also nicht auch noch unsere Kenntnisse von jenen Werken der Sculptur [6])! Aber doch reichen sie hin eine Idee des Ganzen zu geben; und einige Folgerungen daraus zu ziehen; deren Richtigkeit schwerlich wird bezweifelt werden können.

Man

5) Af. Refearch. Vol. VI., p. 382 fq.

6) In dem Werke des Hrn. Langlès werden Ellore allein 24 Blätter, alle nach Daniells, gewidmet seyn. Die mir so eben zu Gesicht gekommene 7te Lieferung enthält die 6 ersten Blätter derselben.

Man denke sich ein Felsengebirge in der Form eines Halbkreises oder Hufeisens; dessen beyde Enden über eine halbe Meile von einander entfernt sind. In diesem Felsengebirge eine Reihe von Tempelgrotten, oft in zwey oder drey Stockwerken über einander; die bald mit einander in Verbindung stehen; bald von einander durch Zwischenräume getrennt sind; in denen sich aber wieder viele kleinere Grotten finden. Es ist schwer zu sagen, welcher jener Felsentempel der Haupttempel sey; aber der größte derselben, und derjenige von dem wir den Grundriß besitzen, wird von Hrn. Malet der Tempel von Keylas genannt [7]). Alles was die Baukunst an Größe, Pracht und Verzierungen über der Erde kennt, sieht man hier auch unter der Erde; Vorhöfe, Treppen, Brücken, Capellen, Säulen und Säulengänge, Obelisken, Colosse, und fast an allen Wänden Reliefs, die auf die schon oben bemerkte Weise Götter und Göttergeschichten darstellen. Auf dem freyen Platze, zu welchem man durch den großen Eingang gelangt, steht dann in

7) Nach den angegebenen Messungen hat der Vorplatz 88 Fuß Tiefe bey 138 Fuß Breite. Der Tempel selbst, von dem Thor des Porticus bis zur Hinterwand 103 Fuß Länge bey 61 Fuß Breite; und bis ans Ende der Platform hinter dem Tempel 142 Fuß; so daß das Ganze an Umfang mit mehreren großen Gothischen Kirchen die Vergleichung aushält.

in der Tempelgrotte ein zweyter Tempel, indem ein ganzes Stück der Felsen, das man stehen ließ, in Pyramiden-Form als Pagode behauen ward; "dessen wundervoller Bau, Abwechselung, Reichthum „und Sorgfalt in den Verzierungen alle Beschrei„bung übertreffe" [8]). Aber noch mehrere der andern dortigen Tempelgrotten geben der von Keylas wenig oder nichts nach. Die des Indra und seiner Gattin Indrani enthält gleichfalls eine Pagode in der eben beschriebenen Form. Indra und Indrani, beyde von ihrer Dienerschaft umgeben, sitzen — Er auf einem liegenden Elephanten, sie auf einem Löwen. Alle diese Gestalten sind colossal. Nicht weniger bewundernswürdig ist die unter dem Nahmen Dumas Leyna bezeichnete Grotte; ein Tempel des Schiva, und seiner Gattin Parwutti. Die Sculpturen an den Wänden stellen unter andern die Vermählung von Schiva und Parwutti dar, und bestätigen dadurch die oben gegebene Erklärung dieser Scene in der Grotte von Elephante [9]). Nach Anquetil Duperron ist eine der mittlern Pagoden dem Vischnu gewidmet; mehrere andere daneben seinen Weibern und Begleitern, nahmentlich

8) As. Res. III., p. 405.

9) S. oben S. 319.

mentlich seinem Baumeister Bisßkurma [1]), der ihm seinen Pallast in Vaikonda, seinem himmlischen Wohnsitz, erbaute; eine andere dem Rama, seiner Gattin und ihrem Gefolge u. s. w. Wenige der Indischen Gottheiten, welchen Tempel geweiht wurden, kommen vor, die hier nicht den ihrigen hätten, oder zu haben schienen; ja in dem großen Tempel von Kaylas scheint die hintere Gallerie ein wahres Indisches Pantheon zu seyn; von nicht weniger als 43 Göttergestalten hat Maler die Nahmen angeführt.

Das Alter der Felsengrotten zu Ellore ist auf historischem Wege so wenig als das der auf Elephante und Salsette mit Sicherheit zu bestimmen. Nach dem Bericht der Braminen, den sie Malet gaben, sollte ihre Erbauung vor 7894 Jahren durch einen Rajah Ilu geschehen seyn [2]). Sie gienge also über die Cali-yug, oder dasjenige Zeitalter hinauf, in welchem wir nach den Rechnungen der Inder uns gegenwärtig befinden; das heißt, sie wird in fabelhafte Zeiten hinaufgerückt. Ein Mahomedaner dagegen wollte von einem Gelehrten,

1) As. Res. VI., 421. Die dort abgebildete Grotte ist gewölbt, wie die zu Carli; aber mit steinernen Schwibbögen.

2) As. Res. VI., p. 385.

lehrten, dessen Nahmen er vergessen habe, gehört haben, sie seyen zugleich mit der nahen Feste Deogur, jetzt Dulatabad, von einem Rajah Il angelegt worden; der vor 900 Jahren regierte. Eine solche Angabe, die auf nichts Sicheres sich stützt, kann in den Augen eines critischen Forschers wohl nicht mehr Gewicht als die erste haben. Schon der einzige Umstand, daß Ein Rajah alle jene Anlagen gemacht haben solle, widerlegt sie hinreichend; ward aber damals jene Feste gebaut, so sieht man doch wenigstens einen Grund zu dem Ursprunge der Sage. Das Alter der Denkmähler von Ellore läßt sich also bis jetzt nur aus ihnen selbst, und vergleichungsweise mit den andern schon beschriebenen, festsetzen. Ich glaube mich durch diese Vergleichung zu einigen Resultaten berechtigt, die ich meinen Lesern nicht vorenthalten kann.

Erstlich: Alles trägt in den Grotten-Anlagen den rein Indischen Charakter; nichts Fremdes, weder in der Mythologie noch in der Kunst, ist darin wahrzunehmen. Sie müssen also aus Zeiten seyn, wo die Nation noch sich selber überlassen, ungebeugt unter das Joch eines auswärtigen Eroberers, frey und ungehindert ihr Leben verlebte. Aber eine Stuffenfolge scheint doch in diesen Anlagen unverkennbar. Wenn in den Tempelgrotten von Ele-

[redacted]

mentlich seinem Baumeister Viskarma [1]), der ihm seinen Pallast in Vaikonda, seinem himmlischen Wohnsitz, erbaute; eine andere dem Rama, seiner Gattin und ihrem Gefolge u. s. w. Wenige der Indischen Gottheiten, welchen Tempel geweiht wurden, kommen vor, die hier nicht den ihrigen hätten, oder zu haben schienen; ja in dem großen Tempel von Kaylas scheint die hintere Gallerie ein wahres Indisches Pantheon zu seyn; von nicht weniger als 43 Göttergestalten hat Maler die Nahmen angeführt.

Das Alter der Felsengrotten zu Ellore ist auf historischem Wege so wenig als das der auf Elephante und Salsette mit Sicherheit zu bestimmen. Nach dem Bericht der Braminen, den sie Maler gaben, sollte ihre Erbauung vor 7894 Jahren durch einen Rajah Ilu geschehen seyn [2]). Sie gienge also über die Cali-yug, oder dasjenige Zeitalter hinauf, in welchem wir nach den Rechnungen der Inder uns gegenwärtig befinden; das heißt, sie wird in fabelhafte Zeiten hinaufgerückt. Ein Mahomedaner dagegen wollte von einem Gelehrten,

1) As. Res. VI., 421. Die dort abgebildete Grotte ist gewölbt, wie die zu Carli; aber mit steinernen Schwibbögen.

2) As. Res. VI., p. 385.

lehrten, dessen Nahmen er vergessen habe, gehört haben, sie seyen zugleich mit der nahen Feste Deogur, jetzt Dulatabad, von einem Rajah Il angelegt worden; der vor 900 Jahren regierte. Eine solche Angabe, die auf nichts Sicheres sich stützt, kann in den Augen eines critischen Forschers wohl nicht mehr Gewicht als die erste haben. Schon der einzige Umstand, daß Ein Rajah alle jene Anlagen gemacht haben solle, widerlegt sie hinreichend; ward aber damals jene Feste gebaut, so sieht man doch wenigstens einen Grund zu dem Ursprunge der Sage. Das Alter der Denkmähler von Ellore läßt sich also bis jetzt nur aus ihnen selbst, und vergleichungsweise mit den andern schon beschriebenen, festsetzen. Ich glaube mich durch diese Vergleichung zu einigen Resultaten berechtigt, die ich meinen Lesern nicht vorenthalten kann.

Erstlich: Alles trägt in den Grotten-Anlagen den rein Indischen Charakter; nichts Fremdes, weder in der Mythologie noch in der Kunst, ist darin wahrzunehmen. Sie müssen also aus Zeiten seyn, wo die Nation noch sich selber überlassen, ungebeugt unter das Joch eines auswärtigen Eroberers, frey und ungehindert ihr Leben verlebte. Aber eine Stuffenfolge scheint doch in diesen Anlagen unverkennbar. Wenn in den Tempelgrotten von Ele-

phante und Salsette Alles höchst einfach, und die Sculptur in ihrer Kindheit erscheint, so kündigt dagegen in dem Haupttempel von Ellore sowohl der Reichthum und die Mannigfaltigkeit der Darstellungen, als die Vollendung der Ausführung sowohl der Architectonischen Formen, als der Bildwerke, die höchste Blüthe der Indischen Kunst an. Es müssen, nach unserm Maaßstabe gemessen, Jahrhunderte dazu gehört haben, jene Wunderwerke zu vollenden; es muß aber einen Zeitraum gegeben haben, wo Ellore, in dem Mittelpunct Indiens und neben Deo-Gur, d. i. dem Götterberge gelegen, auch Jahrhunderte hindurch der Mittelpunct der Religion der Hindus war. Können wir gleich diese Periode nicht chronologisch bestimmen, so spricht doch Alles dafür, daß die Felsengrotten zu Ellore jünger sind als die zu Elephante und Salsette.

Zweytens: In den Felsengrotten von Elephante und Salsette, so wie zu Carli, so weit wir sie kennen, scheint der Cultus des Schiva oder Mahadeu der herrschende gewesen zu seyn; aber neben diesem auch der des Budda. Sie müssen also aus Zeiten seyn, wo der letztere noch nicht aus Indien verdrängt war. Die Anlagen auf Ellore dagegen verrathen nichts, das auf den Cultus des Budda Beziehung hätte. Ob sich daraus sofort

folgern

folgern läßt, daß, als sie ausgehölt wurden, der Dienst des letztern bereits von dem Continent von Indien verdrängt gewesen sey, wage ich nicht zu bestimmen. Aber das ist gewiß, daß in diesem Zeitraum die beyden noch bestehenden Secten des Schiva und Vischnu schon getheilt waren und neben einander bestanden, welches man bey den Grotten von Elephante und Salsette noch bezweifeln darf. Auch dadurch also wird es wahrscheinlich, daß die Grotten von Ellore jünger als jene ersten seyn.

Drittens: Als diese Werke, wenigstens die von Ellore, gemacht wurden, muß die Mythologie der Inder schon ihre volle Ausbildung erhalten haben. Wir finden auf den Wänden jener Grotten nicht blos die Gottheiten, sondern die Gottheiten mit allen ihren Begleitern, ihren Verwandten, und ihren Dienern dargestellt. Jedoch ist auch hier der Reichthum viel größer in den Grotten von Ellore, als in den übrigen; und auch daraus ließe sich schon auf ein späteres Alter schließen, wenn nicht noch ein sehr merkwürdiger Umstand hinzukäme. An den Wänden von Ellore sieht man große epische Gegenstände dargestellt, die es unbezweifelt zu machen scheinen, daß die beyden großen Indischen Heldengedichte, der Ramajan, und Mahabarat,

wovon unten weiter die Rede seyn wird, den Stoff zu diesen Darstellungen dargeboten haben. In der großen Tempelgrotte **Keylas** erblickt man an der rechten Seite die Schlacht zwischen Rama und Ravuna, worin Hanuman, der König der Affen, eine große Rolle spielt [3]); den Hauptgegenstand des Ramajan; an der linken Seite, jener gerade gegen über, das Gefecht des Keyso Pandos, aus dem Mahabarat [4]). Die Heere bestehen meist aus Fußgängern; einige reiten auf Elephanten; andere sitzen auf Wagen; aber keine Reuterey. Die Hauptwaffen sind Bogen, wiewohl man auch Keulen und gezogene Schwerdter entdeckt [5]). In einer andern der Tempelgrotten von Ellore, der **der drey Stockwerke** (Teen Tal), erscheinen die fünf Brüder aus der Familie der Pandos, die sämmtlich zu den Hauptpersonen des Mahabarat gehören [6]).

Vier-

3) As. Res. VI., p. 406. Der letzte Umstand zeigt deutlich, daß die Fabel so, wie sie in dem Ramajan behandelt ist, dargestellt ward.

4) As. Res. VI., p. 407.

5) Eine Abbildung des Treffens zwischen Rama und Ravuna, ganz dieser Beschreibung gemäß, giebt das Indische Gemählde im Museo Borgia, das Paulino Syst. Brah. Tab. XVII. und XVIII. c. bekannt gemacht hat; wahrscheinlich, sey es mittelbar oder unmittelbar, eine Copie des Reliefs von Ellore.

6) As. Res. VI., p. 419.

Viertens: Der Plan, nach dem die großen Tempelgrotten angelegt sind, ist zwar gewöhnlich einfach; aber immer groß gedacht. Man tritt zuerst in eine Vorhalle, die von mehreren Reihen von Säulen oder Pfeilern gestützt wird. Aus dieser, oft auf mehreren Stuffen, in die große Halle, bald mit flacher, bald mit gewölbter Decke [7]). Sie bildet meist ein länglichtes, jedoch am Ende abgerundetes, Viereck; mit zwey freystehenden Säulenreihen, durch welche das Schiff des Tempels in drey Abtheilungen der Länge nach getheilt wird. Doch war dieser Plan nicht stets derselbe. Die eine Tempelgrotte zu Elephante hat drey Säulenreihen; eine andere zu Salsette sechs. Das Heiligthum, häufig eine Capelle mit dem Lingam, findet sich gewöhnlich im Hintergrunde; in den großen Grotten von Ellore ist dieses ein eigener Tempel, aus einem Theil des lebendigen Felsen gehauen, den man stehen ließ. Zur Seite findet man links und rechts

7) Es ist also zwar klar, daß die Baumeister dieser Grotten die Idee eines Gewölbes hatten; nur folgt noch nicht daraus, daß sie sie in Gebäuden über der Erde auszuführen wußten. Die Vermuthung des L. Valentia, II. p. 189. daß nur die Tempelgrotten des Budda gewölbt gewesen seyen, scheint grundlos, da sich auch eine solche zu Ellore findet, die dem Wiskurma, einem Diener des Wischnu, geheiligt war. As. Res. VI., p. 420.

rechts Felsenkammern, sichtbar zum Aufenthalt der Priester des Heiligthums bestimmt; und zuweilen läuft eine Gallerie von Pfeilern gestützt, um das Ganze, deren Wände sorgfältig decorirt sind.

Fünftens: Der Umfang und die Menge der Anlagen, besonders zu Ellore, scheint sich hinreichend aus ihnen selber zu erklären. Sie sollten Wohnungen und Heiligthümer, nicht blos des Hauptgottes, sondern auch seiner Familie und seines Gefolges seyn. So entstand das Bedürfniß auch für diese zu sorgen, und ihnen eigene Heiligthümer zu verschaffen. Die zahllose Menge der kleinen Grotten, wenn auch unstreitig zum Theil zu Wohnungen der Priester bestimmt, war es aber gewiß noch weit mehr für die Tausende von Pilgern und Büßenden, welche, wie noch jetzt bey den berühmten Pagoden Indiens, bey diesen Heiligthümern zusammenflossen.

Sechstens: Die Idee von Säulen gieng hier von selbst aus dem Bedürfniß hervor, Pfeiler stehen zu lassen, welche die Decke des ausgehölten Felsens stützen. Die Gestalt dieser Säulen kann also keinesweges so schlank wie die der Griechischen seyn; doch nimmt man bey mehreren derselben ein sichtbares Streben wahr, ihre Gestalt so schlank

zu

zu machen, als die ungeheure Last, die sie zu tragen haben, es irgend erlaubt [8]); und welche Verwüstungen auch sonst die Hand der Zeit an diesen Werken ausgeübt hat, so scheinen doch die Säulen und Pfeiler durchgehends ihr getrotzt zu haben. Nicht ohne Grausen, wenn man jene ungeheure Last mit der anscheinenden Schwäche ihrer Stützen vergleicht, tritt man in mehrere jener Grotten. Dieß zu berechnen oder zu schätzen, mochte keine geringe Kunst des Baumeisters erforderlich seyn. In den Formen und in den Verzierungen dieser Säulen findet schon nach den wenigen Abbildungen die wir davon haben, eine große Verschiedenheit statt, wenn gleich die Säulen in derselben Grotte auch dieselbigen Maaße und Gestalten haben. Die Länge der Schäfte im Verhältniß gegen ihre Dicke ist sehr verschieden; die Schäfte sind zuweilen, wie in der Grotte von Kennery auf Salsette, mit Knäufen versehen, die man an ihnen gelassen hatte, sie zu verstärken. Die Capitäle konnten nach ihrer Bestimmung nicht so fein gearbeitet seyn, wie in den Gebäuden über der Erde; nicht selten scheint die Idee des Ganzen von Pflanzen, besonders vom Lotus

8) Man sehe bey Gough Tab. I., bey Niebuhr Tab. IV. und bey Valentia Vol. II. Tab. 8. 10.

tus hergenommen zu seyn. Die genauere Characteristik derselben, die ohne Abbildungen doch kaum verständlich seyn würde, muß ich den Baukünstlern überlassen; aber neben den Säulen müssen noch besonders die Obelisken erwähnt werden, die sich jedoch, so viel ich weiß, nur in den Grotten von Ellore finden. Der einzige bisher abgebildete, von runder Form [9]), erregt zwar den Verdacht, daß es ein Phallus seyn solle; indeß bemerkt Malet ausdrücklich, daß zwey andre von viereckter Gestalt seyen [1]).

Siebentens: Die bildende Kunst scheint bey den Indern wie bey den Aegyptern, vom Relief ausgegangen zu seyn; wie weit aber ihre Fortschritte darin gewesen seyn mögen, können wir bey den wenigen, bisher bekannten, Abbildungen, noch keineswegs mit Sicherheit beurtheilen. Die Kunst flach gehaltene Reliefs zu bearbeiten, scheint den Indischen Künstlern fremd geblieben zu seyn; vielleicht weil das Meiste auf den Eindruck den das Ganze, und dieses aus einer gewissen Ferne gesehen, machen würde, berechnet seyn mußte. Aber die Kunst gewöhnte sich bey ihnen gleich von Anfang

9) As. Res. VI., p. 392. In der Abbildung bey Langlès Pl. 37. nach Daniells verschwindet die Obeliskenform fast gänzlich.

1) As. Res. VI., p. 405.

sang an colossale Formen. Fast alle Göttergestalten sind colossal, von 11 bis 12 Fuß Höhe; daß das Verhältniß der Dienenden durch eine kleinere Statur, bis zu Zwergen herunter, ausgedrückt werde, ist schon oben bemerkt [2]). Die Wände wurden, wenigstens in Ellore, mit einem Mörtel (Tschunâ) überzogen, der sich mit dem Fortgange der Zeit immer mehr verhärtete [3]). Die Malerey mußte dann die Sculptur beleben; denn die Bildwerke an den Mauern waren, so wie in Aegypten, bemalt. Das Indische Clima, nicht so trocken wie das Aegyptische, scheint der Erhaltung der Farben weniger günstig gewesen zu seyn, aber in den Grotten von Ellore findet man doch allenthalben die Beweise davon. Von dem Relief gieng die Kunst, gleichsam von selbst, zu den Statuen fort; indem mehrere der Reliefs so erhaben gearbeitet sind, daß sie nur am Rücken mit dem Felsen

2) Das Auffallendste bey diesen, wenigstens auf Elephante, sind, außer ihrer kleinen Gestalt, die Haartrachten, zum Theil auf das vollkommenste den Perücken unserer Geistlichen ähnlich. Sie müssen, da nur einzelne Dienende sie tragen, eine besondere Classe von diesen bezeichnen. Sind es etwa Mährchenerzähler? Nach der Indischen Mythologie hatte Rajah Bikermanjit 42 solcher kleinen Wesen um seinen Thron stehen. Polier I., p. 90.

3) As. Res. VI., p. 397. 408. 409.

sen zusammenhängen. Der Character des Colossalen ward auch auf die Statuen angewandt; und zwar nicht blos auf Götterbilder, sondern auch, und zwar besonders, auf Thiere; wie Elephanten, Stiere, Löwen [4]) u. s. w., welches theils das Verhältniß zu den übrigen Anlagen erforderte; theils aber auch schon aus der Indischen Mythologie hervorgieng. Auch fabelhafte Thiere waren dieser nicht fremd; aber noch fehlt es uns an treuen Abbildungen; um sie mit denen der Perser und anderer Völker vergleichen zu können.

Endlich: Die Grotten von Ellore enthalten auch Inschriften, von denen Wilford ein Paar durch Hülfe eines Buchs, das den Schlüssel zu mehrern alt-Indischen Alphabeten enthalten sollte, und ihm von den Pandits, oder den Gelehrten, mitgetheilt ward, (wofern diesen nur zu trauen ist;) gelesen, und aus dem Sanscrit erklärt hat [5]). Nach dieser Erklärung beziehen sich diese Inschriften zum Theil auf die Bildwerke, welche Scenen aus

4) Einen der auffallendsten Anblicke gewähren die liegenden, und vor den Mauern hervorragenden, Elephantencolosse, als Träger der Mauer. Langlès Pl. 55. Jene mancherley Thiercolosse beleben gleichsam, nach der Versicherung der Augenzeugen, das Ganze, und scheinen ihm Bewegung zu geben.

5) As. Res. V., p. 135 sq.

aus dem Mahabarat darstellen; und es ist eine, gewiß nicht unwahrscheinliche, Vermuthung, daß es selbst Verse aus diesem Gedicht seyn könnten. Die letzte derselben nennt den Nahmen des Künstlers der das Bild verfertigte [6]. Sie sind merkwürdiger durch ihre Sprache als durch ihren Inhalt; da daraus hervorzugehen scheint, daß, als sie eingehauen wurden, das Sanscrit, wiewohl in jetzt veralteten Formen, die herrschende Sprache war; worin ein neuer Grund für das Alter jener Kunstwerke liegt [7].

Aber

6) Er heißt *Sacya Padamrata* p. 138.

7) H. Langlès, in der 7ten Lieferung, findet die oben erwähnte Angabe des Mohamedanischen Gelehrten wahrscheinlich, daß die Grotten von Ellore vor 900 Jahren durch einen Rajah *Il* (Eel) ausgehauen seyen. Damals sey Deogur die Hauptstadt von Decan, der Mittelpunct eines großen Reichs gewesen; und Aethiopische Künstler hätten nach Aegyptischen und Aethiopischen Vorbildern diese Werke verfertigt. — Ich gestehe daß ich eine solche Nachahmung, wenn auch einige Aehnlichkeiten statt finden mögen, nicht in Werken entdecken kann, die so ganz Indisch sind; und auch von Hrn. Malet auf den ersten Blick dafür erkannt wurden. As. Res. VI., p. 385. Wie läßt es sich denken, daß fremde Künstler auf einmal eine Indische Kunst hätten schaffen können, mit kaum sichtbaren und ganz ungewissen Spuren ihrer eigenen? Auf welchem schwachen Grunde aber die Aussage jenes Muselmanns beruht, der selber seine Quelle nicht anzugeben wußte, ist schon im Texte bemerkt;

Aber die Kunst der Inder blieb nicht bey dieser ersten, und wahrscheinlich ältesten Classe von Bauwerken stehen. Sie begnügte sich nicht damit Tempel und Wohnungen in das Innere der Felsen auszuhöhlen; sie formte auch die Außenseite der Felsen zu architectonischen Denkmählern um; und brachte dadurch noch viel wunderbarere Wirkungen hervor, als durch die bisher beschriebenen Tempelgrotten; wenn gleich diese letztern sich auch hier finden.

Indien

merkt; so wie auch, daß gewiß nicht die Regierung Eines Fürsten hinreichen konnte, solche Werke zu verfertigen. Gern will ich indeß zugeben, daß ein Theil jener Grotten, wo die später seyn sollende Secte der Sewras oder Jutis ihre Heiligthümer hatte, (wie auch schon die Engländer bemerkten, As. Res. VI., p. 384.) spätern Ursprungs als die andern seyn möge; aber daraus folgt nichts für das Alterthum der übrigen. Von dem Rajah Il ist historisch meines Wissens Nichts bekannt, als daß der Mohamedaner ihn für einen Zeitgenossen von Schach Momin Arif hielt, der vor 900 Jahren in Persien regiert habe. Es kann einen Rajah Il von Deogur gegeben haben; aber schwerlich konnte er ein großes Reich beherrschen; denn nach den wenigen Bruchstücken der Indischen Geschichte war dieß Land vor dem Anfange der Mahomedanischen Eroberungen 1002., in viele kleine Herrschaften getheilt; Dow History of Hindostan I., p. 32. und enthielt also schwerlich Herrscher, die solche Werke hätten können ausführen lassen.

Indien enthält Ein Werk dieser Art, welches so vor allen andern hervorragt, daß es hinreicht von ihm allein zu sprechen; die sogenannten sieben Pagoden, oder die Monumente von Mavalipuram, an der Küste von Coromandel [8]). Sie scheinen in der Reihe menschlicher Kunstwerke einen der ersten Plätze einzunehmen; allein auch hier muß zuerst die Frage beantwortet werden, wie weit wir sie kennen?

Bisher nur sehr unvollkommen! Die Reisenden, die sie besuchten, scheinen wenig mehr als die Anlagen an der Küste gesehen zu haben; in das Innere derselben, über Felsenwände und durch Dickichte von Tigern und Schlangen bewohnt, wagte Keiner einzudringen; und der Einzelne vermag es auch nicht. Die erste Nachricht davon ertheilte ein Hr. Campbell in den Asiatischen Untersuchungen [9]); jedoch nach einem Besuch vor acht Jahren, nur aus dem Gedächtniß. Ihm folgte in eben dieser Sammlung ein Hr. Goldingham [1]); und

8) Unter 12½° N. B. Eine Tagereise südlich von Madraß. Sie heißen die 7 Pagoden, weil man vom Meer her mehrere Pagoden erblickt; welche zum Theil bis ins Meer hereingehen, oder selbst von ihm bedeckt sind.

9) As. Res. Vol. I., p. 145.

1) As. Res. Vol. V., p. 69 sq.

und vor wenigen Jahren Hr. Haafner [2]. Keiner dieser Reisenden liefert Abbildungen; und in dem großen Werke der Daniells sind ihnen nur zwey Blätter gewidmet; welche in dem Werke des Hrn. Langlès wiederholt sind [3]. Aus diesen und einigen zerstreuten Nachrichten erwuchs eine lehrreiche Beschreibung dieser Ruinen von dem verstorbenen Ehrmann in den geographischen Ephemeriden [4], die wieder einen schätzbaren Aufsatz des verstorbenen Freyherrn von Dalberg in eben dieser Zeitschrift veranlaßte [5]. Wie beschränkt und mangelhaft unsre Kunde von ihnen sey, geht aus diesen Aufsätzen selber am besten hervor. Was wir davon wissen, beschränkt sich auf folgende Nachricht.

Die Ruinen von Mavalipuram bestehen nicht blos in einigen Tempelgrotten; sondern das Ganze ist vielmehr eine meist ganz in Felsen gehauene Königsstadt. Ein großer, vielleicht der größere Theil dersel-

2) Haafner Reise längst der Küste von Coromandel Th. II., S. 192 f. Er ist der einzige der tiefer eingedrungen seyn will. Ich gestehe, daß seine Reiseabentheuer mir oft zu wunderbar vorkommen.

3) Monuments de l'Inde Pl. 23. 24.

4) Allgem. geograph. Ephemerid. 1809. September.

5) Allgem. geograph. Ephemerid. 1810. May.

derselben, scheint vom Meere verschlungen; aber noch ein paar Meilen in's Land herein erheben sich die Scheitel bearbeiteter Felsen; und allenthalben in ihnen Grotten, Säle, Gemächer, und andere Anlagen. Denn nicht Alles sind Tempel; man sieht unter andern auch eine zu einer Tschultry oder Herberge ausgehauene Grotte, die durch mehrere Reihen von Pfeilern gestützt wird. Auf einem der Gipfel der Berge ist ein Felsensitz, in dem man einen Königsthron erkennen will. Außer diesen ausgehauenen Grotten aber hat auch die Baukunst im eigentlichen Sinn hier ihre Denkmähler errichtet. Sie bestehen in Mauern, welche nach Art der sogenannten cyclopischen aus über einander gelegten Quaderblöcken gebaut sind; und wiederum sieht man auch ganze Hügel von Backsteinen. Dieß ist aber auch Alles was wir davon wissen. Die beyden Abbildungen bey den Daniells sind nur Ansichten; die eine von dem Eingange einer der Grotten, wo die Wand mit Sculpturen bedeckt ist; die andere von ein Paar der behauenen Felsentempel; welche allerdings auffallende Formen zeigen; man könnte sie fast mit unsern Gothischen Kirchen vergleichen. Auch hier sind die Felsenwände fast allenthalben mit Bildhauerarbeit bedeckt. Allein sie sind von den Daniells nicht sowohl abgebildet, als vielmehr nur angedeutet; einige Thiercolosse von Löwen

wen und Elephanten ausgenommen. Auch hier also können wir nur nach den kurzen Nachrichten gehen, welche Goldingham davon gegeben hat. Diesem zufolge sind es großentheils Göttergestalten, bald mit vier, bald mit mehreren Armen, und den verschiedenen Attributen, wie der Braminenschnur, den Thieren die ihnen geweiht sind u. a.; die so wenig einen Zweifel übrig lassen, daß auch diese Götter von demselben Mythenkreise hergenommen sind, wie die in den oben beschriebenen Felsenhölen, daß bereits Goldingham ihre Uebereinstimmung mit denen in Elephante bey mehreren — wozu auch die Zwittergestalt, so wie mehrere Zwerggestalten gehören, — sofort erkannte. Sowohl dieses als das Bild des Lingam giebt also hinreichende Gewißheit, daß auch hier der Cultus des Mahadeu einheimisch gewesen sey; aber auch nicht weniger der Dienst des Vischnu; besonders in so fern er als Krischna auf der Erde erschien. Denn zufolge eben jener Nachrichten sind es dieselben Figuren von Menschen und Thieren, und selbst ganze Scenen, welche man in dem Heldengedichte Mahabarat, das jenen Mythus behandelt, beschrieben findet, welche hier abgebildet sind; wie z. B. Krischna unter den Gopis oder Schäferinnen u. a. Wir wissen also wo der Schlüssel zu diesen Bildwerken zu suchen ist; und erst derjenige wird die gewünschten Aufklä-

rungen

rungen hier geben können, dem es vergönnt ist, mit dem Mahabarat in der Hand jene Ruinen zu durchwandern. Selbst die von Goldingham abgezeichneten Inschriften, welche über den einzelnen Götterfiguren stehen, geben noch keine Aufklärung; da der Schlüssel weder zu dem Alphabet noch der Sprache gefunden ist, worin sie verfaßt sind. Wäre dieses Alphabet dasselbe, in welchem die Inschriften zu Kennery geschrieben sind, so wäre dadurch auch die Verbreitung desselben über beyde Küsten der Halbinsel erwiesen [6]).

Die Anlagen zu Mavalipuram sind zum Theil unvollendet, und stellen einen unzweydeutigen Beweis dar, daß ein furchtbares Naturereigniß, ein Erdbeben das den Felsen spaltete, (wodurch vielleicht auch ein Theil der Stadt unter das Meer versenkt

6) Eine Aehnlichkeit zwischen den Schriftzeichen von Mavalipuram und denen von Kanara, (ohne Zweifel doch Kennery?) will Hr. Langlès bemerkt haben. Monuments de l'Inde p. 50. Ich für mein Theil aber gestehe, daß ich zwischen den Abbildungen der erstern von Goldingham und der letztern von Gough sie nicht wahrnehmen kann. Eher finde ich eine Aehnlichkeit mit den zu Ellore, welche Wilford im V. Bande der As. Researches p. 141. bekannt gemacht hat. Es ist wenigstens eine Aehnlichkeit der Züge im Ganzen; wenn auch keinesweges die einzelnen Buchstaben genau dieselben sind.

versenkt wurde, in welches weit hinein noch die Trümmer ragen;) die Arbeit unterbrach. Aber auch von dieser Naturbegebenheit hat sich das Andenken verlohren; und das hohe Alterthum dieser Anlagen, an denen ohnehin der Zahn der Zeit so lange genagt hat, daß manche der Sculpturen schon unkenntlich geworden sind, wird schon dadurch wahrscheinlich. Bey unserer noch so mangelhaften Kenntniß dieser wichtigen Monumente halte ich mich doch zu folgenden Bemerkungen berechtigt:

Erstlich: Mavalipuram war zu gleicher Zeit ein Hauptplatz des Cultus; der Sitz von Königen; und höchst wahrscheinlich auch ein bedeutender Handelsplatz. Die noch vorhandenen Anlagen scheinen es unzweifelhaft zu machen, daß es eine Stadt von großem Umfange gewesen seyn muß. Auch sie giebt uns also einen neuen Beweis der engen Verbindung, in der Handel und Religion in diesen Gegenden standen.

Zweytens: Die Indische Sage selbst macht diese Anlagen uralt; indem sie sie den Königen Judister aus dem Hause der Pandos, und Bali beylegt; beydes Verwandte des Krischna, in dessen Mythenkreis sie gehören [7]). Es wird dadurch diese Anlage

7) Polier Mythologie des Indous I., p. 122. 338.

Anlage also in das Mythische Zeitalter zurückgesetzt; welches freylich keine genaue chronologische Angabe zuläßt. Vergleicht man aber diese Denkmähler unter einander, so wird es höchst wahrscheinlich, daß sie gar nicht zugleich, sondern in langen Zwischenräumen entstanden sind; nicht blos wegen ihres Umfangs; sondern auch wegen der Verschiedenheit der Bauart. Ein Paar dieser Felsenpagoden scheinen gleichsam ein gewölbtes, aber doch spitzig zulaufendes, Dach zu haben; wie die Bogen in einer Gothischen Kirche [8]). Neben den Felsenpagoden aber erblickt man andere, die, nach der ältesten Bauart über der Erde, aus blos auf einander gelegten Steinblöcken in pyramidalischer Form errichtet sind. Berechtigt uns diese Mannigfal-

8) Chambers in As. Res. I., p. 151. Man sehe die Abbildung bey Langlès Pl. 23. Goldingham in As. Res. V., p. 74. führt eine Sage an, daß ein Nordischer Fürst vor etwa 1000 Jahren ein großes Bauwerk hätte ausführen wollen; aber mit den Indischen Bauleuten über den Preis nicht hätte eins werden können. Diese, 4 bis 5000 an der Zahl, seyen darauf entflohen, und hätten in 4 bis 5 Jahren diese Prachtwerke ausgeführt; bis jener Fürst sie zurückgerufen hätte. — Hr. v. Dalberg A. G. Ephem. B. 32., S. 7. der diese Erzählung wiederholt, hat, ohne Zweifel aus Versehen, das Wort Indische ausgelassen. Ich bemerke dieß daher ausdrücklich, damit nicht etwa jemand sofort einen Beweis für eine, aus dem Norden nach Indien verpflanzte, Baukunst daraus zieht.

nigfaltigkeit, die eine nähere Kunde, und mehrere und bessere Abbildungen unstreitig noch größer zeigen würden, nicht zu dem Schluß, daß die Monumente von Mavalipuram aus sehr verschiedenen Zeitaltern sind; zugleich aber auch, daß diese Stadt selber eine Dauer von Jahrhunderten gehabt haben muß?

Drittens: Die Sculpturen auf Mavalipuram beziehen sich sowohl auf den Cultus des Schiva als des Vischnu; hauptsächlich jedoch auf den des letztern. Dagegen findet sich, so viel wir bis jetzt wissen, von dem Dienst des Budda hier keine Spur. Dieser Umstand sowohl, als auch die Vollendung dieser Bildwerke, muß zu dem Schlusse führen, daß diese Denkmähler, wenn auch zu den sehr alten, doch nicht zu den ältesten in Indien gehören.

Viertens: Sehr merkwürdig aber ist die enge Beziehung, in welcher sie auf das Epos des Mahabarat stehen. Die Vorstellungen auf den Mauern drehen sich wenigstens größtentheils in dem Kreise der dort behandelten Mythen herum. Nach der Versicherung der Braminen aber soll die Stadt unter ihrem Sanscrit-Nahmen Mahabalipur [9]) (die Stadt des großen Bali) in dem Gedichte selbst

9) Chambers in As. Res. I., p. 146.

selbst erwähnt werden [1]). Ist dieß, so liegt darin, so wie auch in den unverständlich gewordenen Inschriften, ein großer Beweis ihres hohen Alters. Aber mit der Wunderstadt Dwarka, die der Ramajan besingt, darf Mavalipuram nicht verwechselt werden [2]). Dwarka lag mitten im Meer, nicht an der Küste; und in dem Indischen Mythus geht Vischnu von Dwarka nach Mavalipuram [3]).

Fünftens: In eben die Gegend, wo wir die Trümmer von Mavalipuram finden, setzt Ptolemäus [4]) eine Stadt Maliarpha. Er nennt sie eine Handelsstadt, (Emporium;) deren es nach seinem Berichte mehrere an jener Küste von Indien gab. Die Lage und die Nahmenähnlichkeit machen es allerdings sehr wahrscheinlich, daß dieß keine andere Stadt als Mavalipuram sey; und ist dem so, so haben wir zugleich den historischen Beweis, daß Mavalipuram sowohl in dem Zeitalter des Ptolemäus vorhanden, als ein bedeutender Handelsplatz war. Daß dieses aber keineswegs es verhindert,

daß

1) As. Res. I., p. 155.

2) Die Vermuthung des Hrn. v. Dalberg; A. G. Ephem. B. 32. S. 12.

3) As. Res. I., p. 156.

4) Ptolem. VII., cap. 1.

daß diese Monumente schon in ein viel höheres Alter hinaufgehen, bedarf nicht erst eines Beweises.

Diese Felsendenkmähler sind die wichtigsten, welche bisher in Indien entdeckt sind. Geht nun gleich aus ihnen Allen hervor, daß die Bewohner Indiens, eingeladen von der Natur die sie umgab, es in der Anlage und Verzierung von Grotten und Felsen weiter wie irgend ein anderes Volk gebracht haben, so ist doch auch zugleich klar, daß sie selber darum kein Hölen bewohnendes **Volk** waren. Jene Anlagen finden sich nur an einzelnen Stellen; nicht als allgemeine Wohnungen der Lebenden und Todten, sondern als Wohnungen der Götter, und ihrer Diener. Alles spricht dafür, daß eine herrschende Priestercaste als unverwüstliche Heiligthümer, als Mittelpuncte ihres Cultus, vielleicht auch ihrer politischen Macht, sie anlegen ließ. Wenn, wie es noch aus der Folge dieser Untersuchungen deutlicher werden wird, auch bey den Indern Religion und Politik auf das engste verbunden waren, wie hätte man wohl auf den großen Haufen durch Cultus und Religion kraftvoller einwirken können, als durch diese zugleich schauerlichen und prachtvollen Werke? Todt und bedeutungslos stehen sie jetzt da, wenn man sie blos für sich betrachtet; erst dann beleben sie sich für den

For-

scher, wenn er sie in Verbindung mit der Religion und Mythologie des Volks, wie ihr Epos sie uns aufbewahrt hat, ansieht. Bald entsteht dann bey ihm die Ueberzeugung, daß sie im Ganzen genommen eben dem Zeitalter angehören müssen, in dem jenes sich bildete; und wenn die Töne von diesem nur aus fernen Jahrhunderten zu ihm herüber hallen, wird er nicht umhin können, wenn gleich keine Chronik das Jahr ihrer Erbauung angemerkt hat, so lange keine andere Beweise für den spätern Ursprung gegeben werden, als man bisher aufzufinden vermocht hat, auch diese halb verwitterten Werke der Kunst aus ihnen herzuleiten.

Nach diesen Felsenmonumenten unter und über der Erde, bleibt uns die dritte und zahlreichste Classe von Denkmählern übrig, welche ganz von Menschenhänden erbaut wurden. Sie sind von verschiedener Art. Wenn aber von alten Denkmählern die Rede ist, so scheinen außer den Tempeln und ihrem Zubehör nur vielleicht einige Bergfesten auf ein höheres Alter Anspruch machen zu können. Aber auch dieß ist ungewiß; und unsere Untersuchung wird sich auf diese Tempel, mit einem, den Indern selbst unbekannten, Nahmen, von den Europäern Pagoden genannt [5]), beschränken müssen. Manche

5) *Velar* im Sanscrit; Langlès p. IV.

[redacted]

Manche derselben sind in den bereits oft erwähnten Werken abgebildet. Aber wer sie als Quellen der Indischen Alterthumskunde gebrauchen will, findet bald große Ursache zur Vorsicht und Mißtrauen; wenn ihr Alter auch nur mit einiger Wahrscheinlichkeit bestimmt werden soll. Der gänzliche Mangel einer Geschichte der Indischen Baukunst macht sich ihm sogleich sichtbar [6]). Will er nicht blind den Angaben von Braminen folgen, die sich vielleicht ein Verdienst daraus machen ihn zu hintergehen, so wird er jedesmal anstoßen, wenn die Frage von dem Alterthum eines Gebäudes ist. Diese Lücke hier ausgefüllt zu sehen, wird wohl Niemand erwarten. Nur der Baukünstler vermöchte es, uns eine solche Geschichte zu geben; aber sie läßt sich nach meiner Ueberzeugung noch keinesweges aus unsern Kupferwerken schöpfen; nur an Ort und Stelle, nach langer und vieler Beobachtung in allen Theilen Indiens, mag sie der Eingeweihte aufklären. Und doch muß ich hier einige Bemerkungen darüber dem Urtheil des Lesers unterwerfen.

Die Indische Baukunst, dieß lehrten schon die Felsentempel, ist eine Tochter der Religion. Sie blieb dieses fortdauernd, auch als man über der

6) Man sehe darüber einige Bemerkungen des Capitain M'Kenzie in As. Res. VI., p. 443.

der Erde Gebäude aufführte. Nur in den Pagoden, und den damit in Verbindung stehenden Anlagen, bildete sie sich aus; nicht in den Privatwohnungen. Was sind noch jetzt eigentlich die Städte der Hindus? Was die sogenannte schwarze Stadt von Calcutta, Madraß und die übrigen? Nicht viel mehr als Hausen von Hütten, wie das Clima sie erheischt, aus Bambus und ähnlichem Stoff, um die Pagoden gelagert. Indem aber so die Baukunst an die Religion geknüpft ward, blieb sie auch eben so unvergänglich als diese. Es konnte Zeiten geben, wo die Werke der Baukunst sparsamer errichtet wurden; wie in den Zeiten der Unterjochung; aber auch selbst dann ward der heilige Eifer der Inder nur zurückgehalten, nicht vernichtet. Tempel also wurden zu allen Zeiten in Indien errichtet, und werden es noch. Man hüte sich also, an Pagoden sofort die Vorstellung eines hohen Alterthums zu knüpfen; wenn es gleich allerdings einzelne derselben giebt, die dessen sich rühmen können.

Wenn es nun von uralten Zeiten her eine heilige Baukunst in Indien gab, in wie fern ist sie selbstständig geblieben; oder in wie fern haben die fremden Herrscher ihren Character verändert? Vor den Zeiten der Muhamedanischen Eroberungen,

gen, gleich nach dem Jahr 1000 unserer Zeitrechnung, ist es uns nicht bekannt, daß fremde Eroberer, wenn gleich zuweilen ein Theil von Indien den benachbarten Persischen oder Arabischen Reichen unterworfen seyn mochte, sich dauernd darin niedergelassen hätten, dort einheimisch geworden wären. Und wenn auch vielleicht früher einzelne Arabische Niederlassungen an den Küsten der Halbinsel errichtet seyn mögen, so hat doch bisher noch Niemand, so viel ich weiß, eine Spur von Arabischer Baukunst, wie etwa Spanien sie aufbewahrt, in Indien gefunden. Aber seitdem dort die Mogolen sich niederließen, und ein glänzendes Reich dort bildeten, lebte unter ihnen auch die Baukunst auf; und so viele Palläste und Mausoleen, besonders in den Gangesländern, stehen noch als die Beweise ihrer Baukunst da. Die Ausbildung der Baukunst bey den Mogolen in Indien würde gewiß einen höchst interessanten Abschnitt in einer allgemeinen Geschichte dieser Kunst im Orient geben; ich fühle mich nicht dazu fähig; aber wenn ich gleich einen wechselseitigen Einfluß der Indischen und Mogolischen Baukunst auf einander nicht leugnen mag; so ist es mir doch sehr wahrscheinlich, daß weit eher die Mogolen etwas von den Indern, als die Inder von den Mogolen in ihrer Baukunst angenommen haben. Hätten die Inder es auch gewollt,

würde

würde ihre Religion es ihnen erlaubt haben? Jene Fremden entheiligten oder zerstörten ihre Tempel; konnten sie sie nach dieser ihren Mustern wieder aufbauen? Mir scheint vielmehr, die Indische Baukunst habe sich in den Hauptzügen ihres Characters von der Mischung mit Fremdem rein erhalten; wenn sie auch in Nebensachen, hauptsächlich in Verzierungen, einiges davon angenommen haben mag. Es entsteht also die Frage: worin der eigentliche Character der Indischen Baukunst besteht? Ich glaube ihn in Folgendes setzen zu müssen.

Erstlich: Die Indische Baukunst gieng hervor aus der Pyramidenform. Dieß ist die Form aller Alt-Indischen Pagoden. In diesem ihren Hauptcharacter unterscheidet sich die Baukunst des diesseitigen oder eigentlichen Indiens von der des jenseitigen, und wahrscheinlich des größten Theils des übrigen Asiens; wo die Formen der Baukunst deutlich die Nachahmung von Gezelten verrathen [7]. Wie durch diese Verschiedenheit der Urform der Character der Baukunst im Ganzen verschieden seyn mußte,

7) Man vergleiche besonders für das jenseitige Indien, Ava, Pegu rc. die Abbildungen in der Reise von Symes von den Tempeln und Klöstern in dem Reich der Birmanen.

mußte, fällt in die Augen; aber auch in den einzelnen Theilen. Denn

Zweytens: Die Form der Pyramide schließt schon durch sich selbst die Wölbung, und das Gewölbe aus. Aus der Beschreibung der Tempelgrotten ist zwar gewiß, daß die Inder die Idee des Gewölbes hatten; aber es ward auch schon oben [8]) bemerkt, es folge daraus nicht, daß sie sie auch in eigentlichen Gebäuden anwandten, oder auszuführen verstanden. Neuere Schriftsteller sprechen ihnen die Kunst Gewölbe zu verfertigen, geradezu ab [9]). Aber in den Abbildungen ihrer ältesten Bauwerke endigen doch mehrere derselben in Kuppeln [1]). Setzt das nicht die Kunst zu wölben voraus; oder sind diese erst später aufgesetzt? Aber die Abbildungen kommen, wie bald unten bemerkt werden wird, nicht immer unter einander überein; und ich muß also diese Frage Baukünstlern, und besser unterrichteten Nachfolgern, zu entscheiden überlassen.

Drittens: Eben diese Pyramidenform machte zwar Pilaster und Säulen überflüssig. Aber man

8) S. oben S. 341.

9) Man sehe besonders Langlès p. 34.

1) Wie z. B. die Pagode von Tanjore.

man kannte diese schon aus den unterirdischen Anlagen; und da man nicht blos bey der Pyramidenform stehen blieb, so fanden also diese auch in Gebäuden anderer Art ihren Platz. Nachgeformt aber scheinen sie mir hier offenbar den Mustern, welche jene Grotten darstellten. In den Verhältnissen und Verzierungen der Säulen blieben die Inder wohl hinter Aegyptern und Griechen zurück; aber in dem Reichthum der Verzierungen von Pilastern, unter andern auch durch nichttragende Caryatiden, übertrafen sie wohl beyde Völker [2].

Viertens: Da die Pagoden das Ziel der Wallfahrten oft für viele Tausende von Pilgrimmen wurden, so erforderte das Bedürfniß selber Gebäude anderer Art in ihrer Nähe, zu denen vor Allen die Tschultris oder Herbergen gezählt werden müssen. Man könnte sie Caravansereyen nennen, wenn sich nicht zu leicht eine falsche Nebenidee daran knüpfte. Die Religion der Inder macht die Anlage solcher Gebäude zur Pflicht; oder setzt sie wenigstens unter die guten Werke; und so dürfen wir uns nicht wundern, wenn ihre Zahl sich so sehr vervielfältigt hat; und sie in der Nähe berühmter Pagoden nie zu fehlen pflegen. In der Anla-

2) Man vergleiche als Beweis den reich verzierten Pilaster bey Langlès Pl. 7.

Anlage und Verzierung von diesen, wo die Religion keine feste Formen vorschrieb, scheint die Indische Baukunst sich vorzüglich geübt zu haben [3]). Es war besonders hier, wo Säulen und Pilaster ihre Stellen fanden; gewölbte Tschultris kommen aber in den mir bekannten Abbildungen der Denkmähler Indiens nicht vor. Die Kunstverständigen mögen entscheiden, ob uns dieß zu dem Schluß berechtigt, daß wenn auch die Gewölbe den Indern nicht unbekannt waren, sie doch selten, und vielleicht nur bey Kuppeln, angewandt wurden. Ein gemauertes Wasserbehältniß, (Tang) ist jedesmal in der Nachbarschaft des Tschultri.

Fünftens: In dem Bau der Pyramiden-Pagoden scheint mir ein Fortschreiten der Kunst unverkennbar zu seyn. Für die ältesten sehe ich diejenigen an, welche, nach Art der sogenannten Cyclopischen Mauern, aus bloßen auf einander gethürmten Quader-Steinen, ohne weitere Verzierungen, als Pyramiden erbauet sind. Der nächste Schritt scheint gewesen zu seyn, sie in dem Aeußern zu verzieren, indem man mancherley architectonische Ornamente an ihnen anbrachte. Dann gieng die Kunst weiter. Die Bilder von Gottheiten, von Thieren

Man sehe den prächtigen Tschultri von Madura, bey [illegible] Pl. 6.

Thieren wurden an ihren Außenseiten dargestellt; bald aber ganze Scenen aus den großen epischen Gedichten. Das Innere dieser Pyramiden-Pagoden pflegt schauerlich dunkel zu seyn. Dem Tageslicht wird der Zugang versagt; nur eine Lampe erhellt es, und zeigt die Gegenstände in einem zweydeutigen Lichte. In dem Fortgange der Zeit scheint die Baukunst ihre schwerfällige Gestalt immer mehr abgelegt zu haben. Die Pagoden bekommen ein lichteres Ansehen; und werden endlich selbst zu großen Eingängen oder Pylonen in das Innere der Heiligthümer. Der ganze Bezirk nemlich des Heiligthums wird dann mit Einer, oder auch einer doppelten Einfassung versehen. Innerhalb derselben wurden auch die andern Gebäude und Denkmähler errichtet, deren man benöthigt war. Große Säle, deren flaches Dach, wie bey den Aegyptischen, von einer Menge Säulen getragen wird; Gebäude, in denen die heiligen Thiercolosse ruhen; andere mit dem nöthigen Apparat zu den Processionen mit den Götterbildern, von einem Heiligthum in das andere; die heiligen Teiche sie zu waschen u. s. w. Hätten wir die Geschichte jener Gebäude, so würde sich wahrscheinlich zeigen, was bey den Aegyptischen außer Zweifel gesetzt ist, daß das Heiligthum anfangs nackt und allein da stand; bis andächtige Reiche die einzelnen Anlagen um daßelbe mach-

machten, wodurch es jetzt oft beynahe verdunkelt wird.

Ehe ich einzelne jener Pagoden, die durch ihr Alterthum sich auszeichnen sollen, erwähne, muß eine, für die Geschichte der Indischen Baukunst keinesweges erfreuliche, Bemerkung vorangeschickt werden. In dem Theile von Indien, welcher als die Wiege der Indischen Religion und Cultur betrachtet werden muß, hat der Fanatismus der Muselmänner die alten Denkmähler der Hindusreligion größtentheils zerstört. Am ärmsten ist das eigentliche Bengalen daran; mehreres hat sich in Bahar, besonders in Benares, der heiligen Stadt, erhalten. Die Küste Coromandel dagegen war jenen Verwüstungen viel weniger ausgesetzt. Daher finden sich auf ihr, und in dem Innern der Halbinsel, die meisten und berühmtesten jener Heiligthümer. "Hier", sagt Lord Valentia [4]), "hat fast jedes „Dorf seine Pagode mit einem hohen steinernen „Thorweg, von nicht schlechter Architectur; bey denen die Braminen entweder von ihren Einkünften, „oder auch der Freygebigkeit der Regierung, leben. „Die Heerstraßen, die zu diesen heiligen Gebäuden „führen, sind mit Tschultrys besetzt, für die Aufnahme der Schaaren von Pilgrimmen; die gleichfalls

4) Valentia travels I., p. 355.

„falls von Braminen besorgt werden.“ — So tritt also in Indien gerade der umgekehrte Fall wie in Aegypten ein. Wenn sich in diesem letztern Lande eben da, wo die Wiege seiner Größe war, in Oberägypten, auch die Ueberbleibsel seiner Baukunst vorzugsweise erhalten haben; und dagegen Unterägypten verhältnißmäßig arm daran ist: so giengen sie in Indien da zu Grunde, wo sie wahrscheinlich zuerst sich erhoben; und wie alt auch einige derselben seyn mögen, welche die Halbinsel uns darbietet, so gehören sie doch vermuthlich nicht zu den ältesten, die Indien besessen hat.

In die Reihe derjenigen Pagoden, welche zu den ältesten, sowohl nach ihrem Bau, als nach dem Zeugniß der Hindus gehören, setze ich zuerst die von Deogur, oder Dulatabad, in der Nähe von Ellore. Es ist — ähnlich denen zu Mavalipuram — eine Gruppe von drey Pagoden in Pyramidenform aus über einander gelegten Quaderstücken ohne Seulpturen [5]). Auf dem Gipfel einer jeden erhebt sich der Dreyzack des Mahadeu; ein Beweis, daß sie diesem Gotte gewidmet waren.

5) Sie sind abgebildet bey Hodges Pl. XXIII.; und bey Maurice History of Hindostan Vol. VI.

[redacted]

[illegible] über ihr Alter wissen selbst [illegible] anzugeben, als daß sie sie [illegible]; aber außer ihrem Bau [illegible] ihre Lage zu bestätigen. [illegible] nicht höchst wahrscheinlich fin- [illegible] Beziehung auf die benachbarten [illegible] hatten, die oben beschrieben sind? [illegible] aus eben den Zeiten sich her- [illegible] wie oben gezeigt ist, Ellore der [illegible] der Cultur der Inder gewesen zu seyn [illegible] werde noch einmal darauf zurückkommen.

[illegible] völlig ähnliche Bauart hat die berühmte [illegible] von Tanjore. Auch sie besteht aus über [illegible] gelegten Quadersteinen; ohne alle äußere [illegible], und ohne Kuppel [6]). Die Pyra- [illegible] 200 Fuß Höhe; und nach Valentia's [illegible] ist sie das schönste Werk dieser Bauart in [illegible]. Ihr Inneres enthält einen Saal, der [illegible] nur durch Lampen erhellt wird; der Ver-

samm-

6) Man sehe die Abbildung in MAURICE Hist. of Hindostan I. P. 5. nach der Zeichnung von Hodges. Sie ist wesentlich verschieden von der bey LANGLÈS pl. 9. 10. nach den Daniells. Hier hat die Pyramide äußere Verzierungen, (schein- bare Fenster, fast wie der Obelisk von Axum, VALENTIA III. pl. 7.) und endigt in einer kleinen Kuppel. Aber Va- [illegible] gesteht selbst, I. p. 356., daß die Daniells verschö- [illegible] haben; ich gehe also nach der erstern Abbildung.

sammlungsplatz der Braminen. Alle bestimmte Nachrichten über ihre Erbauung fehlen; und eben darin, in Verbindung mit ihrer Bauart, sucht man den Beweis für ihr hohes Alter. Der Lingam zeigt, daß sie dem Schiva gewidmet war; neben ihr steht die Colossalstatue seines Stiers Nundi; in einem auf Pfeilern von ächt Indischer Bauart ruhenden Gebäude [7]). Sie ist aus Einem Stück braunen Porphyrs; und hat bey 16 Fuß Länge 12 Fuß Höhe. Kommt sie auch den Aegyptischen Colossen nicht gleich, so giebt sie doch den Beweis, daß auch die Inder die Kunst verstanden gewaltige Massen fortzubringen. Der Stier ist nicht weniger als der Gott selbst, der Gegenstand der Verehrung; unter dem Getöse der Cymbeln und Flöten wurden neben seiner Behausung, wie neben der Pagode, die Feste begangen, die unwillkührlich an die Bacchischen Orgien erinnern.

Merkwürdig, schon durch ihre Lage, sind die Pagoden von Ramiseram, der Insel zwischen dem Continent und Ceylon, von wo Rama seinen gefeyerten Zug gegen Ravuna ausführte, den der Ramajan besingt. Es ist eine Gruppe von Pagoden,

7) Bey Langlès pl. 10. Aber auch hier ist nach Valentia die Zeichnung der Daniells nicht genau.

goden, von denen Valentia eine Beschreibung, jedoch keine Abbildung, gegeben hat [8]). Die größte ist dem Rama, die zweyte seiner Gattin Sita, eine dritte kleinere dem Mahaden gewidmet. Noch immer sind sie eins der ersten Heiligthümer der Nation; welches der Fremdling nicht in seinem Innern betreten darf. Nur mit Wasser aus dem Ganges, das die Pilgrimme und Fakire herbey führen, dürfen die Götterbilder gewaschen werden. Das Ganze ist mit einer Einfassung umgeben, wovon das Hauptthor 40 Fuß Höhe hat. Ein großer Thorweg führt zu den Hauptpagoden; er hat die Gestalt einer abgekürzten Pyramide; "und erinnerte mich, (sagt L. Valentia,) an die alt-Aegyptischen Monumente." Man erkennt darin jene uralte Bauart; indem die Steinblöcke senkrecht, und nachher wagerecht, blos über einander gelegt sind. Die Außenseite der Pagode war roth bemahlt; und mit einer erstaunlichen Menge von Bildwerken verziert. Das Innere wird auch hier nur durch Lampen erhellt; "aber das Ganze, (sagt „jener Reisende,) hat ein prachtvolles Ansehen; „welches Worte umsonst zu beschreiben versuchen „würden."

Zu

8) Valentia travels I., p. 340.

Zu den durch ihr Alterthum merkwürdigen Pagoden scheint allerdings auch die zu Madura zu gehören. Sie hat gleichfalls die Pyramidenform [9]; und die Außenseite ist mit Architectonischen Verzierungen, mit Pilastern und scheinbaren Fenstern, geschmückt. — Aber sie giebt zugleich einen Beweis, wie vorsichtig man in diesen Behauptungen seyn muß. Denn die um dieselbe befindlichen Anlagen, der Pallast, und besonders der Tschultri, sind neu; letzterer ward erst 1623 gebaut. Aber er ist höchst merkwürdig als Probe der damaligen Indischen Baukunst; zum Beweise daß, wenn sie auch vielleicht in Nebensachen etwas von der der Mahomedaner angenommen hatte, sie doch auch hier noch sowohl in dem Character des Ganzen, als in den Verzierungen, ächt Indisch erscheint [1].

Eine der ältesten zugleich und der heiligsten Pagoden der Inder ist die von Jagarnaut, ein Beynahme des Krischna, dem sie geweiht ist. Sie liegt fast am Nordende der Küste von Coromandel, und ist den Europäern unter dem Nahmen der schwarzen Pagode bekannt; weil ihre dunkle Farbe

9) Man sehe Langlès p. 3. Pl. 5. nach Daniells.

1) Man sehe die Abbildung dieses prächtigen Gebäudes bey Langlès Pl. 6.

Farbe auf der sandigen Küste sie schon von weitem her den vorbey Schiffenden sichtbar macht [2]). Auch sie hat die Pyramidenform; aber ich vermisse eine Abbildung derselben [3]). Höchst merkwürdig aber ist sie für die Religionsgeschichte der Inder; wofern es gegründet ist, daß bey ihr der Castenunterschied aufhört; und Höhere und Niedere mit einander essen können, ohne sich zu verunreinigen [4]).

Es ist bereits oben bemerkt, daß wenn die Indische Baukunst sich in den Formen ihrer Tempel gleich blieb, sie dagegen in den Sculpturen die sie schmücken, so wie in den Umgebungen, und besonders den Einfassungen derselben, sichtbar fortschritt. Indem nehmlich theils mehrere Pagoden neben einander erbaut wurden, (eine Sitte, die offenbar, so wie bey den Tempelgrotten, darin ihren Grund hatte, daß man neben der Wohnung des Gottes auch seiner Gattin oder seinen Begleitern Wohnungen bereitete;) theils auch andere Anlagen, vor allen jene Säle mit flachen Dächern, wie die Aegyptischen aus Steinblöcken bestehend, die

2) Valentia travels T. I., p. 55.

3) Den Mythus ihrer Erbauung durch den Rajah Ainderdon, im Zeitalter des Krischna, giebt Polier II., p. 162.

4) Polier II., p. 167. Ihm zufolge dauert diese Sitte noch jetzt fort.

die von einer Menge Säulen getragen werden, daneben angelegt wurden, so gieng man weiter, und fieng an den ganzen heiligen Raum mit Mauern einzuschließen, die, aus Quadersteinen gebaut, oft einen großen Umfang hatten; und deßhalb wieder großer und prächtiger Eingänge bedurften. Da es nicht meine Absicht seyn kann, alle diese Pagoden einzeln durchzugehen, so berufe ich mich hier nur auf die von Siringam mit einer siebenfachen Einfassung [5]); auf die dem Schiva und seiner Gattin geweihte von Kandjeweram [6]); vor allen aber auf die von Chalambrom, in der Landschaft Tanjore [7]); die gleichsam als das Muster der übrigen betrachtet werden kann. Eine doppelte Einfassung umschließt hier die Heiligthümer [8]). Die

5) Langlès p. 25. Die äußerste Einfassung umschließt eine □ Lieu. Die Mauern sind genau orientirt; und über jedem der 4 großen Eingänge erhebt sich eine Pyramide, reich mit Sculpturen geziert.

6) Man sehe die Abbildung dieser Pagode bey Valentia Pl. 12. und Langlès Pl. 28. Sie ist besonders merkwürdig durch die Reihe von Thiergestalten, welche gleichsam als Wächter dazustehen scheinen.

7) Sie liegt 2 Lieus von der Küste, und 9 südlich von Pondichery.

8) Man sehe die ausführliche Beschreibung bey Langlès p. 26 sq. Nebst dem Grundriß Pl. 15.

Die äußere, ein regelmäßiges länglichtes Viereck, 220 Toisen lang, und 160 breit, und genau nach den Weltgegenden orientirt, ist aus Backsteinen, aber mit Quadern bekleidet; die innere dagegen ganz aus Quadern gebaut. Jede Seite hat ein prächtiges Thor aus großen Steinen mit Pilastern 32 Fuß hoch; und über jedem Thor eine Pyramide von 150 Fuß Höhe. Sie sind offenbar den Pagoden nachgebildet; aber von leichterer Bauart; und von unten bis oben mit Sculpturen bedeckt von Göttern und Thiergestalten [9]). In dieser zweyten Einfassung sind die heiligen Gebäude und Anlagen. Einen Theil des Areals derselben nemlich nimmt eine dritte Einfassung ein; um welche inwendig eine Colonnade läuft. In ihr stehen drey Capellen, die eine dem Lingam, die andere dem Vischnu geweiht; die dritte ohne Götterbild. Die Mitte des Areals nimmt ein großer, zu den Reinigungen bestimmter, Teich ein. Auch um ihn läuft ein Säulengang; und auf steinernen Stuffen steigen die Pilger und Pilgrimme in das heilige Wasser; sich ihren Betrachtungen zu überlassen. An der rechten Seite ist der Haupttempel, der Parbutti geweiht, deren Statue dem Eingange gegen über steht. Auch dieser Tempel hat wieder seine Einfassung, um

9) Man sehe die Abbildung bey Langlès Pl. 16.

um welche inwendig ein Säulengang läuft; eine Vorhalle mit 6 Reihen Säulen führt zu dem Tempel; dessen Heiligstes stets durch viele Lampen erleuchtet ist. Vor dem Eingange erblickt man den Stier Nundi. Die Pilaster, welche den Eingang bilden, sind oben durch eine Steinkette verbunden; deren Glieder sehr künstlich aus Einem Block verfertigt sind. Säulen und Pfeiler sind von unten bis oben mit Sculpturen verziert. Gleich neben dem Tempel ist im Süden ein Saal, dessen flache Decke von 100 Säulen getragen wird; so wie ein ähnliches kleineres Gebäude im Norden. Aber die bewundernswürdigste Anlage ist an der andern Seite des großen Teichs. Ein Heiligthum oder Capelle, in der Mitte einer ungeheuern Säulenhalle, 360 Fuß lang, und 260 breit. Gegen 1000 Säulen [1]), jede 30 Fuß hoch, und gerade Alleen bildend, tragen das flache Dach, das so wie in den Aegyptischen Tempeln aus großen, platt aufliegenden, Steinblöcken besteht. Alles ist mit Bildwerk bedeckt; man erblickt ganze Vorstellungen aus dem Mahabarat; wie überhaupt aus der Indischen Theogonie.

1) Wenn gleich die Zahl 1000 nicht ganz genau seyn mag, so kann doch nicht viel daran fehlen; wie die Vergleichung des Saals mit 100 Säulen, die genau gezählt sind, beweiset. Vor dem Eingange stehen Maste mit Flaggen.

ogonie. Diese verschiedenen Hallen mit ihren Capellen waren dazu bestimmt, bey den feyerlichen Processionen das Götterbild aufzunehmen, das auf ungeheuern Wagen zu ihnen geführt ward. Nicht weniger als 3000 Braminen waren bey diesem Heiligthum angestellt; und wie unermeßlich mußte nicht der Zufluß der Pilger seyn, da die Kosten der Unterhaltung blos durch die milden Gaben von diesen bestritten wurden; weil das Heiligthum selber ohne Vermögen an liegenden Gründen ist.

Ich glaubte eine etwas ausführlichere Nachricht von diesem Tempel mittheilen zu müssen, um dem Leser einen Maaßstab von Indischer Architectur zu geben; nach dem die andern ähnlichen Anlagen gemessen werden können; aber auch zugleich als Bestätigung der obigen Bemerkung, wie die großen Indischen Denkmähler nach und nach entstanden sind; und wie behutsam man in den Bestimmungen über ihr Alter seyn muß. Die Braminen geben über den Ursprung dieses Heiligthums eine genaue Angabe aus der Sidambara Purana [2]) (oder Geschichte dieses Tempels), der zu Folge es von den drey Monarchen Djurdjen, Choren und Panda gebaut, und gegen das Jahr 400 des Kali

Jug,

2) Sidambara ist ein Nahme der Parbutti, der die Pagode geweiht ist.

Jug, (oder 617 v. Chr.) [3]) vollendet sey. Die Nahmen jener Rajahs gehören in das mythische Zeitalter, das der Mahabarat besingt [4]); und die Chronologische Angabe, welche sie in die historische Zeit setzt, würde also schon deßhalb Mißtrauen erwecken; wenn wir nicht auch bekennen müßten, über die Zuverlässigkeit, selbst über den weitern Inhalt, des Sidambara Purana in völliger Ungewißheit zu seyn. Immer aber ergiebt sich daraus, daß die Inder selber jene Pagode für eine der ältesten halten. Kaum aber giebt es eine andere, wo die allmählige Entstehung der dazu gehörigen Anlagen mehr in die Augen fallend wäre, (wie selbst ein Augenzeuge es bemerkt [5]);) und vielleicht ließe aus diesen Anlagen allein sich gleichsam ein Abriß der Indischen Baukunst durch die verschiedensten Zeitalter geben. Denn der eine große Eingang war, nach Valentia's Zeugniß, erst vor kurzem von einer frommen Wittwe mit einem Aufwande

3) Nach der gewöhnlichen Rechnung. Man s. Langlès p. 36. 37.

4) Ueber Durdjen, der in die Zeiten des Krieges der Pandos und Coros gehört, s. Polier II., p. 140 sq.

5) Valentia travels I., p. 370. Der Haupttempel erscheint nach ihm als die älteste Anlage; welches auch die darin befindlichen Inschriften in unbekannten Alphabeten zu bestätigen scheinen.

wande von nicht weniger als 40000 Pagoden (fast eben so viel Ducaten) wieder hergestellt worden; und an einem, noch unbedeckten, Säulengange ward noch gebauet [6]). Die Hauptpagode dagegen trägt nach Valentia's Zeugniß solche Spuren der ältesten Bauart, daß er sie selbst noch über die von Tanjore und Ramiseram setzt. Jene reichen Sculpturen aber in den großen Säulenhallen, meist nach dem Mahabarat, können unmöglich aus der Kindheit der Kunst seyn; und wer die Abbildung jener leicht gebauten und üppig verzierten Pyramiden über dem großen Eingang, wer jene reichen Pilaster und die kunstvollen Steinketten, die, blos zum Schmuck, sie verbinden, betrachtet, wird schwerlich sich überreden, daß die Kunst mit solchen Werken habe anfangen können.

Es wäre gegen den Zweck dieser Untersuchungen, von einzelnen Pagoden hier weiter zu sprechen [7]); da das was ich zeigen wollte, daß selbst nach unsern noch so unvollständigen Nachrichten, ein

6) Valentia a. a. O.

7) Anführen muß ich hier noch die Pagode von Tritchinapali, die, von der Pyramidenform abweichend, eine viereckte Gestalt haben, und Spuren von dem Cultus des Budda enthalten soll. Langlès p. 22. Pl. 12. 13. Aber sowohl die Nachrichten als die Abbildungen sind zu unbefriedigend, als daß man weitere Schlüsse daraus ziehen könnte.

ein Fortschreiten der Kunst in ihnen sichtbar ist, bereits klar hervorgeht. Möge der Künstler und Critiker, (denn beyde Eigenschaften muß er in sich vereinigen;) nicht lange mehr ausbleiben, der an Ort und Stelle diese Untersuchungen anstellt; und das, was hier nur in einem kurzen Umriß angedeutet werden konnte, zugleich weiter ausführt und berichtigt. Erst auf diesem Wege dürfen wir hoffen, zu sicherern Resultaten über das verhältnißmäßige Alter jener Denkmähler zu gelangen.

Wenn aber bis jetzt diese Heiligthümer Indiens uns über ihr Alter in Ungewißheit lassen; so giebt es noch einige andere Denkmähler, die deutlicher sprechen; und die deßhalb von uns nicht mit Stillschweigen übergangen werden dürfen; Pfeiler, oder auch Tafeln mit Inschriften; welche zu erklären dem Brittischen Scharfsinn gelungen ist. Säulen mit Inschriften zu errichten, um das Andenken gewisser Vorfälle der Nachwelt zu überliefern, war Alt-Indische Sitte [8]); so wie auch die Beschlüsse der Könige, wodurch Ländereyen verliehen wurden, auf Tafeln, von Metall oder Stein, zur Sicherheit des Besitzes, eingraben zu lassen. Von den bisher erklärten, die zugleich Zeitbestimmungen enthal-

8) As. Res. III., p. 46. 47.

enthalten, ist die älteste eine Landverleihung auf einer Kupfertafel, gefunden zu Mongeer in Bengalen, welche nach der Erklärung von Wilkins aus dem Jahr 23 vor Christo seyn soll [9]). Sie trägt indeß nur die Zeitbestimmung von dem 33sten Sombos d. i. Jahr; und nur durch eine Induction kann es wahrscheinlich gemacht werden, daß dieß von der Aera des Vicramaditya, die mit dessen Tode 56 vor Chr. beginnt, zu verstehen ist [1]). Mehrere der Helden des Mahabarat werden darin erwähnt; so wie ein Eroberer Paal Deb, der sich Indien von den Quellen des Ganges, bis zu Ramas Brücke nach Ceylon, die der Ramajan besingt, unterwarf. —

Wahrscheinlich aus demselben Zeitalter ist die Inschrift an dem Pfeiler zu Buddal in Bengalen, die gleichfalls Wilkins erklärt hat [2]); bestimmt die Nahmen des Gurava Misra, der sie setzte, und seiner Vorfahren den Nachkommen zu überliefern. Sie hat zwar keine Zeitbestimmung; aber die Schrift hat auffallende Aehnlichkeit mit jener [3]); ein König Pal

9) As. Res. I., p. 123.

1) As. Res. I., p. 142. die Note von Jones.

2) As. Res. I., p. 131.

3) Man vergleiche die Schriftproben, welche in den As. Res. von beyden gegeben sind.

Pal: Deb, vermuthlich derselbe der vorigen Inschrift, wird auch in ihr erwähnt. Sie ist so wie jene in Sanscrit; Mehrere der Helden aus dem Mythenkreise des Mahabarat und Ramajan nicht nur, sondern auch Valmiki, der Dichter des letztern, kommen darin nahmentlich vor.

Um nicht vieles jünger, aus dem Jahr Chr. 67, würde eine dritte Inschrift auf einem Obelisk seyn [4]), der oben auf einem Denkmahl steht, das dem

4) Der Obelisk enthält nach Capt. Polier As. Res. I., p. 379. 5 Inschriften in Sanscrit. Die erste, zu Ehren des Visala Deva, hat die Jahrzahl 1230. Die zweyte, von der hier die Rede ist, hat As. Res. I. p. 380 das Datum: 123 der Aera von Vicramaditya, (d. i. 67 n. Chr.). Es wird ausdrücklich hinzugesetzt: the date is here *perfectly clear;* at least it is clear, that only the three figures are written; *without even room for a cypher after them.* Wer könnte nach einer solchen Versicherung zweifeln? Und doch lesen wir nun As. Res. VII., p. 175. in dem Aufsatze von Colebrook: the date instead of being 123 of the aera Vicramaditya, or A. D. *67* as appeared from the former copy (des Capt. Polier) was clearly ascertained from the present (des Capt. Hoare) to be 1220 of the above aera; or A. D. 1164. — Eine Autorität steht hier also gegen die andere. Aber Polier hatte sich verschafft — nicht eine Abschrift, sondern genaue Abdrücke (exact impressions I., p. 379.) der Inschrift. Die Leser mögen also beurtheilen, ob nicht Er mehr Glauben verdient? Zweifel könnte erregen das Datum der ersten Inschrift 1230, da diese demselben König zu Ehren gesetzt ist. Aber Polier bemerkt

dem Firuz Schah (der von J. Chr. 1351 – 1388 zu Delhi herrschte;) beygelegt wird; wenn eine genauere Copie nicht gezeigt hätte, oder gezeigt haben soll, daß die Jahrzahl auf demselben anfangs unrichtig gelesen sey; und sie statt des erwähnten Jahrs 67 n. Chr. vielmehr in das Jahr 1164 unserer Zeitrechnung herab gerückt werden müsse. Die Inschrift ist gesetzt zu Ehren des Raja Visala (oder Vigrata) Deva; dessen Eroberungen sich bis zu den nördlichen Schneegebirgen ausgedehnt hatten.

Für eine der ältesten, von ihm erklärten, Inschriften hält Wilkins die in einer durch die Kunst gebildeten Tempelgrotte, mit gewölbter Decke, zu Gija (jetzt Nagurjeni) in Bahar [5]). Sie ist ohne Zeitbestimmung; aber in einer Schrift, welche von den vorigen wesentlich verschieden, und nach seiner Ueberzeugung unbezweifelt die älteste ist, die ihm bis dahin zu Gesicht kam. Die Sprache jedoch ist rein Sanscrit. Sie enthält eine Anrufung an die Göttin Durga oder Parbutti, Schiva's Gattin,

merkt ausdrücklich, daß auch dieses Datum gelesen werden könne 123, weil die Nulle ein doppelter Kreis sey, der auch keine Ziffer, sondern ein Zierrath oder eine Endung seyn könne; in welchem Falle beyde aus dem Jahr 67 n. Chr. seyn würden.

5) As. Res. I., p. 279.

Gattin, deren Heiligthum ein frommer Fürst Ananta Varma Land geschenkt hatte.

Von einer fünften Inschrift, wichtig durch ihre Zeitbestimmung und durch ihren Inhalt, hat Wilkins blos eine Uebersetzung, ohne Schriftproben und ohne Anmerkungen gegeben [6]). Sie ward in einer wüsten Gegend von Bahar, zu Buddha-Gaya auf einem Stein gefunden; wo einst Amara Deva, als Büßender lebend, von Budda besucht ward; der zu Anfang des Kali-Jug hier erschienen war. Amara Deva war einer der neun Weisen oder Gelehrten am Hofe des ruhmvollen Königs Vicramaditya, und sein erster Rathgeber. Er war es der ihm hier einen Tempel oder Heiligthum erbaute. Dieß bezeugt die Inschrift, gesetzt auf einem Stein im Jahr der Aera des Vicramaditya 1005, (d. i. J. Chr. 949).

Eine andere, durch einen Indischen Gelehrten aus dem Sanscrit übersetzte Inschrift, enthält eine Verleihung von Land, die der Raja Aricesari Deva, (dessen Vorfahren und ihre Thaten poetisch aufgezählt werden,) für heilige Wallfahrten machte. Sie

6) As. Res. I., p. 284. Wer die Inschrift gesetzt habe, wird nicht gesagt. — Die beyden folgenden I., p. 357. III., p. 39.

Sie ist aus dem Jahr 939 nach dem Tode des Königs Saca; d. i. 1018 n. Chr. Die mitgetheilten Schriftproben sind denen der zuerst erwähnten Inschrift vom Jahr 23 v. Chr. sehr ähnlich; mehrere Buchstaben sind völlig dieselben. Die Sprache ist auch rein Sanscrit.

Eine noch spätere, gleichfalls eine Landverleihung, die der Raja Chrisnarama, der seine Herkunft von Budda ableitet, macht, ist von dem Jahre 1448 eben dieser Aera, Sacabda genannt; oder 1526 unserer Zeitrechnung. Ein paar andere, ohne Zeitbestimmungen [7]), übergehe ich mit Stillschweigen.

Diese bisher erklärten Inschriften, (die Richtigkeit ihrer Erklärungen vorausgesetzt,) gehen also zwar nur wenig über den Anfang unserer Zeitrechnung hinauf; dagegen aber bis ans Ende des Mittelalters herunter. Allerdings also können sie für das höhere Indische Alterthum keine Aufschlüsse geben; aber außer den einzelnen historischen Nachrichten, die hier außer meinem Gesichtskreise liegen, führen sie doch über Schrift, Sprache, und Zeitrechnung zu einigen wichtigen Schlüssen.

Alle

7) As. Res. II., p. 167. V., p. 158.

Alle die bisher erklärten Inschriften sind aus dem Sanscrit erklärt; ja sie sind großentheils rein Sanscrit. Folgt also gleich keinesweges daraus, daß das Sanscrit in diesen Perioden die allgemeine Volkssprache Indiens war, so folgt doch so viel, daß sie in den Gangesländern, besonders in Bahar, die Schriftsprache, und höchst wahrscheinlich noch lebende, Sprache war.

Ferner: Wir lernen aus diesen Inschriften, daß zweyerley Zeitrechnungen, die von dem Tode des Königs Vicramaditya, und die von dem Tode des Königs Saca gebräuchlich waren; vermuthlich in verschiedenen Theilen oder Staaten Indiens. Der Anfang beyder ist nicht zweifelhaft; die des Vicramaditya beginnt 56 v. Chr., die des Saca 78 n. Chr., und beyde waren nach diesen Inschriften noch gebräuchlich die erste um die Mitte des zehnten, die andere im sechzehnten Jahrhundert. Die Einwendungen, welche in dem achten Bande der As. Untersuchungen von Bentley gegen das Zeitalter des Vicramaditya gemacht sind [8]), betreffen nicht seine Aera, sondern nur die Frage: ob die oben erwähnten neun Weisen und Dichter, besonders

8) As. Res. VIII., p. 243.

sonders Amarasinha, Calidas, und Varaha Mihira, an dem Hofe des ältern, oder an dem Hofe eines spätern Vicramaditya gelebt haben? worauf ich bey einer andern Gelegenheit bald wieder zurückkommen werde.

Das Alphabet, worin diese Inschriften geschrieben sind, ist entweder die unter dem Nahmen des Deva Nagari bekannte heilige Schrift, oder doch so nahe damit verwandt, daß sie daraus entziffert werden konnten. Diese, mit Erfolg gekrönten Versuche gelehrter Britten, zeigen also allerdings unwidersprechlich, daß der Gebrauch dieser Schrift schon über den Anfang unserer Zeitrechnung hinausgeht; und jene Perioden hindurch fortdauerte; aber freylich sind wir darum noch weit davon entfernt, den Schlüssel zu einer allgemeinen Indischen Schriftkunde zu besitzen. Die Inschriften in den Felsengrotten und Felsentempeln von Salsette, Mavalipuram u. a. lassen sich keinesweges aus einer der jetzt bekannten alten und neuen Indischen Schriftarten, so wenig dem Deva Nagari als den übrigen, erläutern. Sie scheinen selbst wieder unter sich verschieden zu seyn; und es ist daher sehr wahrscheinlich, daß selbst schon im hohen Alterthume verschiedene Alphabete in Indien im Gebrauch waren. Wenn gleichwohl nach den obigen Angaben

sich noch der Schlüssel zu denen von Ellore fand [9]; wenn diese nicht in einer unbekannten, sondern in der Sanscrit-Sprache, verfaßt sind; — dürfen wir die Hoffnung aufgeben, daß auch noch die übrigen werden enträthselt werden können? Hätten wir nur erst eine genaue Untersuchung darüber, in welchem Verhältniß die mancherley Alphabete Indiens in Rücksicht ihres Alters und ihrer Ableitung gegen einander ständen! Schwerlich ist in einem andern Lande Asiens so viel geschrieben worden wie in Indien; denn wo träfe man eine solche Menge und Verschiedenheit der Alphabete? Aber die Behauptungen der Schriftsteller weichen hier noch so von einander ab, daß sie sich nicht selten geradezu entgegengesetzt sind. Man vergleiche die Behauptungen von Jones mit denen des P. Paullino! Nach dem erstern [1] ist das Nagari das Alphabet, in welchem die Sprachen Indiens ursprünglich geschrieben waren; und welches noch in ganz Indien, von den Grenzen von Cashgar bis Ceylon, und vom Indus bis Ava im Gebrauch sey; ja woraus selbst die Alphabete des westlichen Asiens abgeleitet seyen. "Wer dieß behauptet", sagt dagegen

9) S. oben S. 346.

1) As. Res. I., p. 423.

gegen Paullino [2]), "muß die andern Indischen „Alphabete nie gesehen, oder wenigstens nicht mit „dem Nagari verglichen haben." Dagegen zählt er vier Alphabete auf, deren man sich in Indien zum Schreiben des Sanscrit bediene: das Nagari, in Patna und den angrenzenden Ländern; das der Braminen zu Benares, in ihren dortigen Schulen; die Telinga-Schrift, in Orissa und dem Innern der Halbinsel bis Golconda; und endlich das Malabarische Sanscrit-Alphabet; welches auf Coromandel sowohl als auf Malabar blos zum Schreiben des Sanscrit gebraucht werde. — Indeß ist dieser Widerspruch mehr scheinbar als wirklich. Jones war mit jenen Alphabeten so wenig unbekannt, daß er vielmehr gleich in seiner ersten Abhandlung das der Braminen in Bengalen von dem Nagari ausdrücklich unterscheidet [3]). Das Nagari-Alphabet, (dessen man sich keineswegs blos zum Schreiben des Sanscrit; sondern wie bey uns der lateinischen Buchstaben zum Schreiben mehrerer Sprachen bedient;) findet man in eben dieser Abhandlung nach seinen einzelnen Buchstaben erläutert; so wie dagegen das Sanscrit von Benares, (von ihm schlechtweg Sanscrit-Schrift genannt,) bey Paullino.

2) Grammatt. Samscred. p. 6. 7.

3) As. Res. Vol. I., p. 9.

lino [4]). Die sorgfältige Nachzeichnung alter Inschriften hat nicht blos gezeigt, daß das Nagari in frühern Zeiträumen zum Schreiben der Sanscrit-Sprache gebraucht worden sey; sondern auch, daß die Züge desselben in dem Laufe der Zeit großen Veränderungen unterworfen gewesen sind; jedoch nicht einer so gänzlichen Umwandlung, daß nicht Sprachkunde und Studien hinreichten, die in dem alten Nagari verfaßten Inschriften aus dem neueren zu entziffern.

So lange die Geschichte und das Verhältniß der Indischen Alphabete noch nicht weiter an Ort und Stelle aufgeklärt sind, müssen wir uns also hier auf einige allgemeine Bemerkungen beschränken, die uns aus ihrer Vergleichung hervorzugehen scheinen.

Alle bisher in Indien entdeckten Inschriften, selbst die ältesten noch nicht erklärten, sind mit Buchstaben

4) Institutio linguae Samscredanicae p. 1. Aber neue Ungewißheiten entstehen, wenn man die von Paullino und in den As. Res. T. I. gegebenen Sanscrit-Alphabete mit einander vergleicht. Weit entfernt hier Uebereinstimmung zu finden, stößt man vielmehr auf so große Verschiedenheiten, daß keine Uebereinkunft möglich ist. Ist es also zu viel gesagt, daß wir kaum noch an der Schwelle der Indischen Schriftkunde stehen?

staben geschrieben; von Hieroglyphen findet sich keine Spur. Auch kann es keine Sylbenschrift wie die Chinesische seyn; die beschränkte Zahl der so oft wiederkehrenden Zeichen scheint dieß mit Gewißheit zu lehren. Das Lesen der Vedas, die heiligste Pflicht der Braminen, setzt Buchstabenschrift voraus. Buchstabenschrift kann in Indien nicht jünger als die Indische Cultur selber seyn; weil diese auf Schriften gegründet war.

Ferner: Die bisher entzifferten Inschriften wurden von der Linken zur Rechten gelesen; und enthielten Zeichen für die Vocale nicht minder als die Consonanten [5]).

Drittens: Die bisher in Indien bekannt gewordenen Alphabete, auch die der Inschriften in den Tempelgrotten, können nicht wie die Keilschrift im westlichen Asien zunächst die Bestimmung gehabt haben, in Steine gehauen, und zu Inschriften gebraucht zu werden. Sie haben sämmtlich runde Züge, und sind schon deßhalb wenig dazu geschickt; die vielen kleinen Schnörkel die ihnen eigen sind, machen

5) Ausdrücklich behauptet beydes Jones Works p. 116. Hierin unterscheiden sich also die Indischen Alphabete wesentlich von den Semitischen; kommen aber mit den Alphabeten der Keilschrift darin überein.

machen sie dazu noch weniger brauchbar. Sind daher die Denkmähler Indiens auch nicht gänzlich ohne Inschriften, so sind sie doch selten, und immer nur kurz. Der ganze Character jener Alphabete scheint vielmehr dafür zu sprechen, daß sie zum eigentlichen Schreiben erfunden waren, und gebraucht wurden. Die Schreibmaterialien bietet Indien in Menge dar; und wenn wir gleich den Zeitpunct nicht bestimmen können, wo das Blatt der Palme, das älteste unter ihnen, anfieng dazu gebraucht zu werden, so kann man doch nicht zweifeln, daß dieß in einem sehr hohen Alterthum geschehen seyn muß [6]). Denn ist nicht die Religion, und mit ihr die Cultur dieses Volks auf heilige Bücher gegründet, deren Inhalt und Umfang es schon zeigen würde, daß sie nicht anders als mit Buchstaben geschrieben werden konnten; wenn auch die Sage der Nation selbst das Deva Nagari, — wie selbst der Nahme es schon kund thut, — nicht als eine Erfindung der Götter anerkennte?

Die

6) Man sehe darüber die Untersuchung von Paullino Samscredamicae linguae institutio p. 327 sq., wo auch bewiesen ist, daß der Gebrauch des Baumwollenpapiers bey den Indern schon über die Zeiten der Geburt Christi hinaufgehe.

Die Untersuchung über die Schrift führt uns von selbst zu der über die Sprachen des alten Indiens; in so fern diese in den Werken ihrer Litteratur leben; vor allen also das Sanscrit.

Sollte auch ursprünglich in Indien nur Ein Volk gewohnt, nur Eine Sprache geherrscht haben, so wäre es bey dem gewaltigen Umfange, und der so verschiedenen Beschaffenheit des Landes dennoch wohl unvermeidlich gewesen, daß diese Eine Sprache in viele Dialecte zerfiel; vielleicht so von einander verschieden, daß ihre Aehnlichkeit nur entfernt blieb. Aber man erinnere sich der vielen eingewanderten, zum Theil erobernden Völker, die ihre Sprachen mitbrachten und behielten, und man wird sich über die Verschiedenheit der Sprachen in diesem Lande nicht mehr wundern. Indeß unterscheiden sich die einheimischen Indischen Sprachen von denen der erobernden Völker doch fortdauernd so scharf, daß man sie nicht mit einander verwechseln kann. Aber auch bey jenen zeigt sich nicht nur eine Verschiedenheit der noch lebenden Sprachen; sondern auch derer, die einst gelebt haben. Zu jenen erstern gehören gegenwärtig vorzüglich das Bengalische in den Gangesländern; das Marattische; das Telinga in dem Innern der Halbinsel; das Tamulische auf Malabar; und das Hindostanische

sche auf Coromandel; zu den letztern vor allen das Sanscrit; und das Pracrit [7].

Keine andere der alten Sprachen Asiens hat in unsern Tagen mehr die Aufmerksamkeit auf sich gezogen, als das Sanscrit. Es frägt sich also vor Allem, was wissen wir davon? Und in wie fern können wir sie beurtheilen? Wir besitzen noch, so viel mir bekannt ist, auf dem festen Lande von Europa kein einziges in Sanscrit gedrucktes Buch. Aber allerdings haben wir viele Proben der Sprache; welche in den Abhandlungen der Asiatischen Gesellschaft zerstreut sind; mit beygefügten Uebersetzungen. Die größten Aufklärungen über die Sprache verdanken wir indeß bis jetzt einem deutschen Missionar, dem Pater Paullino von S. Bartolomaeo. Nachdem er zuerst eine kurze Grammatik [8]), so wie eine Vergleichung des Sanscrit mit dem Zend und dem Deutschen gegeben hatte,

7) Man sehe hierüber besonders die Abhandlung von Colebrooke on the Sanscrit and Pracrit languages. As. Res. VII., p. 199. Ich schreibe, mit diesem größten Kenner der Sprache, immer Sanscrit, wovon er auch p. 200. die Ableitung giebt; der zu Folge es verfeinerte (polished) Sprache, hingegen Pracrit gemeine (vulgar) Sprache bedeutet.

8) Grammatica Samscredamica. Romae 1790. 4.

er [9]), erschien seine ausführliche Anleitung zu der Kenntniß des Sanscrit [1]); welche die **Grammatik**, mit eingestreuten Sprachproben; und alsdann ein **Wörterbuch** enthält. Eine neuere, in England erschienene Sprachlehre, kenne ich nur dem Titel nach [2]).

Diese Hülfsmittel, in Verbindung mit dem was wir durch Uebersetzungen von dieser Sprache wissen,

9) De antiquitate et affinitate linguae Samscredamicae, Zendicae et germanicae. 1798.

1) Vyacarana, seu locupletissima Samscredamicae linguae institutio. Romae 1804. 4. Eine hinreichende Kenntniß des Sanscrit wird nach diesen Werken wohl Niemand dem P. Paullino absprechen wollen. Was er dem Wörterbuch des P. Hanxleden, seines Gehülfen, verdankt, hat er selber an mehreren Stellen seines Systema Brahmanicum p. 2. 64. 109. u. a. dankbar anerkannt.

2) *A Grammar of the Sangskrit language; composed from the works of the most esteemed Grammarians; to which are added examples for the exercise of the Student, and a complete list of the Datoos or roots by* WILL. CAREY, D. D. teacher of the Sangskreet, Bengalee and Mahratta Languages, in the college of Fort William. (Price eight Guineas.). 1808. Der hohe Preis läßt ein Werk von Umfang erwarten. Da außerdem auch in England selbst zu Hartford ein College für den Unterricht im Sanscrit eingerichtet seyn soll, so weiß man dort freylich jetzt von dieser Sprache wohl weit mehr, als wir diesseit des Canals nach den uns zugänglichen Quellen wissen können.

wissen, sind freylich immer noch sehr beschränkt; doch reichen sie hin ein Urtheil über sie im Ganzen zu fällen; und wenn auch die Lobpreisungen, die zuweilen von ihr gemacht sind, übertrieben seyn sollten; so kann man doch nicht anstehen sie für eine der wohlklingendsten, der reichsten und der gebildetsten, Sprachen der Welt zu erklären. Sie hat 16, aber fast blos reine, Vocale; nur zwey Diphthongen erscheinen darunter in ihrem Alphabet; und ihre 38 theils einfachen theils doppelten Consonanten sind meist Lippen- und Zungenlaute. Schwerlich giebt es noch eine andere Sprache, in der ein so richtiges Verhältniß zwischen Selbstlautern und Mitlautern wäre; sie übertrifft darin vielleicht noch selbst die Spanische. Mehr über ihren Wohllaut zu sagen würde gewagt seyn, so lange man diesen nur nach dem todten Buchstaben beurtheilen kann. Sie ist aber zugleich eine der reichsten und der gebildetsten Sprachen. Die ganze Fülle der poetischen Bildung ward ihr zu Theil; da Epiker, Lyriker und Dramatiker, Jahrhunderte in ihr sangen; sie kennt den Reim, ohne doch immer seine Fesseln zu tragen; und scheint alle, selbst die zartesten, Formen der Metrik sich zugeeignet zu haben, für die das Indische Ohr Empfänglichkeit besitzt. Gieng ihr wahrscheinlich Rednerische Bildung ab, (wofür die Verfassungen Indiens keinen Platz ließen;) so hat

sie

sie dagegen einen hohen Grad der wissenschaftlichen Ausbildung erstiegen; und ihr philosophischer Reichthum, indem sie selbst für die abstractesten Begriffe einen Ueberfluß an Ausdrücken hat, ist so groß wie ihr poetischer. Sehr früh scheint sie bereits ihre festen grammatischen Formen erhalten zu haben. Seine ältesten Grammatiker rückt der Inder schon in die fabelhaften Zeiten hinauf [3]); aber auch fortdauernd im Laufe der Jahrhunderte scheint die Grammatik des Sanscrit die Indischen Sprachgelehrten beschäftigt zu haben. Die Biegung ihrer Nennworte ist verschieden, je nachdem sie auf Selbstlauter oder Mitlauter sich endigen; sie bezeichnet vollständig alle Casus durch Veränderung der Endigungen, und hat selbst einen dreyfachen Ablativ; so wie auch die einfache, zweyfache, und mehrere Zahl. Auch das Geschlecht bestimmt sich nach den Endungen; das männliche, das weibliche, und das Neutrum; aber es giebt kein Wort, das, wie in den Occidentalischen Sprachen, zweyerley Geschlechts wäre. Die Biegung der Zeitwörter geschieht gleichfalls blos durch die Veränderung der Endigungen. Die Formen derselben zerfallen in zehn Classen oder Conjuga-

3) Nemlich Panini, dessen Sprachlehre gleichsam der Text ist, über den die spätern Grammatiker commentirt haben. Eine treffliche Uebersicht der Geschichte der Indischen Grammatiker giebt Colebrook As. Res. VII., p. 202 sq.

jugationen; außer dem Activum, Passivum, Deponens giebt es auch unregelmäßige, so wie befehlende und wollende Zeitwörter. Die Zeiten werden gleichfalls nach zehn Abstufungen unterschieden; und die einfache, zweyfache und mehrere, Zahl wie bey den Nennworten ausgedrückt [4]). Wenn in diesem Allen der denkende Beobachter eine unverkennbare Aehnlichkeit mit dem occidentalischen Sprachenbau bemerkt, so trifft er in der Zusammensetzung der Worte bey ihr eine Freyheit, wodurch sie jene noch übertrifft. Es ist ihr vergönnt durch die Elision einzelner Buchstaben mehrere Worte zu einem Ganzen zu verbinden; woraus besonders bey den Dichtern jene langgedehnten Worte entstehen, welche dem Ungeübten das Lesen erschweren; aber den geübten Augen des Inders keine Hindernisse in den Weg legen [5]).

Das Sanscrit, sagen die Inder, ist die Sprache der Götter [6]); in ihr sind ihre heiligen Bücher,

4) Dieß Alles nach der Grammatik von Paullino. Andere grammatische Eigenheiten des Sanscrit sind bereits auseinander gesetzt von Friedr. Schlegel Ueber die Sprache und Weisheit der Inder S. 26 fg.

5) Diese gewaltigen Zusammensetzungen, bis zu einem Worte von 152 Sylben, (As. Res. I., p. 360.) scheinen doch mehr Künsteleyen im Schreiben gewesen zu seyn, als daß sie auf das Sprechen Einfluß gehabt hätten.

6) As. Res. VII., p. 199.

cher, überhaupt die Werke ihrer classischen Litteratur, größtentheils geschrieben. Sie heißt daher, nicht mit Unrecht, die heilige Sprache. Sie ist jetzt eine todte Sprache, nur den Pandits oder Gelehrten verständlich, die sie erlernt haben. Man hat darum zweifeln wollen, ob sie je eine eigentliche lebende oder Volkssprache, oder nur eine Erfindung der Braminen, zum Besten ihrer Religion, gewesen sey [7]?

Ein unverständiger Zweifel, den das, was wir jetzt von dieser Sprache wissen, überflüssig widerlegt! Es ist überhaupt schwer zu sagen, was man unter einer solchen Spracherfindung sich denken solle? Wäre aber auch eine solche Erfindung gedenkbar, so wäre doch nie eine solche Ausbildung anders gedenkbar, als in dem Munde des Volks. Wie hätte eine Litteratur, in Prosa und Poesie eine der reichsten, aufblühen mögen in einer Sprache, die von Niemand gesprochen wäre? Wie hätten die Werke in ihr sich nicht blos erhalten, sondern ein classisches Ansehn bey der Nation erlangen mögen? Eine einst lebende Sprache kann als todte Sprache in ihrer Litteratur sich erhalten, wie das Lateinische und Griechische; aber ihre Litteratur

7) As. Res. VII., p. 201.

ratur konnte nur entstehen als sie lebende Sprache war.

Asien zeigt uns mehrere Beyspiele ausgestorbener Sprachen; (ich brauche nur an die alt-Persischen Dialecte zu erinnern;) die noch in ihrer Litteratur sich erhalten; wenn gleich die Litteratur keiner einzigen an Reichthum mit der des Sanscrit auch nur entfernt scheint verglichen werden zu können. Wo die Religion des Volks auf heilige Bücher gegründet ist, wird auch die Sprache, in der diese geschrieben sind, sollte sie auch im gemeinen Leben ausarten oder zu Grunde gehen, nicht ganz in Vergessenheit gerathen können; zumal wenn einer Priestercaste mit dem äußern Cultus zugleich auch die Lesung jener Schriften anvertraut ist. Aber man erinnere sich vor allen Dingen, daß im Orient überhaupt die Litteratur in einer viel engern, bey mehrern Völkern unauflöslichen, Verbindung mit der Religion steht. Auch bey den Hindus ist dieses in einem hohen Grade der Fall; und die Sanscrit-Litteratur fand, als die Sprache in dem gemeinen Leben untergieng, in der Religion eine nicht wankende Stütze.

Die Frage: ob das Sanscrit eine ursprünglich Indische Sprache sey? ist verschieden beantwortet wor-

worden. Jones, der die Hauptvölker und die Hauptsprachen Asiens sich von Persien aus verbreiten läßt; ließ auch Indien durch Eroberer von dorther besetzen, die ihre Sprache mitbrachten [8]); und leitet daraus die große Aehnlichkeit her, die zwischen dem Sanscrit und dem Zend, dem ältesten der Persischen Dialecte, statt finden soll. Paullino, der ihm sonst so gern in Allem widerspricht, stimmt ihm doch darin bey [9]); und gegen diese doppelte Autorität mag es allerdings gewagt seyn, Einwendungen zu machen. So lange wir aber das Zend noch nicht weiter, als aus einem ärmlichen Wörterverzeichniß kennen, über welches auch die Kunde dieser beyden Männer nicht hinausgehen konnte, wird es erlaubt seyn, noch erst weitere Aufklärungen hierüber zu erwarten. Historisch läßt sich die Frage: ob das Sanscrit durch ein eroberndes Volk nach Indien gebracht sey, nicht mehr beantworten, da diese Begebenheiten über die Zeiten unserer Geschichte hinaufgehen; in meinen Augen hat

8) *Works of Jones* Vol. I., p. 26 sq. und über das Zend besonders p. 82. 83. in der Vorlesung über die Perser. "Ich war, sagt Jones, nicht wenig erstaunt zu finden, daß 6 bis 7 Worte unter 10 in Anquetil's Zend-Wörterbuche reines Sanscrit waren."

9) In der Abhandlung: *De affinitate linguae Samscredamicae et Persicae.*

hat sie überhaupt aber auch keine große practische Wichtigkeit. Denn selbst diejenigen, die dieß annehmen, mögen doch nicht in Abrede seyn, daß das Sanscrit erst in Indien, mit der Nation selbst, seine Bildung erhalten hat. Eine Sprache ist aber da zu Hause, wo sie gebildet, nicht wo sie erfunden ward. Auch unsere Muttersprache stammt, wie man es jetzt wahrscheinlich findet, aus Persien her; aber Niemand wird es bezweifeln wollen, daß sie in Deutschland erst zur Deutschen Sprache geworden ist. Die Verwandtschaft zwischen dem Zend und dem Sanscrit kann vielleicht bey der Nachbarschaft der Völker größer seyn, als die Verwandtschaft zwischen dem Deutschen und dem Persischen. Aber zur gebildeten Sprache ist, nach Allem was wir wissen, das Sanscrit so gut erst in Indien geworden, als das Deutsche in Deutschland. Denn alle die classischen Schriftsteller und Dichter in dem Sanscrit, deren Werk jene Bildung war, gehören eben so gut Indien an, als die in dem Deutschen unserm Vaterlande.

Wenn aber es nicht bezweifelt werden mag, daß das Sanscrit einst in Indien lebende Sprache war, so frägt es sich, ob dieß nur in gewissen Theilen von Indien, und in welchen, der Fall war? Oder ob sich die Sprache über ganz Indien ver-

breitet hatte? So wie ferner: wie denn diese Sprache zur Schriftsprache ward, und welches die Zeiten ihrer vollen Ausbildung waren? Wann und wie sie aufhörte lebende Sprache zu seyn? — Aufgaben, deren völlige Auflösung nur dann möglich seyn würde, wenn wir eine critische Geschichte der Nation besäßen. Bey dem Mangel von dieser, werden wir uns mit Wahrscheinlichkeiten begnügen müssen!

Wenn gesagt wird, das Sanscrit sey einst lebende Sprache gewesen, so wird damit nicht behauptet, daß es in eben der Reinheit, in der wir es in den classischen Werken der Indischen Litteratur finden, je in einem Theile Indiens, viel weniger in ganz Indien, sey gesprochen worden; sondern nur, daß die Schriftsprache aus der veredelten Landessprache gebildet sey. Daß aber das Sanscrit in diesem Sinne des Worts in einem großen Theile Indiens Landessprache gewesen sey, läßt aus der Vergleichung mit den noch lebenden Indischen Sprachen, und dem Verhältniß in welchem es zu ihnen steht, mit größter Wahrscheinlichkeit sich zeigen. Nach den Aufklärungen, welche gelehrte Britten, die hier nicht irren konnten, gegeben haben, kommt die in Cashmir geredete Sprache dem Sanscrit so nahe, daß die Abstammung deßelben daraus nicht

zu verkennen ist. Das Bengalesische enthält nach Colebrook [1]) nur wenige Worte, die nicht offenbar aus dem Sanscrit herkämen. Die jetzige Sprache des Panjab scheint eben diesem Schriftsteller nur eine Ausartung des Pracrit zu seyn; eines dem Sanscrit nahe verwandten Dialects, der nächst ihm auch am meisten durch Dichter ausgebildet wurde. Dürfen wir nach diesem es nicht als höchst wahrscheinlich annehmen, daß in diesem nördlichen Theile Indiens, besonders den Ganges-Ländern, vor allen Bahar, wo der Schauplatz so mancher der ältesten Indischen Dichtungen ist, das Sanscrit einst die Volkssprache war? Daß sie ohnehin in den öffentlichen Denkmählern hier gebraucht ward, ist schon oben aus den Inschriften gezeigt. Daß ferner das Hindostanische, welches in einem Theil des Innern der Halbinsel geredet wird, eine Tochter des Sanscrit sey, glaubt eben jener Sprachkenner mit Zuverlässigkeit behaupten zu können [2]). Ungewisser dagegen ist es, ob das Marattische, so wie die Dialecte an den Küsten der Halbinsel, das Telinga an den Ufern des Crischna und Godavery bis zu der Ostküste, und das Tamulische auf Malabar

1) As. Res. VII., p. 224. Auch für das Folgende.

2) Colebrook As. Res. VII., p. 221.

labar gleiches Ursprungs seyen? Denn wenn wir gleich hören, daß viele Worte in denselben aus dem Sanscrit herstammen [3]), so beweiset dieses doch nicht die Abstammung der Sprachen.

Sind aber jene erstern Dialecte Töchter des Sanscrit, sind zugleich die ältesten Werke der Indischen Litteratur in dieser Sprache geschrieben, so ist eben dadurch auch schon das hohe Alter der Sprache in dem Sinne dargethan, daß wir keine ältere Sprache in Indien kennen. Unbeantwortet aber bleiben dabey noch die Fragen: wann diese Sprache ihre volle Ausbildung erhielt? und wann und wodurch sie aufhörte lebende Sprache zu seyn? Die erste derselben kann eigentlich nur in dem, was über die Litteratur der Nation sogleich gesagt werden wird, ihre Beantwortung finden; über die andere können wir nur wahrscheinliche Vermuthungen geben.

Die Untersuchungen von Jones und seinen Freunden hatten sie zu dem Resultat geführt, daß das Jahrhundert zunächst vor dem Anfange unserer Zeitrechnung, wenn nicht als die erste, doch wenigstens als eine der glänzendsten Perioden der Indischen Litteratur betrachtet werden müsse [4]). Denn damals

3) Colebrook l. c. p. 228.

4) Works of Jones I., p. 310. 311.

damals war es, nach dem Bericht der Inder, als an dem Hofe des Raja Vicramaditya [5]), dessen Aera mit seinem Tode 56 v. Chr. anfängt, neun der vornehmsten Indischen Dichter, vor allen Calidas, der Dichter der Sacontalâ, und Amara Sinha, der Verfasser des Wörterbuchs Amara Coscha, lebten. Gegen diese Meinung hat sich der schon oben erwähnte Brittische Critiker Bentley erhoben; und darzuthun gesucht, daß jener Vicramaditya und die neun Perlen an seinem Hofe in ein viel späteres Zeitalter, nemlich in das eilfte Jahrhundert unserer Zeitrechnung, gehören; indem er ein Nachfolger des Rajah Bojah gewesen sey; der im Jahr 1182 nach einer hundertjährigen Regierung gestorben sey [6]). Diese Angabe jedoch eines so viel spätern Vicramaditya, an dessen Hofe jene neun Dichter geblüht haben sollen, beruht einzig und allein auf der Aussage eines Indischen Gelehrten, die Hr. Bentley begierig annahm, weil sie seine Zweifel in Betreff des Zeitalters des Varana auflößte, welches er nach astronomischen Gründen nicht so früh wie gewöhnlich in das Zeitalter des ältern Vicra-

5) Bey Dow History of Hindostan und auch bey Polier wird der Nahme *Bickermagit* geschrieben.

6) As. Res. VIII., p. 243.

[redacted]

Vicramaditya setzen wollte. Aber kann jene Angabe des Braminen, der gar keine Quelle nannte, und der noch dazu dem größten Verdacht ausgesetzt ist, daß er Herrn Bentley zu Gefallen sprechen wollte, in den Augen uneingenommener Leser einige Autorität haben, zumal wenn die Geschichte widerspricht? Das Zeitalter, in welches dieser spätere Vicramaditya gesetzt wird, ist dasjenige, in welchem die Herrschaft der Gasnaviden über das nördliche Indien durch den Eroberer Mahomed aus dem Hause der Gauriden gestürzt ward [7]). Ist dieß das Zeitalter, wo ein Kreis von Dichtern an dem Hofe eines Indischen Fürsten die Musenkünste treiben, und als classische Dichter bey der ganzen Nation sich geltend machen konnte? eines Fürsten, dessen Name nicht einmal weiter damals erwähnt wird? Selbst auch die Erzählung der hundertjährigen Regierung des Vorgängers Rajah Bojah scheint nur aus einem Gedächtnißfehler herzurühren. Zwar nicht der Vorgänger, aber der Nachfolger, (nach einiger dazwischen eingetretener Anarchie;) des ältern Vicramaditya heißt in der Indischen Geschichte gleichfalls Rajah Bojah, der zwar nicht hundert, aber doch funfzig Jahre regiert haben soll [8]); und das

7) Seit dem Jahre 1183.

8) History of Hindostan I., p. 26. 27.

das Zusammentreffen dieser Nahmen muß doch mindestens nicht viel weniger außerordentlich, als jene hundertjährige Regierung erscheinen.

Wie man nun aber auch über das Zeitalter dieser Dichter denken mag, so ist es doch keineswegs das erste, in welchem das Sanscrit zur Dichtersprache, und zwar von Dichtern die als classisch von jeher anerkannt wurden, gebildet ward. Die großen Epischen Dichter waren ihnen schon lange vorangegangen; und das, was ich bald unten über den großen Einfluß sagen werde, den ihre Werke auf die Cultur der Nation gehabt haben, wird es, hoffe ich, darthun, daß auch das classische Zeitalter des Sanscrit in ein viel höheres Alterthum bereits hinaufgerückt werden muß. Der größte Beweis dafür liegt wohl schon überhaupt in der hohen Ausbildung und dem Reichthum dieser Sprache und ihrer Litteratur selber; denn nur in dem Verlauf vieler Menschenalter konnte diese Ausbildung und dieser Reichthum entstehen. Und da die Vedas in dieser Sprache geschrieben sind, ohne welche keine Braminencaste bestehen mag, so folgt von selbst, daß sie nicht jünger als diese Caste seyn kann.

Ist nun aber das Sanscrit, wenn es einst lebende Sprache war, in dem Munde des Volks von

selber ausgeartet? oder ist es etwa durch ähnliche Ursachen wie das Latein in Europa, das sich gleichfalls in seinen Töchtern überlebt, zu einer todten Sprache geworden? Bey der großen, fast gänzlichen, Lücke, welche sich, beynahe das ganze erste Jahrtausend unserer Zeitrechnung hindurch, in den Indischen Geschichten findet, — wie sollte es möglich seyn, diese Fragen historisch auf eine genügende Weise zu beantworten? Vielleicht daß eine genauere Bekanntschaft mit der Sanscrit-Litteratur ein helleres Licht hierüber verbreiten wird. Bisher lassen sich nur wenige Data anführen, die kaum einige Stralen in dieses Dunkel fallen lassen.

Das wahre Vaterland dieser Sprache in dem obigen Sinn, das nördliche Indien, ist gerade der Theil dieses Landes, welcher durch fremde Eroberer zuerst, und am meisten leiden mußte, die von Alexander bis auf Nadir Schah in dasselbe eindrangen. Begreiflich wäre es, wenn auch dieses auf die Sprache zurückgewirkt hätte. Indeß so lange sie sich nicht bleibend in demselben niederließen, (und wir wissen nicht daß dieses vor den Mohamedanischen Eroberungen geschehen sey,) scheint doch dieser Einfluß nicht so groß haben seyn zu können. Leider! haben uns die Griechen gar keine Nachricht über den Zustand der Indischen Sprachen zu und

nach

nach Alexanders Zeiten erhalten. Daß indeß das Sanscrit Schriftsprache gewesen und geblieben sey, beweisen die oben angeführten Inschriften unwidersprechlich. Die erste mir bekannte Nachricht über die Volkssprache erhalten wir erst bey dem Einbrechen der Mahomedanischen Eroberer seit dem Jahre 1000 unserer Zeitrechnung. Damals, werden wir berichtet, ward in Bengalen das Bhascha geredet [9]); welches aber nichts anders als ein Volksdialect des Sanscrit war. "Dieser Ausdruck" (sagt Colebrook [1]),) "den alle Indische Philologen „von Panini an bis auf die jetzigen Lehrer der „Grammatik gebrauchen, bezeichnet den Volksdia„lect des Sanscrit, im Gegensatz gegen den veral„teten Dialect der Vedas; im gemeinen Leben wird „er jedoch auch von jedem neuern Volksdialect In„diens gebraucht, besonders solchen, die aus dem „Sanscrit verdorben sind." Aus diesen Nachrichten geht also hervor, daß die Ausartung des Sanscrit als Volkssprache schon über die Zeiten der Mohamedanischen Eroberung hinausgeht; aber wenn schon der älteste Grammatiker der Inder, Panini, das Bhascha oder den Volksdialect von der Schriftsprache unterscheidet, führt dieses nicht zu dem Schluß, daß von jeher eine solche Verschiedenheit

muß

9) Works of Jones I., p. 25.

1) As. Res. VII., p. 225.

tion betrachtet werden. Dennoch aber behauptet die Sanscrit-Litteratur einen solchen Vorrang vor den übrigen, daß ihr vorzugsweise dieser Beynahme gebührt. Es ist die heilige Sprache. Ihre ältesten Religionsbücher, die Vedas, wie Alles was an diesen hängt, sind in dieser Sprache geschrieben; nicht weniger die berühmtesten und ältesten ihrer Epischen Gedichte. So wird also, bey der Beantwortung jener Fragen, auch von uns zunächst nur auf die Sanscrit-Litteratur Rücksicht genommen werden müssen.

Da wir, wenigstens auf dem festen Lande von Europa, noch keine in Sanscrit gedruckte Schriften besitzen, so kennen wir diese ganze Litteratur theils nur aus den Titeln ihrer Werke [4]), theils aus einigen Uebersetzungen, und Auszügen. Wir wissen daraus, daß sie an Werken der Poesie wie der Prosa reich ist; wie beschränkt aber bey dem Allen noch unsere Kenntnisse bleiben, dieß wird eine genauere Ansicht des Einzelnen am besten zeigen.

Als

4) Den wichtigsten Beytrag dazu lieferten bisher die HH. Hamilton und Langlès in dem Catalogue des Manuscrits Samskrits de la Bibliothéque Impériale, avec de notices du contenu de la plupart des ouvrages etc. à Paris 1807. Das Verzeichniß enthält die Titel und zum Theil Auszüge aus 178 Schriften im Sanscrit; und 14 im Bengalesischen.

Als das älteste Werk wie des Sanscrit, so der ganzen Indischen Litteratur, ja in einem gewissen Sinne die Quelle aus der sie geflossen ist, werden uns die Vedas genannt. Bey jeder Gelegenheit werden sie erwähnt als die Bücher, deren Lesung den Braminen befohlen ist; als die Quellen der Religion; als von Brama selber mitgetheilt [5]). Also vor Allem: was wissen wir von den Vedas? was enthalten sie?

Allerdings besitzt Europa eine wahrscheinlich vollständige Abschrift der Vedas in der Ursprache, welche in dem Brittischen Museum aufbewahrt wird [6]). Aber sie sind unübersetzt; und ihr großer Umfang wird es auch schwerlich je gestatten, daß eine vollständige Uebersetzung von ihnen geliefert wird. Einige Hymnen daraus hat zwar Jones in's Englische übertragen [7]); es sind aber nicht sowohl Uebersetzungen, als Nachahmungen in gereimten Englischen

5) Man sehe den aus dem Sanscrit übersetzten Aufsatz: On the Indian Litterature. As. Res. I., p. 340. mit dem Commentar.

6) In XI. starken Bänden. Der Oberst Polier, derselbe, dem wir die *Mythologie des Indous* verdanken, wovon noch unten wieder wird die Rede seyn müssen, brachte sie aus Indien mit, und legte sie in jener Sammlung nieder. Man sehe: As. Research. I., p. 347.

7) Works of Jones. VI., p. 313 sq.

die Abhandlung von Colebro
einem critischen Blick diese h
te, uns dazu einigermaßen
Wie schwer es indessen hält
ein vollständiges Exempl
schaffen, zeigt sein Beyspiel;
Abschnitte ihm nicht zu Gesich

Die Sammlung der hei
che wir die Vedas nennen,
ein Ganzes als Sammlung,
Theile, die als eben so viel
trachtet, und durch eigene
werden. Sie heißen der Rig
veda, der wieder in den
sich theilt; der Samaveda;

da [1]). Der letzte ist von den Critikern als spätern Ursprungs oft bezeichnet worden; allein wenn gleich die Aechtheit einzelner Abtheilungen desselben nicht ohne Grund bezweifelt wird, so ist es doch höchst wahrscheinlich, daß wenigstens ein Theil des vierten Vedas so alt als die drey andern ist [2]). Der Grund, weswegen oft nur die drey genannt werden, liegt nicht in der Verschiedenheit des Alters, sondern des Inhalts. Die Nahmen der drey ersten Vedas kommen von der verschiedenen Beschaffenheit und Bestimmung der darin enthaltenen Gebete her, die bey feyerlichen Gelegenheiten gebraucht wurden. Sind diese metrisch, so heißen sie Rich; sind sie in ungebundener Schreibart: Jajusch; und in so fern sie zum Gesange bestimmt sind, Saman. Der vierte Veda enthält zwar auch Gebete; aber nicht solche, die bey denselben feyerlichen Veranlassungen, wie die in den drey andern, gebraucht wurden, sondern bey andern; und unterscheidet sich dadurch von jenen [3]).

Jeder

1) Persisch heißen sie: Rig, Yejir, Sam, und Atherbum. Man sehe Ayeen Acberi II., p. 408.

2) Colebrook l. c. p. 381.

3) Paullino Grammat. Samscred. p. 75. hat es gewagt, das Daseyn der Vedas als Religionsbücher zu leugnen, weil Veda oder Ved im Sanscrit nicht Buch, sondern Gesetz bedeute.

Jeder der Vedas besteht aus zwey Theilen; aus Gebeten (Mantras;) und Vorschriften (Brahmanas). Die vollständige Sammlung der Hymnen, Gebete und Anrufungen, die zu einem Veda gehören, heißt dessen Sanhita. Alles übrige gehört zu den Brahmanas. Diese enthalten Vorschriften, welche Religionspflichten einschärfen; Maximen, die diese Vorschriften erklären; und Stücke, die sich auf Theologie beziehen. Die letztern heißen Upanischads. Indeß darf man bey der jetzigen Anordnung der Vedas sich die Absonderung dieser verschiedenen Stükke nicht zu scharf denken. Einige Upanischads sind Theile der Brahmanas; andere stehen in ganz abgesonderter Form; und noch andere sind selbst Theile des Sanhita [4]).

Ein Haupttheil der Vedas also besteht aus Hymnen und Gebeten. Die des ersten Vedas sind meist Lobpreisungen, in 10000 Versen oder vielmehr Stanzen, in verschiedenen Versarten. Sie werden Heiligen (Rischis) in den Mund gelegt, die, so wie die Gottheiten an die sie gerichtet sind, darin genannt

deute. Er ist durch die That widerlegt. Kann aber eine bloße Worterklärung als Beweis gegen die allgemeine Behauptung einer Nation gelten? Man vergleiche auch Ayeen Acberi II., p. 463.

4) Colebrook l. c. p. 387. 388.

nannt werden. Oft sind die Rischis offenbar die Verfasser [5]). Es sind theils Braminen; zuweilen aber auch Könige. Viele sind auch Dankhymnen an Könige, welche die Verfasser freygebig belohnt hatten. Andre sind Beschwörungen. Die Hymnen und Gebete des zweyten Vedas bilden den kürzern Theil desselben. Sie sind theils in Versen, theils in metrischer Prosa. Sie beziehen sich meistentheils auf Opfer, bey denen sie gesprochen werden müssen, besonders das feyerliche Opfer eines Pferdes. Auch Gebete bey der Einweihung eines Königs. Sie sind theils Rischis theils Göttern beygelegt [6]). Die Hymnen und Gebete dieser beyden Vedas sind zur Recitation bestimmt, welche jedoch nach festen vorgeschriebenen Formen geschehen muß. Hingegen die Hymnen des dritten Vedas, sämmtlich metrisch, sind blos für den Gesang bestimmt. Auch der vierte Veda enthält über 760 Hymnen und Gebete, die großentheils in Verwünschungen bestehen. Die Gottheiten, an welche alle diese Hymnen gerichtet sind, sind aber keineswegs diejenigen, welche in der Indi-

5) Colebrook p. 392. Aus ihm auch das Folgende.

6) Mehrere daraus sind übersetzt in As. Res. V. und VII. in den drey wichtigen Aufsätzen von Colebrook on the religious Ceremonies of the Hindus, and of the Brahmens especially.

Indischen Mythologie nachmals als Heroen glänzen; es sind vielmehr personificirte Gegenstände der Natur; das Firmament, das Feuer, die Sonne, der Mond, das Wasser, die Luft, der Dunstkreis, die Erde ꝛc. unter mancherley Nahmen oder Beynahmen [7]). Die ihnen zu bringenden Opfer, die Räuchwerke, und der heilige Trank aus dem Saft der Mondpflanze [8]), geben überflüssigen Stoff zu den zahlreichen Gebeten, welche bey den einzelnen Gebräuchen gesprochen werden müssen. Nach den Grundsätzen der Braminen kommt dabey wenig darauf an, den Sinn derselben zu verstehen; man muß vor allen den Heiligen kennen der spricht; die Gottheit zu der gesprochen wird; die Gelegenheit bey der der Hymnus gebraucht wird; das Sylbenmaaß oder den Rhythmus; und die verschiedenen Arten der Recitation, entweder Wort für Wort, oder mit Versetzungen der Wörter; denen magische Kräfte beygelegt werden [9]).

Der andere Theil des Veda besteht aus den Bramanas und Upanischads. Bramanas ist der allgemeine Nahme für die sämmtlichen Theile der Vedas,

7) Man sehe vor allen Colebrook in As. Res. VIII., p. 398.

8) *Asclepias acida*; oder *Cynanchum viminale*.

Colebrook l. c. p. 389. 390.

Vedas, die nicht zu den Sanhitas gehören. Einen Haupttheil davon machen die Upanischads aus. Ein Nahme, der nicht, wie man ihn oft übersetzt, Mysterien, sondern die Wissenschaft von Gott, bezeichnet; und zwar in dem doppelten Sinne, die Wissenschaft selbst, und die Schriften worin sie gelehrt wird [1]). So sind also die Upanischads die eigentliche Grundlage der Indischen Theologie, indem sie die Untersuchungen sowohl über die Gottheit selbst, als über die Welt, die Natur der Seele u. s. w. enthalten. Zwar enthält jeder Veda auch Upanischads; allein in den beyden ersten machen sie nur den geringern Theil aus; dagegen enthält der Samanveda die längsten und abstractesten Untersuchungen dieser Art; und auch in dem vierten, oder Atharveda, füllen die Upanischads die größere Hälfte aus [2]). Die Upanischads sind in verschiedenen Formen, häufig in Dialogen, die zwischen Gottheiten, Elementen, Rischis und Göttern rc. gehalten werden; oft aber auch in eigentlicher Lehrform geschrieben; und da sie nicht selten auch in Anrufungen übergehen, so erklärt es sich daraus, weshalb die scharfe Grenzlinie zwischen ihnen und den Mantras

1) Colebrook l. c. p. 472.

2) Colebrook l. c. p. 461. 471.

tras nicht immer gezogen werden kann. Einzelne derselben wurden schon von Jones übersetzt [3]); aber wenn auch keine vollständige Uebersetzung, doch reichhaltige Auszüge daraus, verdanken wir demselben Gelehrten, der auch den Zendavesta nach Europa brachte, Anquetil Duperron. Sie füllen in seinem Upnekhat [4]) nicht weniger als zwey Quartbände. Zu nicht geringer Erwartung mag sich also der Leser dadurch für die Kunde des Indischen Religionsstudiums berechtigt halten. Aber erstlich ist dieser Upnekhat ein Persischer Auszug, und aus dieser Sprache, nicht aus der Ursprache, übersetzt; und wer mag hier für die Treue der Persischen Uebersetzung haften? Außerdem scheint es der Herausgeber fast darauf angelegt zu haben, durch die Gestalt, in der er ihn gab, ihn unbrauchbar zu machen. Der Upnekhat enthält nemlich zwar Auszüge aus allen vier Vedas; aber ohne alle Ordnung bald aus diesem bald aus jenem; die meisten jedoch bey weitem aus dem vierten; also ohne systematische Uebersicht, und ohne Vollständigkeit. Diese Auszüge nun aber hat der Uebersetzer in einer durchaus wörtlichen lateinischen Uebersetzung so unverständlich wiedergegeben, daß er selbst sehr oft dem unverständlichen

3) In den *Extracts from the Vedas;* Works Vol. VI.

4) Upnekhat stud. ANQUETIL DUPERRON. Paris 1801. Es ist die Persische Form des Nahmens für Upanischad.

chen das verständliche Latein, in Klammern geschlossen, beyfügen mußte. Nun denke man sich diese Verfahrungsart bey Materien, die an sich schon abstract und dunkel sind; und man würde es wenigstens nicht befremdend finden können, wenn bisher außer dem Verfasser und Setzer noch kaum Jemand den Upnekhat durchgelesen hätte. Und wenn ihn jemand las, — verstand er ihn?

Diese Erörterungen werden dazu dienen die Frage im Allgemeinen zu beantworten: was in den Vedas zu suchen sey? Es ist kein geringer Gewinn, ihren Inhalt und ihre Bestandtheile im Ganzen zu kennen; wenn auch das Studium des Einzelnen noch erst seinen Bearbeiter erwartet. Aber doch auch dasjenige, was wir bis jetzt von diesen heiligen Schriften wissen, führt uns von selbst zu einigen Resultaten, die für die Indische Alterthumskunde nicht unwichtig sind.

Erstens also: Die Vedas sind Sammlungen größtentheils einzelner kleiner Stücke von verschiedenen Verfassern, deren Nahmen, wie bey den Hymnen, häufig in ihnen selber angegeben werden [5]. Sie

5) Bey jedem Veda findet sich nemlich ein Index "von unbezweifelter Aechtheit," der den Inhalt, und die Nahmen der

Sie konnten also nicht auf einmal entstehen; und wenn wir sie auch aus gleich anzuführenden Gründen in ein hohes Alter hinaufrücken müssen, so bedurfte es doch eines langen Zeitraums bis sie entstehen, und in eine Sammlung wie sie jetzt ist, vereint werden konnten. Da ein großer Theil derselben aus Hymnen und Gebeten besteht, so würde man es nicht anders als höchst wahrscheinlich finden, daß diese vorher durch mündliche Ueberlieferung waren erhalten worden, bis man die Schrift zu Hülfe nahm, sie zu fixiren; wenn auch nicht die Tradition dieß ausdrücklich sagte [6]).

Ferner: Um ihnen ihre jetzige Gestalt zu geben bedurfte es also eines Sammlers, der sie ordnete. Die Sage nennt als solchen bey den Indern Vyasa; der schon in das mythische Zeitalter hinaufgerückt wird. Aber Vyasa ist nur ein Beynahme,

der Verfasser der einzelnen Stücke giebt. As. Res. VIII., p. 392., wo Colebrook die wichtigsten nennt. — Unter den darin verzeichneten Königsnahmen finde ich keinen, der in dem Verzeichnisse bey Jones Works I., p. 296 sq. vorkäme.

6) As. Res. VIII., p. 378. — Die Absingung der Hymnen durch die Braminen bemerkten schon die Griechen in Alexanders Zeiten. Damit bestieg Calanus freywillig den Scheiterhaufen. Es waren Hymnen, sagten die Inder, zum Lobe ihrer Götter. Arrian. Op. p. 147. — Wird man es bezweifeln, daß es Hymnen aus den Vedas waren?

me, und bedeutet: der Sammler 7). Wir sind also damit nicht klüger. Nach Colebrook wird aber dieser Beynahme dem Dwapajana beygelegt; der die Vedas gesammlet haben soll. Aber auch von diesem letztern ist weiter nichts bekannt; und selbst Colebrook gesteht 8), daß es uns noch gänzlich an Thatsachen fehlt, den Zeitpunct wo sie gesammelt, oder wo der größte Theil derselben entworfen wurde, mit einiger Gewißheit zu bestimmen. Aber dürfen wir über eine solche Ungewißheit uns wundern? Ist es anders mit den Mosaischen Schriften und dem Zendavesta? Sie sind da; sie haben sich erhalten; aber ihr Ursprung verbirgt sich in dem Dunkel der Jahrhunderte.

Drittens: Frägt man indeß gleichwohl nach dem Alter der Vedas, so sind mehrere wichtige Gründe vorhanden, dieses weit hinaufzurücken. Die Vedas sind gewiß das älteste Werk in der Sanscrit-Litteratur. Dieß zeigt schon ihre veraltete Sprache, welche der Uebersetzung und Erklärung derselben so große Hindernisse in den Weg legt. Ferner, in allen, selbst den ältesten, Schriften des Sanscrit werden die Vedas als bereits vorhanden erwähnt;

7) As. Res. VIII., p. 378. 392. 488.

8) As. Res. VIII., p. 489.

gottesdienstlichen Gebräuche zu besti
eingerichtet für die Vergleichung de
Mondzeit mit dem bürgerlichen Ja
deutlich, daß er in der Kindheit
verfertigt sey [1]).

Viertens: Aber der stärkste Bew
Alter der Vedas liegt meines Erach
sich in ihnen gar keine Spur der jetz
Schiva und Krischna findet. Ausdrück
Colebrook [2]). "In keinem Theil

9) As. Res. VIII., p. 482.

1) As. Res. VIII., p. 489. Er heißt Jyotis
brauchte Cyclus (Yuga) ist nur von 5 Ja
the sind Mond-Monathe; aber in der M
der fünfjährigen Periode ist eine Einschaltu

sagt er, "(mit Ausnahme der letzten Abschnitte des „Atharveda, die eben deßhalb für unächt gehalten „werden müssen,) habe ich die mindeste Spur der „Verehrung des Rama und Krischna, als Incar„nationen des Vischnu, angetroffen." Berechtigt uns dieß nicht zu dem Schluß, daß die Vedas über die Entstehung dieser Secten hinaufgehen, die doch, wie schon aus den Bemerkungen über die Denkmähler der Baukunst erhellt, in ein hohes Alter zurückgehen müssen? Zugleich aber erklärt auch diese Bemerkung, wie die verschiedenen Secten der Hindus dennoch alle die Vedas als die Quelle ihrer Lehre annehmen können, so gut wie die verschiedenen Partheyen unserer Religion, unsere heiligen Schriften.

Fünftens: Wenn aber auch die Vedas in ein früheres Alter hinaufgerückt werden müssen, können sie in dem Laufe der Zeit, seitdem sie niedergeschrieben wurden, nicht sehr verändert und interpolirt seyn? Dieß scheint um so viel wahrscheinlicher, da nach der Sage der Inder Vyasa mehrere Schüler hatte, die jeder wieder ihre Zöglinge, und diese andere unterrichteten, so daß auf diese Weise zuletzt so viele große Veränderungen in dem Text, oder in der Art ihn zu lesen und zu recitiren entstanden, daß nicht weniger als 1100 verschiedene Schulen

Schulen der heiligen Schriftkunde sich bildeten [3]). Wenn man diese Angabe auch nur für das nehmen will was sie ist, so muß doch daraus der Verdacht großer Veränderungen hervorgehen. Allerdings würde erst die Vergleichung vieler Exemplare hier ein Licht gewähren können. Allein erstlich beziehen diese Veränderungen sich großen Theils nur auf den äußern Vortrag; um so mehr da dieser als die Hauptsache nach dem Obigen betrachtet wird; ferner aber können auch solche Veränderungen schwerlich neu, sondern müssen schon sehr alt seyn; oder, mit andern Worten, der jetzige Text der Vedas muß schon ein hohes Alter haben; welche Veränderungen er auch früher erlitten haben mag. Dieß zeigen erstlich die unzähligen Citate, welche selbst schon in den alten Schriften eben so wie in den jetzigen Vedas gelesen werden; ferner aber tragen die Vedas in den alten Glossen, womit sie versehen sind, die Stütze ihrer Aechtheit bey sich. Erst ein glossirtes Werk, sagen die Indischen Gelehrten, ist vor Verfälschungen gesichert, weil der Glossator jede Stelle bemerkt und jedes Wort erklärt [4]). Selbst auch die streng vorgeschriebene Art, wie die Vedas nach bestimmtem Rhythmus oder Melo-

3) As. Res. VIII., p. 382.

4) As. Res. VIII., p. 480 sq.

Melodien gelesen oder gesungen werden müssen, erschwerte die Interpolation, und macht sie fast unmöglich; weil sie gleich müßte bemerkt werden.

Sechstens: Die Vedas, indem sie gleich dem Zendavesta großentheils ein Ceremonialgesetz enthalten, setzen also einen gewissen Cultus voraus, der, an Gebräuche und Anrufungen gebunden, einer Priestercaste anvertraut ist. Dieser Cultus bezieht sich indeß auf eine Religion, deren Grundlage, nach der übereinstimmenden Behauptung aller, die sich mit ihr beschäftigten, der Glaube an eine einige Gottheit ist [5]); die sich aber in den großen Gegenständen der Natur offenbart, welche unter mancherley Benennungen als Götter angerufen werden. Wir mögen also die Religion der Vedas in diesem Sinne eine Naturreligion nennen. Aber sie ist zugleich, und dieß ist ihre nationale Eigenthümlichkeit, mit den feinsten Speculationen durchwebt, woran die Upanischads so reich sind. In jenen, in ein mystisches Dunkel gehüllten, Lehren und Betrachtungen über das Unendliche; über den Ursprung und die Natur der Dinge; über das Ausströmen und wieder Zurückkehren der Wesen in die Gottheit,

5) As. Res. VIII., p. 396. Daßelbe erklären Jones, Paullino, auch die Dänischen Missionare in ihren Berichten, in vielen Stellen.

[illegible] mäßigen Stud
[illegible] geistigen C
[illegible] Hau
[illegible]

[illegible] den
[illegible] sind
[illegible] und si
[illegible] Bedas,
[illegible] Se

[illegible]

die wiederum nur als Manifestationen Eines Urwesens zu betrachten sind. Zwar kommen in einigen Stellen die ersten Grundzüge von Mythen vor, welche die Dichter ausführlicher behandeln; aber nirgends die Lieblings-Legenden jener Secten, die den Lingam oder den Krischna verehren [7]. Daraus geht also von selbst ein ursprünglicher Unterschied zwischen der Priesterreligion und der Volksreligion hervor; womit keineswegs geleugnet ist, daß beyde in gewissen Beziehungen auf einander, und Verhältnissen gegen einander stehen; welche zu entwickeln den Forschern der Indischen Religion überlassen bleiben muß [8]. Die Vedas sind die Quelle der Priesterreligion; keineswegs aber können sie als die Quelle der Volksreligion betrachtet werden. Auch ist ihre Lesung nicht einmal dem Volk gestattet. Die Braminen dürfen ~~und sollen~~ sie ~~selber~~ lesen; ~~ihr~~ Ruhm ist es, in den Vedas bewandert zu seyn; die ~~auf sie folgenden~~ Casten dürfen sie nur ~~hören~~, ~~nicht~~

the one immutable being" etc. p. 362. Erst nachdem die Secten von Schiva und Vischnu entstanden waren, ward ihr Cultus dem des Brama vorgezogen; denn der des letztern ist nur geistig; der der beyden andern sinnlich.

7) Colebrook p. 398. Not.

8) Die eben erwähnte Abhandlung von Colebrook As. Res. Vol. V. enthält dazu, wenn er gleich nicht direct Priester- und Volksreligion unterscheidet, die wichtigsten Belege und Erörterungen.

~~nicht selber~~ lesen; die niedern Casten, der große Haufen, auch nicht einmal lesen hören. So behielt die Caste der Braminen es immer in ihrer Gewalt, den übrigen so viel oder so wenig davon mitzutheilen, als sie für gut fand. Ist aber auch eine so abstracte Lehre, wie die der Upanischads, dazu geeignet Volkslehre zu werden, auch wenn man sie dazu machen wollte? Liegt es nicht in der Natur der Dinge überhaupt, daß bey einer Nation, wo eine enggeschlossene Priestercaste sich im Besitz heiliger Schriften befindet, auch ein Unterschied zwischen der Priester- und Volksreligion bestehen muß? Die Untersuchungen über die Aegypter werden zugleich die Wahrheit und die Wichtigkeit dieser Bemerkung noch in ein helleres Licht setzen.

Achtens: Es fehlt aber viel daran, daß jene alte Lehre und Religion der Vedas sich selbst unter den Braminen in ihrer Reinheit erhalten hätte. Wie wäre dieß auch nur möglich, da der so sehr dunkle und ganz veraltete Dialect der Vedas, besonders der drey ersten, das Lesen derselben auch für die Braminen äußerst erschwert [9]); und selbst ihre Seltenheit in Indien es nur wenigen möglich macht? "Vieles was die Vedas lehren," sagt Colebrook,

9) As. Res. VIII., p. 497.

lebrook [1]), "ist jetzt veraltet; an seine Stelle „sind andere religiöse Anordnungen und Gebräuche „getreten; Rituale auf die Puranas gegründet, und „Gebräuche aus einer unreinen Quelle, den Tantras „erborgt, haben großentheils die Gebete der Vedas „veralten gemacht. Der Dienst des Rama und „Krischna ist auf den der Elemente und Planeten gefolgt." Dieß wirft also auch einiges Licht auf die Entstehung der Secten unter den Hindus. Die Verschiedenheit des Lesens und Erklärens der Vedas konnte verschiedene Schulen unter den Braminen erzeugen; wie sie deren nach dem Obigen eine Menge erzeugt hat [2]); die verschiedenen Secten unter dem Volke konnten nicht daraus hervorgehen. Diese beziehen sich auf den Cultus von Gottheiten, welche nicht in den Vedas, sondern in den Indischen Epopoeen glänzen. So gut wie Homer und Hesiod es waren, welche, wie schon Herodot bemerkt, den Griechen ihre Götter bildeten, eben so gut waren es auch die großen Epischen Dichter der Inder, welche der Indischen Volksreligion, wenigstens großentheils, ihre Götter gaben. Nur darf dabey nicht unbemerkt bleiben, daß diese Dichter selber

1) Colebrook As. Res. VIII., p. 495. 496.

2) S. oben S. 427.

selber zu der Braminencaste gehörten; wodurch sich also nicht blos im Allgemeinen das ursprünglich engere Verhältniß erklärt, in dem Priester- und Volksreligion zusammen standen; sondern auch wie, als die alte Religion der Vedas in der Braminencaste ausartete, die Priesterreligion sich mit der Volksreligion gleichsam verschmelzen konnte.

Den Ursprung der Secten historisch zu erklären, und der Zeit nach zu bestimmen, sind wir freylich nicht im Stande. Die beyden Secten des Schiva und Vischnu sind zwar jetzt die am allgemeinsten ausgebreiteten; aber nicht die einzigen. Neben ihnen besteht die des Ganescha, und mehrere andere [3]). Aus der innern Natur, und den Gegenständen des Cultus wird es freylich sehr wahrscheinlich, daß die Secte des Schiva, die den Lingam verehrt, die ältere; überhaupt vielleicht die alte Volksreligion sey; hingegen die des Vischnu als Krischna-Verehrer erst einer Reform ihren Ursprung zu verdanken habe, deren Zweck war, den grobsinnlichen Cultus mehr zu verfeinern. Aber die Secte des Krischna steht zugleich in einer so unauflöslichen Verbindung mit dem Indischen Epos, dessen Hauptgegenstand die Geschichte der Incarnation des Vischnu als Krisch-na

3) Man sehe hierüber besonders Colebrook in As. Res. VII., p. 279 sq.

na ist, daß man ihren Cultus wohl mit Recht eine poetische Religion nennen kann, wie unten aus der Untersuchung über das Indische Epos noch mehr erhellen wird. Der Versuch, welchen Jones zur Bestimmung der Zeit des Ursprungs der Secte des Krischna gemacht hat, der zu Folge seine Erscheinung 1200 Jahre vor Christo gesetzt werden muß, beruht auf sehr schwachen Gründen; so wie die der Erscheinung des Budda um zwey Jahrhunderte später [4]). Was wir von dem letztern mit Zuverlässigkeit wissen, ist nur, daß auch er der Stifter einer Secte wurde, welche einst in einem großen Theile Indiens geherrscht haben muß; deren Lehren und Cultus jedoch mit denen der Braminen im Widerspruch standen; so daß ein Todhaß zwischen ihnen entstand; der mit der Verdrängung der Buddisten aus Indien endigte. Wie viele und wie wichtige historische Aufgaben hierbey aber noch unbeantwortet bleiben, fällt in die Augen. Es ist nicht blos die Zeit ihrer Entstehung, (worüber nach allen aufgestellten Vermuthungen dennoch der größte Kenner des Sanscrit, Colebrook, es nur als seine Meinung zu geben wagt, daß sie zwar jün-

ger

4) Works of Jones I., p. 29. Nemlich auf einigen Angaben der Bewohner von Cashmire.

ger sey als die Vedas, aber älter als die Entstehung der Secten des Schiva und Krischna [5]);) welche zweifelhaft ist; (wiewohl, daß sie sehr alt seyn muß, daraus hervorgeht, daß mehrere der ältesten Felsentempel nach den obigen Bemerkungen dem Budda geweiht waren;) sondern sowohl das Verhältniß ihrer Lehre zu der der Braminen, als die Geschichte ihrer Verfolgung und Verdrängung aus Indien. Die Verschiedenheit ihrer Lehren sucht Colebrook darin, daß sie die blutigen Opfer hätten abschaffen oder wenigstens sehr beschränken wollen; wodurch den Braminen der Gewinn des Opferfleisches entgangen seyn würde [6]). Wenn ich gleich dieses nicht geradezu leugnen will; so scheint mir doch auch ein anderer noch wichtigerer Punct vorher in Betrachtung gezogen werden zu müssen. Die Religion des Budda, sagt man uns, herrscht noch auf Ceylon; ferner im ganzen jenseitigen Indien; nicht weniger in Tibet; ja selbst die Religion des Fo in China, die dortige Volksreligion, soll die des Budda seyn [7]). Diese Behauptungen erfordern zwar noch genauere Untersuchungen und Vergleichungen, als, meines Wissens, bisher angestellt

5) As. Res. VIII., p. 495.

6) Colebrook l. c.

7) Works of Jones I., p. 104.

gestellt worden sind; ist dem aber so, so springt eine große Verschiedenheit von der Braminen-Religion hier in die Augen. Alle diese Völker haben keine Casteneintheilung. Verwarf also vielleicht die Lehre des Budda diese gänzlich? So wäre freylich der Todhaß der Braminen gegen sie auf einmal erklärt. Eine Geschichte ihrer Verfolgung und Verdrängung aus Indien, haben wir bisher gar nicht; und schon daraus läßt mit Wahrscheinlichkeit sich schließen, daß auch diese bereits in ein sehr frühes Zeitalter gefallen seyn muß. Es ist zwar wahr, daß man noch einige Spuren von ihnen in den Jahrhunderten des Mittelalters in Indien finden will [8]); allein diese sind an sich doch sehr ungewiß; und wenn auch in irgend einer Gegend Indiens sich ein schwacher Ueberrest erhalten haben sollte, so schließt dieses doch eine viel ältere Verfolgung und Verdrängung nicht aus.

Die Vedas werden bey den Indern als die Quelle sowohl der Gesetzgebung als aller wissenschaftlichen Kenntnisse betrachtet. In welchem engen Zusammenhange gewöhnlich Religion, Gesetzgebung und Wissen-

8) Theils in den erklärten Inschriften; s. oben S. 385., theils in den Nachrichten der beyden Arabischen Reisenden in Indien im 9ten Jahrhundert bey Renaudot p. 109.

Wissenschaft bey den Völkern des Orients stehen; besonders bey denen, wo sie zusammen das Eigenthum einer Priestercaste sind, ist bereits bey den Persern gezeigt; und wird noch deutlicher bey den Aegyptern werden. Die hier zu beantwortende Frage ist wiederum: wie weit wir die Quellen jener Kenntnisse besitzen; und also sie zu beurtheilen im Stande sind?

Die Gesetzgebung der Inder war es, welche, und gewiß mit vollem Recht, die Aufmerksamkeit der Britten vor andern auf sich zog. Es war dieß nicht bloße Liebhaberey der Alterthumsforscher; sie mußten die Gesetze eines Volkes kennen lernen, welches sie beherrschen wollten. Allein da die Inder selber ihre Gesetze als aus einem hohen Alterthum herstammend betrachteten, so führte dieß Studium auch unausbleiblich auf die Untersuchung eines Hauptzweiges der Sanscrit-Litteratur zurück. Der Stifter der Asiatischen Gesellschaft selber machte dieß zu seinem Lieblingsgegenstand. Unter seiner Aufsicht, und mit einer Vorrede von ihm begleitet, erschienen die Institutionen der Indischen Gesetze [9]); auf welche nachmals durch Colebrook's Bear-

9) Instituts of Hindu Law: or the ordinances of Menu according to the gloss of Culluca, containing the Indian

Bearbeitung ein noch größeres Werk, die Indischen Pandecten, folgten[1]; Benennungen, die wir um so lieber beybehalten, da selbst Jones durch sie das Verhältniß ausdrückt, in welchem das kleinere und größere Werk gegen einander stehen[2]. Für die allgemeine Ansicht der Indischen Gesetzgebung ist jedoch das erstere für uns das wichtigere, da es durch das hohe ihm beygelegte Alter so merkwürdig wird; und von den Indischen Pandecten nur die Titel von den Contracten und dem Erbrecht bearbeitet worden sind.

Die Gesetze des Menu umfassen in zwölf Abschnitten sowohl die Vorschriften des öffentlichen als des Privatrechts. Sie werden dem Menu, mit dem die Reihe der mythischen Könige beginnt, dem Enkel des Brama, und Vater des Brigu, zugeschrieben; womit nach der Indischen Art sich auszu-

dian System of Duties, religious and civil. Verbally translated from the original Sanscrit; with a preface by Sir Will. Jones. Calcutta 1796. 8.

1) A Digest of Hindu Law, on contracts and successions; with a commentary by Jagunnatha Fercapanchanana. Translated from the original Sanscrit by H. T. Colebrooke Esq. in three Volumes. London 1801. 8.

2) Instituts etc. Preface p. IV.

auszudrücken, nichts anders gesagt seyn kann, als daß sie göttlichen Ursprungs, und das älteste Gesetzbuch der Nation seyen. Brigu macht sie den Weisen oder Rischis bekannt, die ihn deßwegen befragen [3]). Sie stehen in der engsten Beziehung auf die Vedas, wenigstens auf die drey ersten; die fast auf jeder Seite angeführt werden; mit Recht mag man also sagen, daß sie aus ihnen abgeleitet sind; und die Vedas als die Quelle der Gesetzgebung betrachtet werden [4]). Sie müssen also zwar jünger seyn als die Vedas; aber auch bey ihnen wird man sich leicht überzeugen, daß sie nicht das Werk Eines Mannes, auch schwerlich Eines Zeitalters seyn konnten; sondern daß sie schon lange practisch im Gebrauch seyn mochten, bis sie gesammlet und niedergeschrieben wurden. Sie sind ein Gemisch von Roheit und Cultur; und wenn manche derselben, besonders der Strafgesetze, noch die Kindheit der Politik zu verrathen scheinen; so setzt doch das Ganze schon einen, in Asiatischem Sinne sehr gereiften, Zustand der Gesellschaft voraus. Die Casteneintheilung erscheint schon vollkommen ausgebildet; das religiö-

3) Instituts etc. Preface p. VIII.

4) Instituts etc. p. 18. "Die Wurzeln des Gesetzes sind die „Vedas; welches Gesetz, und für wen auch immer Menu „es gab, es ist in den Vedas vollkommen erklärt."

religiöse Ceremonialgesetz, so wie es in den Vedas gelehrt wird, in Ausübung; die Herrschaft der Braminen vollkommen gegründet, wenn gleich die Könige nicht aus ihrer Mitte sind; die Verhältnisse des Eigenthums schon sehr mannichfaltig und verwickelt; das Geld, als gewöhnliches Austauschungsmittel, nach dem auch am häufigsten die Strafen bestimmt werden. Die Gesetzgebung also überhaupt keinesweges so einfach, daß sie aus der ersten Kindheit des Volks hergeleitet werden könnte.

Auf der andern Seite fehlt es aber doch nicht an innern und äußern Beweisen, welche es wahrscheinlich machen, daß diesem Gesetzbuche allerdings ein hohes Alter beygelegt werden müsse. Mehrere der Beweise, welche wir für das hohe Alter der Vedas angeführt haben, passen auch für die Gesetze des Menu. Zuerst die Sprache. Die Gesetze des Menu sind metrisch, zwar in Sanscrit, aber gleich den Vedas in einem veralteten, wenn gleich nicht so veralteten, Sanscrit abgefaßt, indem es sich, nach dem Ausdrucke von Jones, zu dem Sanscrit der classischen Dichter etwa verhält wie das Latein von Lucrez zu dem Latein in den Gesetzen der zwölf Tafeln [5]). Ferner: Die Gesetze des

5) Preface p. VI.

Lehrern und Schülern, in Verbindung mit einer astronomischen Angabe über den damaligen Punct des Solstitiums, nicht über das Jahr 1580 vor dem Anfange unserer Zeitrechnung hinausreichen könne [7]). Daß ferner das Verhältniß der Sprache der Vedas zu der des Menu nach der Analogie der Veränderungen der Lateinischen Sprache, wie wir sie aus den Bruchstücken der Gesetze des Numa zu den der zwölf Tafeln kennen, drey Jahrhunderte erfordert habe; und daher die Gesetze des Menu um 1280 v. Chr. zu setzen seyn würden. — Wenn gleich eine vollständige Prüfung dieser Hypothesen nicht von mir angestellt werden kann, da sie nicht nur eine astronomische Untersuchung, sondern auch eine Kenntniß des Sanscrit, und zwar aus den verschiedensten Perioden, voraussetzt; so fühlt doch gewiß jeder Leser das Ungewisse und Schwankende jener Angaben; wenn man auch nur die Analogie des gleichen Zeitraums zwischen den Veränderungen des Latein und Sanscrit in Erwägung zieht; da ja die Veränderungen einer Sprache durch Einwirkung der verschiedensten Ursachen bald schneller bald langsamer erfolgen können; wie die Geschichte unserer eigenen Muttersprache davon ein auffallendes Beyspiel giebt.

Die

7) Preface p. V. VII.

Die Frage: in wie fern eine Philosophie unter den Indern sich gebildet habe, können wir zwar einigermaßen, keineswegs aber so beantworten, daß wir diese Philosophie aus ihren Schriften selber darlegen könnten. Von ihren philosophischen Sastras ist noch keiner bisher übersetzt, oder auch nur im Auszuge mitgetheilt worden. Der einzige, dem Vyasa zugeschriebene, den Jones im Original las, war kurz; sehr dunkel; und bestand in schön modulirten Sentenzen [8]). Die genaueste Nachricht darüber giebt der Ayeen Acberi, der die 9 verschiedenen Schulen durchgeht, und die Schriften worauf sie sich gründen, anführt [9]). Für den Forscher der Indischen Alterthumskunde ist diese abgeleitete Quelle allerdings eine schon getrübte Quelle; jedoch läßt sich daraus eine allgemeine Ansicht der Indischen Philosophie schöpfen; und besonders die Frage beantworten, ob die Inder eine von ihrer Religion verschiedene Philosophie hatten? Oder ob vielmehr ihre Philosophie aus ihrer Priesterreligion abgeleitet war? Diese Fragen wird nach der Ansicht jener Nachrichten wohl Niemand anstehen anders zu beantworten, als daß zwischen Religion und Philosophie das Band hier so eng geknüpft war, wie

8) Jones Works I., p. 103.

9) Ayeen Acberi II., p. 406 sq.

wie bey einer geschlossenen Priestercaste es sich im voraus erwarten läßt; und die Vedas also nicht weniger die letzten Quellen der Philosophie, wie der Religion waren. Dieß lehrt schon der Umstand, daß die Hauptschule der Indischen Philosophie auf Vyasa, den Sammler der Vedas und Lehrer des Jaiminis, zurückgeführt wird; dessen Schrift durch ihren Nahmen Vedanta schon ihren engen Zusammenhang mit den Vedas, als der Quelle woraus ihre Lehre geflossen sey, bezeichnet [1]. Die Upanischads geben durch ihre mystische Dunkelheit der Speculation einen überreichen Stoff. Es konnte nicht anders seyn, als daß hier Verschiedenheit der Meinungen entstand; und daraus also die verschiedenen Secten hervorgiengen, welche der Ayeen Acberi aufzählt und unterscheidet. Es ist gewiß hier, wo der grübelnde Character dieses Volks, der mit seinem Hange zum beschaulichen Leben in so enger Verbindung steht, sich am deutlichsten zeigt. Aber eben diese unauflösliche Verbindung zwischen Philosophie und Religion, lehrt auch bereits, daß eine freye Entwickelung des philosophischen

1) Jones Works I., p. 165. Wie schwankend unsere Urtheile über die philosophischen Systeme noch seyn müssen, wird dem deutlich werden, der, was Jones hier über die Lehren des Jaimini sagt, mit dem vergleichen will, was sich darüber im Ayeen Acberi II., p. 428 sq. findet.

schen Geistes, wie sie der Occident kennt, hier nicht zu erwarten stehen kann. Die Indische Philosophie scheint einen ähnlichen Gang mit der Scholastik im Mittelalter genommen zu haben. Sie ist eben so spitzfindig wie diese; ward eben so vorzugsweise zur Dialectik; und die Verschiedenheit der Schulen scheint auf eben so feinen Distinctionen zu beruhen, als es bey diesen der Fall wurde. Allerdings hat sich zwar bey den Indern auch eine practische Philosophie gebildet; die Moral ist nicht gänzlich vernachlässigt worden; aber ihre moralischen Schriften scheinen nicht mehr als bloße Maximen, oder auch Lehren in Dichtungen gehüllt, zu enthalten. Werke, welche mit denen der Stifter und Ausbilder der griechischen Moralsysteme verglichen werden könnten, sind wenigstens bisher nicht bekannt geworden.

Auf eine ähnliche Weise wie die Vedas als die Quellen der Philosophie betrachtet werden, ist es auch mit den übrigen Wissenschaften und Künsten, welche die vier Upavedas enthalten; nemlich der Medicin, der Musik, im weitern Sinne des Worts, wo sie zugleich Metrik und Tanzkunst mit begreift; der Kriegskunst, und der Baukunst, die überhaupt die mechanischen Künste umfaßt. Sie werden als unmittelbar abgeleitet aus den Ve-

das

das betrachtet [2]). Keiner der Upavedas ist bisher bekannt gemacht; und von den eben erwähnten Künsten ist die **Musik** der Inder die einzige, über welche wir gelehrte Forschungen aus den Quellen besitzen. Die Abhandlung von **Jones** über diesen Gegenstand [3]), welche in der Uebersetzung des Freyherrn von **Dalberg** durch Anmerkungen und Zusätze so sehr veredelt und bereichert worden ist [4]); giebt die Beweise, in welchem engen Zusammenhange die Musik mit der Religion stand. Ein Theil der Hymnen der Vedas ist, wie oben bemerkt ward, nur für den Gesang bestimmt; bedarf es mehr um jenen engen Zusammenhang zu zeigen?

Als ein Zweig der philosophischen Studien der Inder kann das der **Grammatik** des Sanscrit betrachtet werden. Wie bey den andern wissenschaftlichen Fächern wird auch hier Ein Schriftsteller als der eigentliche Schöpfer der Wissenschaft betrachtet. **Panini**, dessen **Sutras** die Inder wenigstens für das

2) Jones on the Litterature of the Hindus, Works I., p.358. Der Ausdruck Upavedas heißt so viel als Untervedas; *subscriptures* übersetzt ihn Jones.

3) Jones on the musical modes of the Hindus, in As. Res. III., p.55 sq.

4) Ueber die Musik der Inder vom F. H. von Dalberg. 1802. Mit einer Sammlung Indischer Volksgesänge.

betrachten kann; durch innere, wegen der Kürze und Dunkelheit seiner Vorschriften, welche Erklärungen derselben ganz unentbehrlich machten [7]. Eine bestimmtere Angabe über das Alter dieses Werks wird, scheint es, sich erst dann geben lassen, wenn wir das Verhältniß genauer kennen, in welchem seine Regeln zu der Sprache der Vedas, und zu der der spätern classischen Dichter stehen.

Eine Folge dieses grammatischen Studiums war die Entwerfung von Wörterbüchern. Das berühmteste derselben ist das Amera Cosha, dessen Verfasser, Amera Sinha, an dem Hofe des Vicramaditya lebte [8]. Eine Abschrift davon besitzt die K. Pariser Bibliothek [9]; und wir können es mit mehr Zuverlässigkeit beurtheilen, da der Pater Paullino den ersten Abschnitt desselben in einer Uebersetzung herausgegeben hat [1]. Es ist ein, in Versen geschriebenes, Sachwörterbuch, in welchem in

7) Colebrook l. c. p. 205.

8) Colebrook l. c. p. 214.

9) Langlès Catalogue de Manuscrits Samscrits etc. p. 22.

1) *Amarasingha*, sectio prima de coelo. Romae 1798. Dieser erste Abschnitt enthält besonders die Erklärung der Beynahmen der Götter. — Es sind oft ganze Stellen oder Reihen von Versen abgedruckt.

in 17 Abschnitten die Nahmen der Götter, Menschen, der Gestirne, Elemente, Wissenschaften, Berge, Flüsse u. s. w. erklärt werden; und ist wiederum der Stoff für zahlreiche Commentatoren geworden, die sich bestrebten die Ableitungen der Wörter aufzufinden, indem sie sie auf ihre Wurzeln zurückführten [2]).

Es ist bereits in dem Anfange dieses Abschnitts bemerkt, wie wenig wir hoffen dürfen eine critische Geschichte bey den Indern zu finden. Indeß bedarf dieser Gegenstand allerdings einer genauern Untersuchung. Jene Behauptung soll nur so viel sagen, daß in der Indischen, d. i. der alten Sanscrit-Litteratur, keine historische Werke in dem Sinne, wie wir diesen Ausdruck nehmen, zu erwarten sind; so wenig Werke eigentlicher Geschichtschreiber, als bloßer Annalisten.

Das erste wird man nicht in Abrede stellen, da historische Werke bisher nicht nur nicht gefunden sind, sondern auch von den Pandits selber gar nicht angeführt werden [3]). Würden sie dieses unterlas-

2) Colebrook l. c. Die Zahl der Wurzelwörter soll nach Langlès l. c. p. 25. nicht über 10000 hinausgehn.

3) In der zahlreichsten Sammlung von Sanscrit-Schriften außer

terlassen, wenn sie sie besäßen? Würden sie sie den Britten, die begierig nach ihnen forschten, verhehlt haben? Hätte nicht Eitelkeit oder Gewinnsucht sie ihnen überliefert? Will man aber dennoch dieses bezweifeln, so wird die Untersuchung über die Epische Poesie davon die weiteren Beweise geben. Critische Geschichte kann unmöglich unter einer Nation sich bilden, die keinen Sinn dafür hat, und keinen Werth darauf legt. Nicht um historische Wahrheit, sondern um dichterischen Schmuck ist es ihr zu thun. Die Erzählung soll nicht den Verstand, sie soll die Einbildungskraft beschäftigen. In wie fern es wahrscheinlich ist, daß bey ihren großen Epischen Dichtungen einige wahre Begebenheiten zum Grunde liegen, wird unten deutlicher werden; will man aber auch selbst dieses annehmen, so sind sie doch unter den Händen der Dichter so entstellt, daß die Geschichte fast so gut wie keinen Gewinn daraus ziehen kann. Ich behaupte nicht zu viel, wenn ich sage, daß die Inder von dem was wir historischen Styl nennen, nicht einmal einen Begriff haben. Den sprechendsten

außer Indien, welche die K. Pariser Bibliothek besitzt, findet sich kein einziges historisches Werk. Langlès *Catalogue des Manuscrits Samscrits* p. 13. sagt dieß ausdrücklich.

sten, die erwähnt werden, werk
der Rede, und durch Uebertre
bey uns kaum ein Dichter s
Wird man bey einem Volke,
schmack herrscht, critische Gesc

Hatten aber die Inder kei
so konnten sie doch Annalisten
andre Völker des Orients sie h
den Ufern des Ganges kein Pe
reisen, so reiste doch vielleicht
Mirkhond? — Ich begehre di
nicht zu leugnen; aber noch ha
solchen gehört; und würden die
den Fremden empfohlen haben,
Perser die ihrigen? Wir dürf
dieß als erwiesen annehmen, da

nommen der eine aus dem was man uns von Caschemir erzählt; der andere aus dem Verzeichniß der Könige anderer Indischer Reiche.

In Caschmir, berichtet Abu Fazel im Ayeen Acberi [5]), habe man Annalen, die bis über 4000 Jahre zurückgehen. Als Acbar der Große seinen Einzug dort hielt, hätten ihm die Einwohner ein Buch Ray Turunghee, in Sanscrit geschrieben, überreicht, das diese enthielt; der Kayser habe dieß ins Persische übersetzen lassen. Abu Fazel giebt daraus die Nahmen der Könige, (deren in 4109 Jahren, 11 Monden und 9 Tagen 191 geherrscht haben sollen;) in 9 Tafeln oder Dynastien, mit den Regierungsjahren eines jeden, (die der ersten Dynastie ausgenommen;) und Auszüge aus der Geschichte einzelner. Seine Nachrichten sind bisher die einzige Quelle. Ein genaueres Studium derselben führt aber zu der höchst wahrscheinlichen Vermuthung, daß diese Reihe vor der Mohamedanischen Herrschaft eine aus Dichtern geschöpfte Reihe, und die Geschichte von Caschmir nicht weniger als die des übrigen Indiens eine Dichtergeschichte sey. Denn erstlich knüpft sie sich bey ihrem Anfange unmittel-

5) Ayeen Acbery II., p. 157.

mittelbar an das Indische Epos. Rajah Owgnund, der die Reihe eröffnet, ward erschlagen von Bulbhader, dem ältern Bruder des Krischna; einer der Hauptpersonen des Ramajan. Ferner: Ungeachtet der anscheinenden Genauigkeit in der Angabe der Dauer der einzelnen Regierungen, sind diese doch in einzelnen Dynastien so lang, in andern dagegen wieder so kurz, daß dieses durchaus gegen alle historische Wahrscheinlichkeit läuft [6]). Endlich erhellt schon aus der eignen Nachricht von Abu Fazel, daß das Ganze eigentlich eine Erzählung von Mährchen sey; aus denen dieser Schriftsteller nur das, was einen Anstrich des Historischen hat, heraushob; ohne doch nur Stoff genug zu finden, die Mährchen ganz zu übergehn [7]). Nach diesem Allen

6) Man vergleiche z. B. Tafel II., wo 21 Fürsten 1015 Jahre, und keiner unter 30 Jahren, regieren, mit Taf. VII., wo 10 Fürsten 54 Jahre regieren.

7) Außer einigen die er selber erzählt, z. B. S. 159 vom Rajah Mehrkul, bemerkt er selber mehrmahls, daß die Mährchen zu lang zu Erzählungen seyen, wie p. 163 sq. — Indeß finden sich einzelne historische Facta, die Aufmerksamkeit verdienen. Dahin gehört, daß nach dem Tode des Rajah Heren sich Caschmir dem Rajah Bicramaditya von Ougein unterworfen habe. Ferner die Angabe der Vertreibung der Buddisten aus Caschmir durch die Braminen unter Rajah Nerkh S. 159, woraus wenigstens erhellt, daß diese Begebenheit von den Indern selbst in ein hohes Alterthum zurückgesetzt wird.

len hege ich die Vermuthung, daß die Annalen von Caschmir nichts anders, als eine, erst nach der Mahomedanischen Eroberung gemachte, Compilation aus Epischen Gedichten seyen, um den Eroberern das hohe Alterthum ihres Volks zu beweisen. Entfernt jedoch von allem Hypothesenbau, überlasse ich die Annahme oder Verwerfung davon gern dem Urtheile nachfolgender Critiker.

Was von dem Verzeichnisse der Herrscher von Caschmir nur wahrscheinlich ist, ist von denen der andern Indischen Reiche gewiß. Sie finden sich in der Abhandlung von Jones über die Chronologie der Hindus [8]); worunter besonders das Verzeichniß der Könige von Magada, oder Bahar, Aufmerksamkeit verdient. Die Quelle, aus der diese Verzeichnisse geschöpft sind, ist das Werk eines damals noch lebenden Indischen Gelehrten Rhadacanta, der eine Erklärung der Puranas in Sanscrit geschrieben hatte [9]). Aus den verschiedenen Puranas hatte Rhadacanta, wie er selber sagt, diese Genealogie gesammlet. Es ergiebt sich also daraus

8) As. Res. Vol. II., und in den Works Vol. I., p. 281 sq.

9) Jones Works I., p. 288. Sein Werk heißt *Puranat-Harpracasa*, oder die erklärten Puranas.

daraus von selbst, daß diese Genealogien für die Indische Geschichte ungefähr dasselbige sind, was die Götter- und Heroen-Geschlechter des Apollodor für die griechische. Die ersten derselben verrathen schon durch sich selbst ihren mythischen Character, indem die Könige als die Abkömmlinge der Sonne und des Mondes aufgeführt werden. Daß bey ihnen keine Chronologie statt finde, hat selber schon Jones bemerkt. Einen mehr historischen Character hat die Reihe der Könige von Magada; die in fünf verschiedenen Dynastien von 2100 v. Chr. bis 452 v. Chr. regiert haben soll; und woraus man allerdings mit Wahrscheinlichkeit folgern mag, daß in jenen entfernten Zeiten, wo in Aegypten der Thron der Pharaonen glänzte, ein bedeutendes Reich in diesen Theilen Indiens, in den Ganges-Ländern, vorhanden gewesen sey. Fragen wir aber nach der eigentlichen Grundlage jener Chronologie, so müssen wir sowohl bey dem Anfange mit dem König Pradiota, 2100 v. Chr., als bey dem Ende mit dem König Chandrabija, der 396 Jahre vor der Aera des Vicramaditya, oder 456 v. Chr. starb, uns mit dem "die Inder sagen" begnügen. Heißt dieses nun auch so viel als diese Angaben sind aus den Puranas entlehnt; so frägt sich doch wiederum aus welchen? Und da das Alter der Puranas so sehr verschieden zu seyn scheint, — welches Alter

hatten

hatten diejenigen woraus sie entlehnt sind? Die Critik tappt hier also immer im Dunkeln; und die schon von Jones aufgedeckten vielen innern Unwahrscheinlichkeiten, welche diese Genealogien enthalten, müssen uns dagegen noch ungläubiger machen [1].

Einen festen Punct in der frühern Indischen Geschichte glaubten die Britten dadurch gefunden zu haben, daß sie den Sandracottus der Griechen, der nach Alexander's Abzuge sich der Herrschaft Indiens bemächtigte, in den Indischen Genealogien wieder fanden. Es soll der Chandra Gupta seyn. Die Nahmenähnlichkeit ist freylich so gut wie der einzige Beweis. Die Geschichte des Chandra Gupta hat mit dem, was uns vom Sandracottus erzählt wird, nur das gemein, daß beyde als Herrscher Indiens geschildert werden. Aber wie dem auch seyn mag, so findet man bald, wenn man die Geschichte des Chandra Gupta verfolgt, daß auch sie nur eine Dichtergeschichte ist; theils aus epischen theils aus dramatischen Gedichten geschöpft [2]. Wollte man also auch zugeben, (was immer

1) Jones Works I., p. 804.

2) Sie werden nahmentlich angeführt von Wilford As. Res. V., p. 262. wo aus ihnen die Geschichte des Chandra Gupta erzählt wird.

immer wohl ungewiß bleiben wird,) daß Chandra Gupta ursprünglich der Sandracottus der Griechen sey, so haben wir doch seine Geschichte bey den Indern nur aus den Händen von Dichtern, und zwar von verschiedenen Dichtern, die sie nach ihren Bedürfnissen so verschieden behandelten, daß man selbst zweifeln möchte, ob ihr Chandra Gupta immer dieselbe Person, oder ob verschiedene dieses Nahmens darunter zu verstehen seyen [3].

Die Chronologie der Inder steht mit ihrer Astronomie in einer unauflöslichen Verbindung; und kann also auch nur von Astronomen geprüft werden, weshalb ich mich hier auf eine bloße litterarische Notiz beschränken muß. Die Untersuchung beruht hauptsächlich auf dem Alter des Surya Siddantha, dem Hauptwerke über die Indische Astronomie, welches von den Pandits als das älteste das sie besitzen, gerühmt wird. Das hohe Alter desselben hat Bentley zweifelhaft gemacht, indem er darzuthun sucht, daß dieses Werk, welches die Pandits dem Varaha, einem der ältesten Weisen, oder doch dem Zeitgenossen des Vicramaditya, zuschreiben, den Varaha Mihira, der im elften Jahrhundert unserer Zeitrechnung lebte,

zum

3) Man sehe Wilford l. c. p. 266.

zum Verfasser habe [4]). Diese Behauptung von Bentley hat indeß in England selbst Widerspruch gefunden, wogegen er sich in dem achten Bande der Asiatischen Untersuchungen vertheidigt; und bey dieser Gelegenheit seine Angriffe auf das Alter eines großen Theils der Sanscrit-Litteratur macht; worauf ich noch unten zurückkommen werde.

So wie die Geschichte ist auch die Geographie der Inder eine Dichtergeographie. Sie besitzen mehrere geographische Werke, theils in Sanscrit, theils auch in Volkssprachen geschrieben; wovon Wilford in dem achten Bande der Asiatischen Untersuchungen uns eine genauere Nachricht gegeben hat.

4) Man vergleiche die Abhandlung von Bentley in As. Res. VI., p.540. *on the antiquity of the Surya Siddantha;* welche der Verf. nachmals gegen die Critik in dem Edinburgh Review vertheidigte in As. Res. VIII., p.195. *on the Hindu System of Astronomie.* Ich bedauere daß dieser letztere Aufsatz von dem Hrn. Inspector Schaubach in seinen beyden Abhandlungen: *de astronomici studii apud Indos origine et antiquitate:* in Commentat. Rec. Soc. Gott. Vol.I. II. und dem Aufsatz: über die Chronologie der Inder, in v. Zach Monathl. Corresp. 1813. Febr. u. März, nicht benutzt werden konnte. Auch über das Resultat dieses Gelehrten, daß die Indische Astronomie Arabischen Ursprungs sey, maße ich mir kein Urtheil an; wünsche aber sehr, daß Männer vom Fach diese Untersuchung weiter verfolgen.

hat [5]). Mehrere der Puranas oder mythologischen Gedichte, enthalten ihm zu Folge eigene Abschnitte über Geographie, welche Bhu-Chanda oder Bhuvana Cosa, Abschnitte über die Erde, heißen. Dieß sind die Quellen aus welchen ihre geographischen Kenntnisse geschöpft sind; die man in den Schriften über diesen Gegenstand findet [6]). Schriften dieser Art sind jedoch selten; weil die Braminen ihre Verbreitung nicht wollen. "Sie „haben", sagen sie, "die Puranas, was brauchen „sie mehr?" Auch konnte selbst Wilford die beyden wichtigsten Werke, die be[illegible] Königen zugeschrieben werden, das eine dem Vicramaditya, das andre

5) As. Res. VIII., p. 267. *An essay on the sacred Isles in the West;* wovon nur der erste Abschnitt: *of the geographical Systems of the Hindus* in diesem Bande geliefert wird. Er sagt selbst p. 269.: *with regard to history the Hindus really have nothing but romances, from which some truths occasionally may be extracted, as well as from their geographical tracts.* — Desto sonderbarer ist es, daß dieser Schriftsteller auf de Einfall kommen konnte, beweisen zu wollen die heiligen West-Inseln der Inder seyen — die Brittischen. Der Beweis davon ist erst den folgenden Abschnitten vorbehalten; und dieser erste, über die geographischen Systeme der Inder, wenn man die, auf Etymologien gebauten Hypothesen abrechnet, darum nicht minder schätzbar.

6) Zwar giebt es, sagt Wilford, außer dem poetischen auch noch ein modernes System der Indischen Geographen, es ist aber gewiß das schlechtere von beyden. l. c. p. 272.

andre dem Munja, nicht zu Gesicht bekommen [7]). Eine Indische Geographie steht also in wissenschaftlicher Rücksicht etwa auf gleicher Stuffe mit einer griechischen, die aus dem Homer und Hesiod, oder die aus den cyclischen Dichtern geschöpft wäre. Dieß schließt also nicht in sich, daß alle geographische Angaben erdichtet sind. Die Indischen Dichter kannten natürlich ihr Land; und manche der geographischen Angaben, die sich auf dieses beziehen, können historisch erklärt werden. Der heilige Hauptstrom, der Ganges, mit seinen sieben Nebenströmen, heilig wie er; die an seinen Ufern liegenden Länder, besonders Magada oder Bahar, wo die Fabel des Krischna spielt; das hohe Schneegebirge Himalaja im Norden; die Insel Lanca oder Ceylon im Süden, so wie einzelne Städte, wie Ajudhia oder Aude, Kinoge und einige andere, sind nicht zu verkennen. Aber die geographischen Nahmen im Sanscrit sind von den neuern gewöhnlich gänzlich verschieden, und bey den meisten derselben gestehen die Brittischen Erklärer selber ihre Unwissenheit. Dadurch wird also schon die alte Geographie Indiens selbst in ein schwer aufzuhellendes Dunkel gehüllt. Daß aber ihre Begriffe von den Ländern außer Indien, die sie sich als sieben

7) Wilford l. c. p. 268.

sieben Inseln oder Halbinseln (Duipas) denken, so wie ihre Begriffe von der Gestalt der Erde nur der Einbildungskraft der Dichter ihren Ursprung verdanken, geht aus den Untersuchungen darüber und den Abbildungen [8]) so klar hervor, daß es keines weitern Beweises bedarf.

Die bisherigen Untersuchungen betrafen die wissenschaftliche Litteratur der Inder; wenn ich davon ihre poetische Litteratur unterscheide, so muß ich sogleich bemerken, daß eine so scharfe Grenzlinie zwischen beyden wie im Occident sich hier gar nicht ziehen läßt. Auch die wissenschaftlichen Werke dieser Nation, selbst solche wo der Stoff dieses kaum zu erlauben scheint, sind in gebundener Rede geschrieben; wie das Wörterbuch des Amara Sinha davon einen Beweis geben mag. Allerdings besitzt die Sanscrit-Litteratur auch prosaische Werke; aber es scheint daß, wenigstens in den classischen Werken dieser Art, sich die Prose der gebundenen Schreibart nähert; eine modulirte Prosa wird sie von den Britten genannt [9]). Ohne Zweifel zeigen sich diese Modulationen im Rhythmus; vielleicht auch in Assonanzen. Eine genauere Bekanntschaft mit der Sprache kann darüber erst das weitere lehren.

8) As. Res. VIII., p. 376.

9) Jones Works I., p. 319. 327. Wie z. B. im Bhagawat.

ren. Hier bemerke ich nur, daß, wenn ich jetzt von der poetischen Litteratur der Nation spreche, ich darunter diejenigen Werke begreife, die nicht blos ihrer Form, sondern auch ihrem Wesen und Inhalt nach, der Poesie angehören.

Die verschiedenen Zweige der Poesie, die erzählende wie die dramatische, die lyrische wie das Lehrgedicht und die Fabel, — sie alle sind in der Sanscrit-Litteratur aufgeblüht; und haben herrliche Früchte getragen! Wenn man jedoch sie gegen einander vergleicht, so kann es gar keinem Zweifel unterworfen seyn, welcher Gattung vor den übrigen der Preis gebührt. Die Inder selbst sprechen denselben ihrer epischen Poesie zu. Die großen und classischen Werke derselben werden von ihnen als Zweige ihrer heiligen Litteratur betrachtet. Sie werden, so gut wie die Vedas, in die entferntesten Zeiten hinaufgerückt; und ein göttlicher Ursprung wird auch ihnen eingeräumt. An epischer Poesie hängt vorzugsweise die Bildung der Nation, denn durch sie bildete die Indische Götterwelt sich aus; und sie ward wiederum die Hauptquelle der übrigen Gattungen der Poesie, so wie der Kunst. Dieser Gegenstand ist es also, der vor allen unsere Aufmerksamkeit fordert; vorläufig aber wird auch hier die Frage beantwortet werden müssen: Wie

weit

weit kennen wir die epische Poesie der Nation? In wie fern sind wir also berechtigt über sie zu urtheilen? Freylich sind bisher weder die Wünsche die man hegen, noch die Hoffnungen die man fassen konnte, in Erfüllung gegangen; aber doch wissen wir jetzt so viel von ihr, um ihren Character mit Sicherheit bestimmen zu können.

Die Indische Litteratur ist reich an Epopoeen; die ältesten classischen Werke der Nation erzeugten eine Menge Nachahmungen; so gut wie die Gesänge des Jonischen Barden. Aber so wie in der griechischen Litteratur die Ilias und die Odyssee vor allen andern hervorglänzen; so in der Indischen der Ramajan und der Mahabarat [1]).

Von

1) Polier Mythologie des Hindous I., p. 115. setzt vor beyden dem Alter nach noch den Marcondav Purana, welcher den Sieg der Göttin Bhuvani, der Mutter der drey großen Dejotas, oder der Durga (einer ihrer vielen Nahmen, m. s. Mayer's mythol. Lex. unter Durga) über den Riesen und Dämon Moisasur enthält. Allein mit Unrecht. Von dem Markandeya Purana, giebt Langlès Catal. des Man. Samscrits p. 54. nach den 124 Sectionen den Inhalt an, woraus erhellt, daß die Geschichte der Durga nur eine Episode von ihm ist. Indeß ist der Irrthum verzeihlich; denn diese Episode circulirt auch als eigenes, für sich bestehendes, Gedicht unter dem Titel Tschandika. Weshalb ihm aber Polier ein höheres Alter als den beyden großen classischen Epopoeen beylegen will, weiß ich nicht. Er wird sonst niemals mit ihnen auf gleicher Linie gestellt.

Von diesen beyden classischen Werken kennen wir, wiewohl erst seit kurzem, am genauesten den Ramajan; seitdem zwey Brittische Gelehrte das erste Buch desselben in Englische Prose übersetzt haben [2]). Geht dabey gleich der Reiz der Versification verloren, so scheint dagegen an der gewissenhaften Treue der Uebersetzer kein Zweifel seyn zu können. Auch sind wir dadurch in den Stand gesetzt den ganzen Inhalt des Gedichts zu übersehen; da vor dem eigentlichen Anfang, (es beginnt erst mit dem fünften Abschnitt) eine Uebersicht des Ganzen, — wahrscheinlich erst von späterer Hand, aber sehr erwünscht für uns — vorangeschickt worden ist.

Der Gegenstand des Gedichts ist der Sieg des göttlichen Helden Rama, über Ravuna, den Fürsten der Rakschus, oder der bösen Genien. Man kann also allerdings sagen es liege eine Allegorie dabey zum Grunde, indem es den Sieg des Guten über das Böse andeuten solle. Ob aber ein episches Gedicht allegorisch ist oder nicht, hängt nicht

2) *The Ramayuna of Valmiki*, translated from the original Sangskrit, with explanatory notes by WILL. CAREY and JOSHUA MARSHMAN. Vol. I., containing the first book. London 1808. 450 S. 8. Das ganze Gedicht besteht aus 7 Büchern; wovon jedes eine Anzahl Sectionen, das erste 64 enthält.

nicht sowohl von dem Gegenstande als von der Behandlung ab. Diese ist aber in dem Ramajan nicht allegorisch, sondern rein episch; allein episch auf Indische Weise. Die Rakschus hatten die Oberhand bekommen über die guten Götter, und waren ihnen unbezwinglich, weil sie das Versprechen der Unverletzbarkeit von ihnen erhalten hatten. Nur ein Sterblicher konnte deshalb Ravuna bezwingen; aber eben so wenig ein bloßer Sterblicher. So ergeht daher das Anliegen der Götter an Vischnu, einen der ersten unter ihnen, daß er Mensch werden möge. Vischnu bewilligt dieß; aber so daß er sich in vier Theile zersetzt; und in vier Brüdern, unter denen Rama der erste ist, sich vermenschlicht. So hat also der Dichter einen Gottmenschen als Hauptthelden seines Gedichts. Er besiegt und erlegt den Ravuna; und kehrt alsdann selber, aber begleitet von dem Volke das er hienieden beherrschte, in seinen Himmel zurück. Dieß ist mit wenig Worten der Hauptgegenstand des Gedichts; allein die Ausführung und die Behandlung ist so unermeßlich reich, daß es in dieser Hinsicht mit jeder andern Epopoe die Vergleichung aushalten kann. Das erste Buch, welches wir in der Uebersetzung vor uns haben, giebt davon schon überflüssige Beweise. Es beginnt mit der Beschreibung der Stadt Ujadhija, wo der fromme und weise König Du-

scha Rutha herrschte, als dessen Sohn Rama erscheinen sollte. "Sie war einst erbaut worden von „Menu, dem ersten Herrscher der Menschen. Ihre Gassen und Gänge waren wunderbar angelegt; „und reichlich bewässert. Ihre Mauern mit bunten Feldern glichen einem Schachbrett. Sie war „voll von Kaufleuten jeder Art; von tanzenden „Mädchen und Männern; von Elephanten, Pferden und Wagen. Geziert mit Edelsteinen, gefüllt mit Reichthum, versorgt mit Lebensmitteln, „prangend mit Tempeln und Pallästen, deren Kuppeln den Gipfeln der Berge glichen, mit Gärten, reich an Gruppen von Mango-Bäumen, „und Bädern. Sie duftete von Weihrauch, von „Blumenkränzen, von wohlriechenden Opfern. Sie „war bewohnt von den Wiedergebohrnen [3]), tief „unterrichtet in den Vedas; begabt mit herrlichen „Eigenschaften; voll von Wahrheit, Eifer und „Mitleid; ähnlich den großen Weisen; völlig Herren ihrer Leidenschaften und ihrer Begierden. „In Ujadhija war kein Geizhals, kein Lügner, kein „Betrüger, kein Uebelgesinnter. Keiner lebte in ihr „unter tausend Jahre; keiner war unversöhnlich; „keiner

3) Wiedergebohren, zweymal gebohren, heißen die drey obern Casten; vorzüglich jedoch die Braminen.

„keiner ohne zahlreiche Nachkommen; keiner gab „den Braminen weniger als tausend Rupien; kei„ner entzog sich den Pflichten des Standes. Kei„ner gieng in ihr ohne Ohrringe, ohne Kränze, „ohne Halsband, ohne Wohlgerüche, ohne zierli„che Kleider." Duscha Rutha ihr Beherrscher, schon 9000 Jahre alt, wäre der glücklichste der Fürsten gewesen, hätte er Söhne gehabt. Er beschließt mit dem Rath seiner Braminen ein feyerliches Opfer, ein Ushwameda zu bringen. Das Opfer eines Pferdes, einer der größten Religionsacte der Hindus, ist nach den Verordnungen der Schastras von solchem Umfange, daß mehrjährige Zurüstungen dazu erforderlich sind. So hatte also der Dichter einen neuen Gegenstand, der poetischen Behandlung, wenn irgend einer, fähig. Aber mit diesem verschlingt sich ein neuer Faden der Erzählung. Zum Gelingen des Werks war nöthig daß die Tochter des Königs Schanta, die von einem andern frommen Fürsten adoptirt war, mit einem jungen Heiligen sich vermählte, der einsam in einem Walde hausete; und die Vedas las. Rischya Schringa, so war der Nahme des jungen Einsiedlers, herauszulocken war eine nicht leichte Sache. Der Auftrag ward einer Anzahl junger Mädchen gegeben, gewandt in allen Künsten der Sinnlichkeit, als Weise verkleidet ihn anzulocken. Nie hatte

Rischya

Rischya Schringa noch ein weibliches Wesen gesehen; er hört ihre Gesänge; er sieht ihre Tänze durch die Ringelpflanzen und duftenden Stauden; er führt sie in seine Hütte; und berauscht von ihrem Wein fühlt er Gegenliebe, wird weggeführt, wird der Gemahl der lotosäugigen Shanta. In diesem reizenden Gemählde entfaltet sich der ganze Zauber der Indischen Poesie. Nun kann das große Opfer vollbracht werden, zu dem die Fürsten und die Braminen aus der Ferne eingeladen waren; und sein Gelingen giebt Duscha Rutha die Gewißheit Söhne zu bekommen. So war also die Menschwerdung des Vischnu eingeleitet. Der Dichter versetzt uns nun in die Wohnung von Brama. Dahin begeben sich die Dewas, und die himmlischen Weisen, die bey dem Opfer zugegen gewesen waren; und bitten um Hülfe gegen Ravuna. Hier langte auch Vischnu an, "der ruhmvolle, der Herr „der Welt, gekleidet in Gelb; geschmückt mit goldnen Armbändern; reitend auf dem Adler Vinuteya, gleich der Sonne auf einer Wolke, mit „seiner Wurfscheibe und seiner Keule in der Hand." Angefleht von den Göttern, giebt er ihren Bitten nach, und verspricht eine Incarnation von 11000 Jahren; und den Untergang von Ravuna, der nur so bezwungen werden konnte. So vermenschlicht sich Vischnu in den vier Söhnen die dem Duscha Ru-

tha jetzt von seinen drey Gattinnen gebohren werden, von denen Rama der älteste, Luckschumuna der zweyte ist. Dennoch aber, (so spielt die Indische Phantasie) bleibt Vischnu, ungeachtet seiner Vermenschlichung, als Gottheit in seinem Himmel. Auf sein Begehren entstehen aber jetzt die künftigen Gehülfen und Bundesgenossen des Rama in seinem Kampf, das zahllose Volk der Affen. Ihre Einwebung in die Epopoe scheint eine der abentheuerlichen Ideen zu seyn; aber dieß Niedrige verliert sich, sobald wir sehen, daß diese Affen auch höhern Ursprungs, daß sie Thiergottheiten sind. Wir würden sie unbedenklich Satyrs nennen; wenn nicht so leicht falsche Nebenbegriffe sich daran knüpften. Indem der Dichter sie jetzt entstehen ließ, hatte er für die Folge seines Gedichts eine reiche Quelle sich geöffnet. Nun springt die Dichtung (Rama's Kindheit mit Stillschweigen übergehend,) in die Zeiten über, wo Er und seine Brüder reif für die Heyrath wurden. Um diese Zeit kommt ein Weiser von königlichem Stamm, der durch Büßungen sich zum Heiligen und Braminen erhoben hatte, Wischwa-Mitra, zum König Duscha Rutha. Er hatte das Gelübde eines Opfers gethan; aber die Rakschus verhinderten ihn es gottgefällig zu bringen. Sie konnten nur durch Rama bezwungen werden; und so kommt er, den König Duscha Rutha

tha zu bitten, ihm seinen Sohn Rama, den jungen Helden, mitzugeben. Die Geschichte des Empfangs des Wischwa-Mitra ist eine wahrhaft patriarchalische Scene! Der Vater kann sich nicht entschließen den geliebten Sohn ziehen zu lassen, Rama den Lotosäugigen. Kann der sechzehnjährige Jüngling den Kampf bereits mit den Unholden bestehen? Aber er hatte Wischwa-Mitra im voraus sein Wort gegeben seine Bitte zu erfüllen. Hart ließ ihn deßhalb Wischwa-Mitra an. "Bey dem Zorn des „Weisen ward die Erde bewegt; und Furcht ergriff „selbst die Götter." Aber Vuschista, der Priester, der Rathgeber des Königs legte sich darein; und überredete den König Duscha Rutha. Er selber rief Rama und seinen Bruder Lukschumuna; küßte sie, und übergab sie dem Wischwa-Mitra. Ein Schauer von Blüthen fiel von oben herab, bey ihrer Abreise; und die Himmlischen selber feyerten sie mit ihrem Gesange. Die Beschreibung der Reise bietet nun einen neuen reichen Stoff der Dichtung dar. Mehrere Abentheuer werden bestanden; zum Theil sehr künstlich wieder mit dem Hauptgegenstande verknüpft. Die Erzählung davon füllt fast die Hälfte des Buchs aus. Auf diesem Wege erhält Rama von Wischwa-Mitra die himmlischen Waffen, wie Achill von der Thetis. Aber diese Waffen sind doch von anderer Art. Sie sind da, so

oft Rama durch eine Formel sie heischt; sie werden selbst personificirt, und unterreden sich mit dem Helden. Nun besteht Rama seine erste Heldenthat, indem er die Zauberin Taruka erlegt. Der weitere Weg führt die Wanderer zum Ganges. Ausführlich daher der Mythus von der Entstehung des Ganges; denn jeder merkwürdige Gegenstand wird zur Belehrung genutzt, welche Wischwa-Mitra dem jungen Rama ertheilt. Der Ganges, wie die sieben Nebenflüsse die er aufnimmt, sind weiblich; aber jener Mythus enthält nach unsern Begriffen so viel Unschickliches, daß die Uebersetzer es nur anzudeuten wagten. Der heilige Strom kommt von dem Gebirge Himmalaja; er reinigt die Welt; er ist es, der das Meer ausfüllt. Auch aus dem Ramajan erhellt, daß der Ganges für die Inder nicht viel weniger war, als der Nil für die Aegypter. Auch er, wie seine Nebenflüsse und Arme, sind himmlischen Ursprungs; auch Verwandlungen weiblicher Heiligen in Flüsse sind der Indischen Phantasie nicht fremd. Nun rückt die Geschichte der Vermählung des Rama näher. Indem die Wanderer jenseit des Ganges nach Nordost fortgehen, kommen sie zum König Junuka, der im Besitz des großen Bogens, den noch Niemand hatte spannen können, mit einem großen Opfer beschäftigt ist. Der Empfang ist so feyerlich, und fast noch

feyer-

feyerlicher, als bey irgend einem der Homerischen Helden; aber das Unterscheidende des Indischen Characters ist die Ehrfurcht mit der selbst die Könige die vollendeten Weisen unter den Braminen behandeln. "Der König mit ehrfurchtsvoll gefalteten „Händen sagte zu dem Haupt der Weisen Wisch„wa-Mitra: O du Göttlicher nimm Platz unter „den großen Weisen! So aufgefordert setzte sich „Wischwa-Mitra nieder; worauf der König, um„geben von seinen Räthen, mit gefalteten [4]) Händen „sich nähernd dem sitzenden Weisen, zu ihm sprach: „Heute du Himmlischer bin ich beglückt mit dem „Wasser der Unsterblichkeit! Heute wird mein Op„fer seine Kraft haben! So den Weisen anredend „frug der fromme König aufs neue mit frohem „Blick und gefaltenen Händen: Wer, (möge Heil „dir wiederfahren!) sind diese beyden erlauchten „Jünglinge, in ihrem Gange majestätisch wie der „Elephant; heldenmüthig wie der Tiger und der „Stier; mit langen und lotosähnlichen Augen? In „der Blüthe der Jugend erscheinend; gleich Göt„tern die vom Himmel auf die Erde herabsteigen; „bewaffnet mit ihrem Dolche? Hörend diese Wor„te des großen Königs, erwiederte der Weise: dieß „sind

4) Eigentlich zusammengelegten. Die flachen Hände wurden zusammengelegt als Zeichen der Ehrfurcht.

„sind die Söhne von Duscha Rutha! Sie sind „gekommen nach Deinen großen Bogen zu fragen! „So sprach der Weise und schwieg." Der Preis des Bogenspannens war aber die Tochter des Königs, die schöne Sita. Vergebens hatten sich um sie die Rajahs beworben. Nun befahl der König den Bogen zu bringen; achthundert Männer waren nöthig den achträdrigen Kasten zu ziehen in dem er lag. Mit Einer Hand ergriff ihn Rama; spannte ihn; und der gespannte Bogen brach in der Mitte. Der tiefe Schall glich dem Krachen eines fallenden Gebirges! Jetzt war es entschieden, daß Sita die Gattin des erprobten Helden ward, so wie ihre Schwester Upmila die des Luckschumuna. Der Vater des Helden, der König Duscha Rutha, ward nun eingeladen zu der Hochzeitfeyer seiner Söhne; in vier Tagen langte er an von Ujadhia in der Stadt Mitila, begleitet von seinen Weisen, seinen Räthen und seinem Heer. Die Vermählungen wurden vollzogen; auch für die beyden noch übrigen Söhne fanden sich Gattinnen in der Familie des Junuka, Töchter seines Bruders. Rama und seine Brüder mit ihren Gattinnen und dem König Duscha Rutha kehren nun nach Ujadhia zurück; der König beschließt Rama zu seinem Mitherrscher anzunehmen; indem er seinen andern Sohn Luckschumuna zu seinem Großvater, den weisen König Kekuja

schickt;

schickt; um die Bildung und den Unterricht zu erhalten, der einem Fürsten anständig ist.

Man sieht leicht, daß in diesem ersten Buche genug Fäden zu einem langen Gewebe angesponnen waren. Aus der dem Gedichte vorangesetzten Inhaltsanzeige der folgenden Bücher [5]) erfahren wir, daß durch die Ränke der Kekuji, die Duscha Rutha mit einer Verwünschung belegt hatte, jene Erhebung des Rama hintertrieben wird. Er beginnt nun, begleitet von seinem Bruder und seiner Gattin, seine großen Büßungen in der Wüste. Ravuna wird von Liebe gegen die schöne Sita ergriffen. Es gelingt ihm durch List und Gewalt sie zu rauben; er entführt sie nach seiner Stadt und Insel Lanka. Die Klagen und die Heldenthaten Rama's füllen nun die nächsten Bücher aus. Er verbindet sich mit Honuman dem Heerführer der Affen. Dieser übernimmt es die Sita aufzusuchen. Er geht nach Lanka; er sieht sie, bringt ihr die Botschaft von Rama, und eilt zu diesem zurück. Der große Zug gegen Lanka wird nun von den Verbündeten unternommen. Eine Brücke wird über das Meer geschlagen; die Heere der Verbündeten gehen herüber; das befestigte Lanka wird belagert. In der Beschrei-

5) In der Sect. 3. Erst mit Sect. 5. fängt eigentlich das Gedicht selber an.

Beschreibung dieses Krieges scheint die Phantasie des Dichters ihren höchsten Schwung zu nehmen. Der Schauplatz des Kampfs bleibt nicht blos auf der Erde; auch in der Luft kämpfen die Heere; Rama und Ravuna begegnen sich auf ihren Kriegswagen; es erfolgt ein Kampf, daß sieben Tage die Erde bebt, bis Ravuna der Fürst der Rakschus fällt. Nun ziehen Rama und Hanuman in Lanka ein. Sita erscheint; und als Rama ihr Vorwürfe macht, thut sie ihre Unschuld durch die Feuerprobe dar. Brama und alle Götter erscheinen und ertheilen ihren Segen. Auch Duscha Rutha kommt; und alle gehen nach Ujadhija zurück; wo nichts mehr jetzt die Erhebung des Rama verhindert. Aber er bleibt nicht auf der Erde; begleitet von seinem ganzen Volke kehrt er in seinen Himmel zurück.

Dieß ist nur der Hauptfaden des Gedichts; denn das ganze Gewebe, diesen unendlichen Reichthum von Dichtungen, aus der bloßen Inhaltsanzeige zu entwickeln, ist unmöglich. Die Critik wird sich nun von selber mehrere Fragen vorlegen.

Das Daseyn eines großen Epos unter dem Titel des Ramajan läßt sich also so wenig bezweifeln als das Daseyn einer Ilias. Es ist aber keineswegs

neswegs das einzige Gedicht dieses Titels; man kennt deren mehrere [6]); welche wahrscheinlich Nachahmungen, oder wenigstens Behandlungen desselben Hauptgegenstandes, sind. Indessen das unsrige wird durch den Nahmen des Dichters Valmiki von den übrigen unterschieden; und nur Eine Stimme scheint darüber zu seyn, daß der Ramajan des Valmiki das Urgedicht sey, dem die übrigen nur nachgebildet worden. Aber über die Person des Dichters und die Geschichte seines Gedichts sind noch größere Dunkelheiten verbreitet als über die Ilias. Valmiki wird in ein unbestimmtes Alter hinaufgeschoben; er gehört demselben Zeitalter an, in welchem Rama selber erschien; er ist einer der großen Munis oder Weisen, die in der Gesellschaft der Götter leben [7]). In dem letzten Buche seines Gedichts führt er sich selber redend in die Handlung ein. Er ist also noch mehr als Homer; selber der Vertraute der Götter, der Genosse ihres Umgangs. Wer wird hier an eine bestimmte Zeitrechnung denken? Aber sehr alt ist das Gedicht in dem Sinn, daß es aus Zeiten seyn muß, wo die Indische Poesie ganz sich selbst überlassen, und rein von jedem frem-

6) Man sehe Langlès in Catalogue de manuscrits Samscrits p. 14., wo auch die andern Gedichte dieses Titels aufgezählt werden.

7) So wird er in der vorgesetzten ersten Section geschildert.

fremden Zusatz, in ihrer vollen eigenthümlichen Blüthe stand. Aber ob das Gedicht so wie es jetzt vor uns liegt, auf einmal aus dem Kopfe des Sängers entsprang; oder ob es durch mehrere Zusätze allmählig erst das geworden sey, was es ist, — diese Fragen wird die Critik nicht vorlaut entscheiden wollen. Allerdings ist zwar eine gewisse epische Einheit darin; aber durch die eingeflochtenen Erzählungen, welche den Helden so oft in den Mund gelegt werden, erhielt die Indische Epopoe noch weit mehr solche Einschiebsel, als die griechische. Ehe ich aber zu den allgemeinen Betrachtungen über das Indische Epos fortgehe, wird es nöthig seyn, auch von dem andern großen Heldengedicht, dem Mahabarat zu sprechen.

Die lang gehegte Hoffnung, zu der uns Wilkins berechtigte, den Mahabarat [8]) in einer Englischen Uebersetzung zu lesen, ist leider! unerfüllt geblieben. Nur eine Episode von mäßigem Umfange, Bagavat Gita, ist von ihm übertragen; allein diese ist nicht epischer Art. Sie enthält ein einge-

8) Der Titel Mababarat wird gewöhnlich übersetzt der große Krieg. Aber nach Andern ist Barut oder Bebrut entweder der Nahme eines Königs, Stammvaters der Geschlechter der Coros und Pandos, oder doch einer Stadt. cf. OBSONVILLE Baghavadam p. 129. JONES Works VI., p. 415.

eingeschobenes Gespräch zwischen Krischna und seinem Zögling Aryun über religiöse Gegenstände [9]); und ist also am wenigsten dazu geschickt uns ein Urtheil über das Gedicht selber fällen zu machen. Unsere Kenntniß deßelben muß bisher aus zwey Quellen geschöpft werden.

Der Mahabarat war auf Befehl Acbar's des Großen ins Persische übersetzt. Dieser Uebersetzung ist eine kurze Inhaltsanzeige vorangeschickt nach den einzelnen Büchern; welche in dem Ayeen Acberi ins Englische übertragen ist [1]). Rajah Behrut herrschte in der Stadt Hastnapur, der Hauptstadt Indiens. Von ihm stammte im siebenten Gliede Rajah Chutterberi, der zwey Söhne hinterließ. Der ältere Dertraschter war blind. Er hatte 101 Söhne; sie hießen die Coros (Kowrewan); der älteste derselben war Durdjohn. Pandu hatte fünf Söhne, Judister, Bimsin, Arjun, Nekul und Seddu; sie hießen die Pandos. Nach dem Tode des Pandu wurde zwar der blinde Dertraschter König; allein Durdjohn riß alle Macht an sich; und weil er fürchtete, daß das Regiment an die Pandos käme, suchte er sie zu vernichten; indem er ihre Wohnung, mit

9) Proben daraus findet man hinter: Schlegel über die Weisheit der Inder; ins Deutsche übersetzt.

1) Ayeen Acberi II., p. 100 sq.

mit Pech und anderm Brennstoff angefüllt, anzündete. Aber die Pandos entkamen, wiewohl Durdjohn glaubte sie seyen verbrannt, durch die Wüste nach der Stadt Cumpela. Bald wurden sie groß durch Tapferkeit und Freygebigkeit; und Durdjohn beschloß das Reich mit ihnen zu theilen. Er gab ihnen die eine Hälfte mit Delhi, und behielt für sich die andere mit Hastnapur. Aber als Judister sich auszeichnete, ward bald der Neid von Durdjohn rege; er lud sie zu einem Feste ein; und gewann ihnen hier im Brettspiel durch falsche Würfel alle ihre Besitzungen ab. Sie hatten bey dem letzten Wurf versprochen, im Fall sie verlören, auf 12 Jahre in die Einsamkeit zu gehen, und sich dann zu verbergen. Dieß geschah; aber als auch nach ihrer Rückkunft Durdjohn sie mit Grausamkeit behandelte, ergriffen sie die Waffen. Eine 18 tägige Schlacht an dem See Kurkhet gab ihnen den Sieg; Durdjohn kam um; und die Pandos behielten den Thron [2]).

Diese

2) Der Mahabarut ist in 18 Gesänge oder Bücher (Purbhs) getheilt; welche, nach der, der Persischen Uebersetzung vorgesetzten, Inhaltsanzeige, einzeln folgendes enthalten. B. I. Familiengeschichte der Pandos und Coros. II. Judister schickt seine Brüder nach allen Weltgegenden aus um Eroberungen zu machen. Die Coros ordnen ein Opferfest an, um Würfel zu spielen. Vorbereitungen dazu.

III.

Diese Inhaltsanzeige scheint allerdings eine Uebersicht des Gedichts zu geben, aber eine sehr dürf-

III. Die Pandos ziehen nach dem Verlust im Spiel in die Wüste; und bleiben darin 12 Jahre. Erzählung der Begebenheiten die unterdeß vorfielen. IV. Die Pandos gehen aus der Wüste in die Stadt Beruth, und verbergen sich daselbst. V. Sie werden entdeckt; der Krieg bricht aus. Versammlung der Heere am Kurkhet. VI. Kampf der Helden. Die ersten 10 Schlachttage. Viele Söhne von Dertraschter werden getödtet. VII. Durdjohn hält einen Kriegsrath. Derna wird Anführer; wird aber am 5ten Tage getödtet. VIII. Vorfälle der zwey folgenden Tage. Kurren wird Anführer; einer der größten Helden seiner Zeit. Judisther flieht vor ihm; aber er fällt von der Hand von Arjun. IX. Schul wird Anführer. Seine Thaten, sein Tod. Durdjohn versteckt sich. Baliken zieht ihn hervor; sein Tod. Dieß ist der 18te Tag der Schlacht; die Pandos behalten endlich den Sieg. X. Erzählung der letzten Begebenheiten des Kriegs. Nur acht Männer bleiben von den Pandos übrig. XI. Klagen der Weiber auf beyden Seiten, über den Tod der ihrigen. Die Mutter des Durdjohn flucht dem Krischna. XII. Judisther's Thaten nach dem Siege. Er will die Herrschaft niederlegen; wird aber von Vyasa, Krischna und Bikum, abgerathen. Dieß Buch enthält viele erhabene Lehren der Religion und Moral; und Regeln des Regierens. XIII. Bikum's Rathschläge an Judisther. XIV. Judisther will in die Einsamkeit gehen; aber Vyasa räth ihm davon ab. Vorbereitungen zum Feste Jsmid. XV. Dertraschter und Kunbehary, die Mutter des Durdjohn, und Kuaty, die Mutter der Pandos, gehen in die Einsamkeit. XVI. Vernichtung des Stammes der Jadus; und andere Vorfälle. XVII. Der König Judisther geht mit seinen Brüdern in die Einsamkeit, in das Schneegebirge; und übergiebt seine Regierung. XVIII.

dürftige. Eine hinzugefügte Notiz sagt, das ganze Gedicht enthalte 100000 Verse, von denen 24000 den Krieg der Coros und Pandos beschrieben; die übrigen aber, also bey weitem der größte Theil, Episoden und Digressionen enthielten. Die gegebene Inhaltsanzeige enthält augenscheinlich nur die Geschichte des Streits und seiner Folgen; welches allerdings der Hauptfaden ist, woran sich das Ganze knüpft; und vielleicht zeigt sich am Ende, daß der Persische, in Prosa geschriebene, Mahabarat nur ein Auszug, nicht aber eine Uebersetzung, des Indischen sey. Wen muß es nicht befremden, in dem Inhalt gar keine Einwirkung der Götter erwähnt zu finden; bis im eilften Buche auf einmal Krischna genannt wird; man sieht nicht warum? Müssen wir also nicht vermuthen, daß der Inhalt des Mahabarat viel zu mangelhaft dargestellt ist?

Diese Vermuthung scheint sich aber zu bestätigen, wenn wir die zweyte Quelle zu Hülfe nehmen,

XVIII. Tod der Pandos. Judisther und seine Brüder erheben sich in den Himmel. — Diese Uebersetzung der Inhaltsanzeige der einzelnen Bücher aus einer Persischen Handschrift verdanke ich meinem gelehrten Freunde Hrn. D. Mitscherlich, der ganz den Studien des Orients lebt. Sie stimmt meist genau überein mit der Angabe im Ayeen Acberi II., p. 100.; so daß also die Richtigkeit von dieser durch die hier mitgetheilte Uebersetzung bestätigt wird.

men, nemlich die Auszüge, welche Polier in seiner Mythologie der Inder uns aus diesem Gedichte gegeben hat. Ein großer Theil dieses Werks ist aus dem Mahabarat geschöpft; nur tritt dabey die große Schwierigkeit ein, daß neben dem Mahabarat noch der Baghavat Purana als Quelle genannt wird; und sich im Einzelnen nicht genau angeben läßt, was aus dem Einen oder dem Andern geschöpft sey? Der Baghavat Purana enthält nemlich hauptsächlich die Geschichte des Krischna; die aber auch, wie aus dem gleich Folgenden erhellt, und durch ein Zeugniß des Baghavat Purana bestätigt wird [3]), in das Epos des Mahabarat verschlungen ist. Wenn nemlich gleich der Krieg der Coros und Pandos der Gegenstand des Gedichts ist, so ist doch Krischna, der unter diesem Nahmen als Incarnation des Vischnu auf der Erde erschien, der Hauptheld desselben. Er war der Vertheidiger, der Beystand seiner Verwandten, der Pandos; unter ihm und durch ihn siegten sie. Der Gegenstand des Gedichts muß also vielmehr so gefaßt werden: die Erscheinung Vischnu's als Krischna auf Erden; und der Sieg den unter seinem Beystand die guten Fürsten über die bösen davon

tragen.

3) *Baghavadam* par OBSONVILLE p. 303. Baghavat ist einer der Beynahmen des Krischna.

Die Herrschaft der Böse
genommen, daß die Erde es
konnte. In der Gestalt einer
Indra, dem Herrscher des Firm
klagen. Er wieß sie an Sch
Vischnu. Vischnu begab sich n
pel des Brahma, des Unsichtb
des Milchmeers; und erhielt h
in der Stadt Matra an den U
dem Hause des Basdajo und
menschlichen, oder als Incarn
unter dem Nahmen des Krischn
war aus dem Stamm des Jad
jat; der einst der Herrscher der
Aus eben diesem Hause waren
nien der Coros und Pandos, w
sich streitig machten. Auf dies
der Dichter den Weg zu der An

schlechtstafel, einen ganzen Kreis von Mythen umfassend, giebt daher dem Dichter sehr reichen Stoff. In sie verschlingt sich nun die Geburt des Krischna, die, wie man leicht erwarten wird, nicht ohne Wunder geschehen konnte, um den Nachstellungen des Kansa zu entgehen, dem prophezeyt war, daß der achte Sohn jener Ehe, (und dieß war Krischna) ihn tödten würde. Dadurch wird das Reich der bösen Dämonen, der Daints, in Bewegung gesetzt; aber Alles umsonst! Schon als Kind thut Krischna Wunder; die Geschichte seiner Jugend, seine Erziehung und sein Aufenthalt unter den Gopis, oder den Hirtinnen, seine Abentheuer mit ihnen, geben dem Dichter überreichen Stoff. Herangewachsen kehrt Krischna nach Matra zurück; und erlegt den Kansa, der seine Eltern im Kerker hielt. Das Haus des Jadu herrschte in der Stadt Hastnapur am Jumna. Aus der Linie der Pandos waren damals 5 Prinzen vorhanden, durch Wunder gebohren, und alle außerordentliche Wesen. Judisther war der Gerechteste; Bhim der Stärkste; Arjun der erste Bogenschütze; Schekdajo der Weiseste; und Nukul der Schönste. Sie waren jedoch nicht im Besitz des Throns; denn dieses hatte sich der Tyrann Durdjohn aus dem Hause der Coros bemächtigt; der sie unterdrückte und verfolgte. Durch einen Vertrauten, den Krischna nach Hastnapur sandte, erhielt

erhielt er Nachricht von der Lage seiner Verwandten, und versprach ihnen Hülfe. Unterdeß aber ward Matra von Rajah Jeraschind, dem Schwiegervater des gebliebenen Kansa, der ein feyerliches Gelübde gethan hatte, seinen Tod zu rächen, angegriffen. Er ward aber geschlagen durch Rama, den Bruder des Krischna, und wäre geblieben, hätte ihm der letzte nicht das Leben geschenkt. Aber Jeraschind rüstet sich zum zweytenmal, furchtbarer wie vorher. Um das Volk von Matra vor jeder Gefahr zu sichern, ruft nun Krischna eine Insel mitten aus dem Ocean hervor; auf welcher der himmlische Baumeister Viskurma auf seinen Befehl die Wunderstadt Dwarka erbaut; "glänzend die „Mauern und das Pflaster von Gold, von Silber, „von Edelsteinen; die Wälle sind von gediegenem „Golde, die Häuser von reinem Cristall. Gefäße „von Gold schmücken die Portale der Häuser; die „Bazars sind geziert mit glänzenden Buden; die „Gärten beschattet von Bäumen des Paradieses, „und erfrischt durch das Wasser der Unsterblichkeit. „Eine Menge Tempel erhebt sich, und der Weihrauch, der auf ihren Altären brennt, durchdringt „die Luft." In diese Wunderstadt versetzt Krischna die Bewohner von Matra, wo sie in Sicherheit sind. In eben diese Stadt versetzt Krischna seine erste Gemahlin Ruckmany, die aber auch so wie

Er

Er höhern Ursprungs, eine Incarnation seiner himmlischen Gattin Latchemi, ist. Jetzt geht Krischna nach Hastnapur, um der Vermittler zwischen den Pandos und Durdjohn zu werden. Der Tyrann nimmt aber bald zur List seine Zuflucht; und stellt ein Fest an, bey dem er die Pandos mit dem Hause verbrennen will. Allein sie entgehen diesem Schicksal, wiewohl Durdjohn glaubt daß sie umgekommen seyen, da er sie mit andern Fremden verwechselte. Sie ziehen sich in die Einsamkeit eines tiefen Waldes zurück, wo Niemand als Krischna ihren Aufenthalt wußte. Durch die Heldenthaten, die sie von dort aus, unerkannt, verrichten, durch die Wunderstadt Dwarka und ihre Schicksale, durch die Anschläge und Unternehmungen des Durdjohn, so wie dagegen der Pandos, durch den Beystand Krischna's und seines Bruders, und durch den endlichen Krieg, die großen Schlachten die in diesem vorfielen, und mit dem Untergange Durdjohn's endeten, war hier nun der Dichtung ein unermeßliches Feld eröffnet; bis die Wunderstadt Dwarka wieder in den Ocean versinkt, aus dem sie hervorgestiegen war, die Pandos in Hastnapur die Herrschaft behalten, und Krischna wieder in seinen Himmel, den Baikunt, emporsteigt, aus dem er herabgekommen war. Wie man auch sonst über den Mahabarat urtheilen mag, — (und wie unvoll-

kommen muß nicht unser Urtheil bleiben, da wir nicht einmal eine ärmliche prosaische Uebersetzung haben, geschweige denn daß wir von der Pracht der Sprache und der Versification etwas wüßten;) — so wird doch schwerlich jemand anstehen, ihn für eine der reichsten epischen Compositionen anzuerkennen, die je aus dem Geiste eines Dichters hervorgegangen sind.

Ich habe geglaubt über diese Indischen Epopoeen etwas ausführlicher seyn zu müssen, um für die nachfolgenden Bemerkungen über das Indische Epos, und seinen Einfluß auf die Bildung der Nation, Platz zu gewinnen. Wenn ich dasselbe öfter mit dem Griechischen, oder auch dem neuern vergleiche, so geschieht dieß keineswegs um Parallelen zu ziehen; sondern einzig und allein, weil ich glaube dadurch seinen Character in ein helleres Licht setzen zu können.

Das Indische Epos bewegt sich in einem Zeitraum, der über die historische Zeit hinaufgeht. Der Mahabarat soll zwar jünger seyn als der Ramajan [5]), und beschreibt allerdings eine spätere, die achte,

5) Nach einer Stelle bey Polier I., p. 579. scheint es selbst, daß in dem Mahabarat sich Beziehungen auf den Ramajan finden.

achte, Incarnation Krischna's; aber nach der Behauptung der Pandits fällt doch der Krieg der Coros und Pandos, und das Gedicht das ihn besingt, noch 105 Jahre vor dem Anfang des jetzigen Zeitalters, des Cali Jug [6]), und wird also in einen mythischen Zeitraum hinaufgerückt. In diesem Sinne wird es auch dem Vyasa beygelegt, dessen Nahme jenen Zeiten angehört [7]). In wie fern auch bey ihm Einschaltungen statt fanden, wird erst dann mit Wahrscheinlichkeit bestimmt werden können, wenn wir ihn selber besitzen. Aber kann man ihm ein hohes Alter absprechen, wenn wir sehen, daß die Felsendenkmähler Indiens großentheils mit Vorstellungen aus ihm bedeckt sind?

Der Ramajan und Mahabarat bestimmten den Character des Indischen Epos, und gewissermaßen der ganzen Indischen Poesie. Dieser Character besteht zunächst darin, daß ihr so wenig das rein Menschliche genügt. Die in ihnen auftretenden Personen sind entweder geradezu höhere Wesen, oder auch, wo sie als Menschen erscheinen, doch fast nie bloße Menschen. Die Indische Religion

6) Ayeen Acberi II., p. 99.

7) S. oben S. 424.

gion kennt mehrere Mittel, sowohl die Menschen den Göttern, als die Götter den Menschen zu nähern. Die hohen Weisen, die durch stetes Studium der Vedas, durch Meditationen in der Einsamkeit, und durch anhaltende Büßungen sich gereinigt haben, die Rischis und Munis, stehen auf gleicher Stuffe mit den Devas, oder erheben sich selbst noch über sie. Auch ihr Platz ist in jenem Himmel, wo Indra, der Fürst des Firmaments, wo Vischnu, wo Schiva wohnen, zu deren Gefolge und Hofstaat sie gehören; ja sie können sich selbst bis zum Mukt, der höchsten Seeligkeit in der völligen Vereinigung mit der Gottheit erheben. Aber noch wichtiger ist jene Vermenschlichung der Gottheiten, oder Incarnation. Sie ist gleichsam die Basis des Indischen Epos; ohne welche es in seinen Formen gar nicht bestehen könnte. Diese Incarnationen bestehen darin, daß die höhern und niedern Devas und Devanies es sich gefallen lassen auf eine Zeitlang menschliche Natur anzunehmen, gebohren zu werden, in menschliche Verhältnisse zu treten, um gewisse Zwecke zu erreichen, die nur so erreicht werden können. Die immer spielende Indische Phantasie hat dieses oft ins Künstliche getrieben. Auch die vermenschlichten Gottheiten bleiben dann doch zugleich in ihren Verhältnissen im Himmel; und Vischnu, während er als Krischna auf

der

der Erde wandelt, residirt nicht minder in seinem Baikunt dort oben. Dieselbe Gottheit incarnirt sich zugleich in mehrere; oder während noch die erste Incarnation fortdauert, entsteht schon eine zweyte. Diese Ausgeburten der Indischen Phantasie mögen allerdings der Critik des Europäers Blößen darbieten; die Incarnationen überhaupt sind darum nicht minder der große Hebel der Indischen Poesie; vor allem des Epos. Die sämmtlichen höhern Wesen der Indischen Religion werden dadurch erst für das Epos brauchbar; es steht in der Gewalt des Dichters wie und in welcher Gestalt er sie will auftreten lassen. Denn selbst der Ausdruck Vermenschlichung ist zu eng um den Begriff zu erschöpfen. Es sind keineswegs blos menschliche Gestalten, in denen sich die Götter offenbaren. Die meisten handelnden Wesen, welche die Dichter auftreten lassen, Honuman, der Heerführer der Affen, Jamvent, der Beherrscher der Bären [8]), Garud, der Fürst der Adler und hundert andere, sind solche Incarnationen. Wer sieht nicht, wie dadurch der ganze Character des Indischen Epos verändert werden mußte? Wie jene Vernachlässigung des rein Menschlichen die nothwendige Folge davon ist? Auch in dem griechischen Epos treten Götter auf, und

8) Polier I., p. 579.

und haben Einfluß auf die Schicksale der Sterbli-chen. Aber sie sind doch nur die Nebenpersonen; oder, wie man sich in der Kunstsprache ausdrückt, die Maschinen. In der Indischen Poesie, besonders dem Ramajan, ist gerade der umgekehrte Fall. Jene höheren Wesen sind die Hauptpersonen, um deren Schicksal sich die Handlung dreht; und wenn ja bloße Menschen auftreten, so bleiben sie diesen doch weit untergeordnet. Soll aber dennoch einer von ihnen eine bedeutende Rolle spielen, so bedient sich der Dichter fast jedesmal der Mittel, die ihm zu Gebote stehen, ihn den Göttern näher zu bringen. Es ist eine Bemerkung, die sich leicht jedem von selbst aufdringt, daß das Indische Epos in dieser Rücksicht weit mehr Aehnlichkeit mit dem religiösen Epos der Deutschen und der Britten hat. Aber der Indische Dichter hat vor den Dichtern dieser Völker große Vortheile voraus. Eine viel reichere Welt steht ihm zu Gebote. Es ist nicht der Ewige und Unsichtbare, der als handelnde Person aufgeführt wird; es ist jene zahllose Menge der Devas und Devanis; nicht, wie die Engel, einförmig durch Geschlechtlosigkeit, durch vollkommene moralische Reinheit oder Verworfenheit. Aber eine gewisse Annäherung des Indischen, und des Deutschen und Brittischen Epos, vor allem des erstern, ist doch unleugbar; und gewiß desto merkwürdiger, je unab-

hängiger sie von einander sich ausgebildet haben. Sollte, — wenn es erlaubt ist an eine frühere Verwandtschaft zu denken, — nach Jahrtausenden von Trennung sich dennoch der Sinn für das Göttliche und Himmlische in der Brust dieser edlen Völker so rein forterhalten haben, daß er auch bey ihnen in ihrer epischen Poesie ausströmte, sobald diese ihren nationalen Aufschwung begann? Wären Vyasa und Klopstok, Valmiki und Milton, auch noch nach den weiten Räumen, und der langen Reihe von Jahrhunderten die sie trennen, Geistesverwandte geblieben?

Aus dieser Vernachläßigung des rein Menschlichen scheinen sich mir auch folgende auffallende Eigenheiten des Indischen Epos zu erklären. Die Indischen Gottheiten konnten nicht Ideale körperlicher Schönheit werden, wie die griechischen in allen ihren Hauptmodificationen. Es wird einzelnen derselben zuweilen Schönheit im Allgemeinen beygelegt; allein der Indische Dichter trägt auch eben so wenig Bedenken ihnen Attribute zuzueignen, die mit der Idee reiner menschlicher Schönheit nicht bestehen. Die blaue Farbe von Vischnu; die vielen Arme und Köpfe; und ähnliche Entstellungen, die der griechischen Mythologie fremd blieben, geben davon die Belege. Eben deßhalb scheint ferner die Grenzlinie zwischen dem Wunderbaren und dem Abentheuer-

theuerlichen dem Indischen Epos ganz unbekannt geblieben zu seyn. Wo wäre diese Grenzlinie zu ziehen, sobald Wesen so abentheuerlicher Art, mit solchen übermenschlichen Kräften, handeln? Das Indische Epos sucht das Ungeheure, auch wo es desselben nach unsern Begriffen gar nicht bedürfte. Endlich: Bey aller seiner Ueppigkeit und Fülle ist das Indische Epos doch weniger im Stande uns, die wir rein menschlich fühlen, zu rühren; wiewohl es darum keinesweges ohne einzelne sehr rührende Scenen ist.

Ein zweyter, nicht weniger hervorspringender, Hauptzug des Indischen Epos liegt darin, daß es das Epos einer Priestercaste ist. Keine andere Eigenthümlichkeit desselben spricht sich so laut aus. Nicht nur der Hauptgegenstand ist religiös; sondern auch der ganze Kreis der Dichtung dreht sich in religiösen Vorstellungen und Bildern herum. Welches Alter man auch dem Ramajan und Mahabarat beylegen will, so kann das Indische Epos sich nur in einem Zeitraum ausgebildet haben, als die Braminencaste in ihrer ganzen Glorie dastand. Alles darin ist auf die Verherrlichung jener Caste, nicht selten auf eine keineswegs sehr zarte Art, berechnet. Darf man bey Gegenständen, wo uns die Chronologie verläßt, noch von Zeitbestimmun-

stimmungen sprechen, so würde ich es in die Zeiten versetzen, wo nach der eigenen Sage der Inder die Priestercaste über die der Ketris oder Krieger, und also auch der Rajahs, die zu dieser gehörten, den Sieg davon getragen hatte. Die tiefe Ehrfurcht, mit der die Braminen auch von den Königen behandelt wurden; die Beschränkungen welche diesen der Cultus auflegt; die sorgfältige Vermeidung jeder Beleidigung eines Braminen, — dieß Alles wird schon aus dem Obigen klar geworden seyn. Aber besonders muß noch bemerkt werden die furchtbare Wirkung, welche den Verwünschungen eines Braminen beygelegt wird. Sie gehen in Erfüllung gegen den, den sie treffen; und wenn darin die epische Poesie wieder einen mächtigen Hebel für sich entdeckt hat, so war er es auch nicht weniger für die priesterliche Macht. Der religiöse Character dieser Poesie giebt ihr zugleich eine Würde, welche das Komische zwar nicht schlechterdings ausschließt; aber doch nur entfernt den Gebrauch davon verstattet [9]). Die auftretenden Personen beobachten gegen einander ein Ceremoniel, sowohl in ihrem Benehmen als in ihren Reden, vor allem gegen die Braminen, welches mit dem der Homerischen Helden einige Aehnlichkeit hat.

Drit-

9) Man sehe einen Beweis davon bey Polier II., p. 42. 43.

Drittens: Eigene Schwierigkeiten mußten daraus hervorgehen, daß jenen übermenschlichen Wesen, die hier auftreten, doch nothwendig beschränkte Kräfte, und beschränktes Wissen mußte beygelegt werden. Die Indischen Dichter suchten diese dadurch zuerst zu besiegen, daß sie diese vermenschlichten Götter selbst unter die Gewalt des Schicksals beugen [1]). Sobald es von diesem bestimmt ist, daß gewisse Dinge nur in einem gewissen Zeitpunkt, und unter gewissen Umständen geschehen können, so wagen es auch selbst die Götter nicht, diesem vorgreifen zu wollen; weil es doch vergeblich seyn würde. Die Widersprüche, welche die Beschränktheit des Wissens bey Wesen von höherer Art entstehen lassen könnte, hebt aber die Indische Poesie durch eine der schönsten Dichtungen. Vor den Augen der Sterblichen, und auch der vermenschlichten Götter, hängt die Wolke Maja, die Täuschung, welche sie verhindert vor sich zu sehen. Wird diese gehoben, so entfaltet sich dem Auge der innere Zusammenhang der Dinge, und die Zukunft liegt offen vor ihm da.

Endlich: Bey so vielen Nationaleigenthümlichkeiten trägt das Indische Epos doch auf eine auffallende

1) Polier I., p. 605. II., p. 243.

fallende Weise den allgemeinen orientalischen Character des Mährchenhaften. Die beständigen Episoden, wenn sie gleich an den Faden des Ganzen geknüpft sind, können doch als eben so viele einzelne Mährchen betrachtet werden; wie der Ramajan davon die Beweise in Menge giebt; und der Mahabarat, könnten wir ihn lesen, sie nicht weniger darbieten würde. Eben dadurch wird das Indische Epos so geschickt dazu, Volkspoesie zu werden. Es lebte nicht blos auf den Blättern der Palme, sondern im Munde des Volks. Die Schöpfungen eines Valmiki und Vyasa waren so wie die des Maeonischen Barden dazu bestimmt, stückweise öffentlich abgesungen zu werden, und sind es noch [2]). Je mehr Verehrung und Freygebigkeit gegen die Braminen das große Thema sind, das sie auf jeder Seite predigen, um desto mehr hatte diese Caste ihren Vortheil dabey, sie so viel möglich zur Volkspoesie zu machen. Dürfen wir uns also noch über den gewaltigen Einfluß wundern, den das Indische Epos auf die Ausbildung der Volksreligion, auf die Indische Kunst, auf die andern Zweige der Poesie,

2) Noch jetzt werden Stücke aus dem Ramajan vor dem Eingange der Indischen Tempel vor dem Volke abgesungen. Man sehe PAULLINO Grammatica Samscred. p. 70.

An jene beyden großen E
zunächst die Puranas an.
den Schastras, die allgemein
die heiligen Schriften bey de
werden [3]). Man zählt 18 P
wir blos den letzten aus einer
bersetzung; die andern meist nu
anzeigen etwas genauer kennen,
und Langlès in dem Cataloge d
schriften zu Paris gegeben habe
der 18 Puranas zählt Jones auf
sie mit denen bey Langlès vergleic

3) Die Erklärung des Worts giebt Jo
of the Hindous, Works I., p. 561.

nicht einmal eine genaue Uebereinstimmung der Titel finden [4]).

Die Puranas sind mythologische Gedichte, wenn man diesen Begriff in dem weitern Sinne faßt, daß sie nicht bloß Göttergeschichten, sondern auch Lehren enthalten. Sie sind die Quellen der Volksreligion, der Geschichte, der Geographie und andern Kenntnisse, in so fern man diese in einem Mythenkreise erwarten kann. Jeder Purana, sagt Colebrook [5]), umfaßt fünf Gegenstände. Eine Cosmogonie, oder die Lehre von der Entstehung und Erneuerung der Welt; eine Genealogie der Götter und

4) Die Nahmen sind nach Jones Works I., p. 360.: 1. Brahma Purana. 2. Pedma. 3. Brahmanda. 4. Agni, (welche 4 sich nach ihm auf die Schöpfung beziehen.) 5. Vischnu. 6. Garuda. 7. Brahma's Verwandelungen. 8. Siva. 9. Lingam. 10. Nareda. 11. Scanda. 12. Marcandeya. 13. Bhawischya, (welche 9 von den Attributen und der Macht der Gottheiten handeln.) 14. Matsya. 15. Varaha. 16. Curma. 17. Varena. 18. Baghavat-Purana. — Von diesen kommen in dem Catalog von Langlès vor: Nro. 1. 2. 4. 5. 8. 9. 10. 11. 12. 14. (welcher hier als der erste Purana genannt wird;) und 18. — An der Stelle der fehlenden Nummern 3. 6. 7. 13. 15. 16. 17. kommen dagegen bey Langlès vor: Kalika-Purana, Vayou, Narasinga; wovon jedoch der Inhalt nicht angegeben ist.

5) As. Res. VII., p. 202. Not.

und Helden; eine Chronologie nach den fabelhaften Zeitrechnungen des Volks; und eine heroische Geschichte, welche die Unternehmungen der Halbgötter und Helden erzählt. Wenn gleich die Behauptung, daß jeder Purana diese fünf Gegenstände umfaßt, nach dem Inhaltsverzeichnisse zu allgemein seyn möchte, so sind doch die Hauptgegenstände die sie enthalten, dadurch angedeutet; und nicht mit Unrecht sagt der Name, daß man sie mit den Cosmogonien und Theogonien der Griechen vergleichen kann; nur daß sie noch mannichfaltiger und reicher sind als diese. Der Matsia-Purana, der als der erste und wichtigste der 18 genannt wird 6), beginnt mit einer Unterhaltung zwischen Menu und Vischnu, über die Entstehung des Weltalls; der Götter und der Dämonen. Ferner eine Geschichte der Könige, Söhne der Sonne und des Mondes; Beschreibungen mehrerer Feste verschiedenen Gottheiten zu Ehren; Abschnitte über die Wohnungen der Götter; die Theile der Erde; die Geschichte der Parbutti, der Gattin des Schiva; den Krieg der Devas und Asuren u. s. w. Der Brama-Purana 7) enthält in vier Abschnitten eine reiche Indische Theogonie; dagegen fehlt, (wahrscheinlich nur weil die Paris

6) Langlès Catalogue etc. p. 58.

7) Langlès p. 56.

Pariser Handschrift mangelhaft ist,) die Genealogie der Könige; sonst nach Hamilton ein wesentlicher Theil eines Purana. Der Agni Purana [8]), einer der stärksten, ist in 358 Capitel getheilt; und kann beynahe als ein Abriß der ganzen Wissenschaft der Hindus, auch der Gesetze und der Arzneykunde, betrachtet werden. Dagegen sind einige Puranas vorzugsweise den Geschichten einzelner Götter, jedoch fast nie ausschließend, gewidmet; wie der Schiva Purana [9]), Lingam Purana [1]); oder auch berühmter Heiligen, Büßenden und Einsiedler, wie der Marcandeya Purana [2]). Aus dem Kalika Purana haben wir die Uebersetzung Eines Abschnitts von den blutigen Opfern, worunter auch Menschenopfer sind [3]); der Baghavat Purana, der letzte von allen, ist aber bisher der einzige, von dem wir eine, aber sehr mangelhafte, Uebersetzung besitzen [4]). Er enthält zwar hauptsächlich

8) Langlès p. 44.

9) Langlès p. 49.

1) Langlès p. 29.

2) Langlès p. 58.

3) As. Res. V., p. 371.

4) *Baghavadam, ou doctrine divine, ouvrage Indien canonique* (par Obsonville;) Paris 1788. 345 S. 8. Die Uebersetzung

lich den Mythus des Krischna; (der, nebst vielen andern, auch den Beynahmen Bhaghavat trägt;) aber giebt auch zugleich Unterricht über eine Menge anderer Gegenstände. "Ich wünschte zu wissen," sagt der König Parikyta zu dem Weisen Suka, dem Sohn des Vyasa [5]), "wie die Seelen mit den „Körpern vereint sind? Wie der Gott Brama „entstand? Wie er die Welt schuf? Wie er Visch„nu und seine Attribute erkannte? Was die Zeit, „was Menschen- und Weltalter sind? Wie gelangt „die Seele zu der Vereinigung mit der Gottheit? „Welches ist die Größe und das Maaß des Welt„alls? der Sonne, des Mondes, der Gestirne, „der Erde? Welches die Zahl der Könige die auf „Erden geherrscht haben? Welches der Unterschied „der Casten? Welches waren die verschiedenen Ge„stalten die Vischnu annahm? Welches die drey „Hauptkräfte? Was ist der Vedam? Was sind „Tugend und gute Werke? Was der Zweck von Al„lem?" Ich hielt es nicht für überflüssig diese Stelle auszuheben; welche die Leser am beßten über den

setzung ist nicht unmittelbar aus dem Sanscrit, sondern aus einer Tamulischen Uebersetzung gemacht. Nach Hamilton's Urtheil ist es nur eine Art Auszug; wovon der Anfang ziemlich treu ist, aber die Fortsetzung von Fehlern jeder Art wimmelt. Langlès Catalogue p. 9.

5) Baghavadam p. 49.

den Inhalt, und die Mannigfaltigkeit desselben in den Puranas, belehren kann [6]).

Die Puranas stehen in der Mitte zwischen der Epopoe und dem Lehrgedicht. Sie nähern sich der ersten durch die vielen Mythen, die in ihnen erzählt werden; aber, ohne alle epische Einheit, die bey allem Reichthum von Mythen doch im Ramajan und Mahabarat herrscht, können sie auch keineswegs Epopoeen genannt werden. Ihr Zweck ist Unterricht; und schon dadurch kommen sie dem Lehrgedicht näher; noch mehr aber durch die dialogische Form, welche in ihnen die vorherrschende ist; denn gewöhnlich ist es einer der großen Weisen, der lehrbegierigen Schülern den Unterricht ertheilt. Sie werden daher auch, zu dieser Bestimmung vor allen geschickt, von den höhern Casten in den Schulen gelesen; und als die beste Vorbereitung zu dem Lesen der Vedas betrachtet.

Die Puranas sind, wie sich von selbst ergiebt, die Hauptquelle der Indischen Mythologie; und in so

6) Das 12te und letzte Capitel des Bhaghavat enthält eine Inhaltsanzeige, welche Hamilton bey LANGLÈS p. 10. übersetzt hat; woraus erhellt, daß alle jene Fragen darin beantwortet werden.

so fern die Götter, welche diese feyert, die Gegenstände der Verehrung sind, der Volksreligion. Es ist oben bereits gezeigt, daß diese nicht aus den Vedas geschöpft werden konnte. Sie ist, nicht weniger wie die griechische, eine Dichterreligion; und die epischen Gedichte im weiteren Umfange, (in so fern man überhaupt darunter die erzählenden begreifen will,) sind ihre Quellen. Aber ob die Puranas ursprüngliche, oder ob sie nur abgeleitete, Quellen sind, das heißt, ob man sie zu den alten Werken der Nation zählen muß, oder ob sie spätern Ursprungs sind? dieß ist die Frage auf deren Beantwortung es ankommt.

Eine eigentliche Critik der Puranas kann erst angestellt werden, wenn wir sie haben. Was sich jetzt darüber sagen läßt, beruht auf Nachrichten anderer, und dürftigen Auszügen. Die gewöhnliche Behauptung der Braminen rückt die Puranas in ein gleiches Alter mit den Vedas und dem Mahabarat hinauf; indem sie sie gleichfalls dem Vyasa beylegt. Aber wenn es gleich noch zur Zeit unmöglich ist, eine critische Untersuchung über das Zeitalter einzelner Puranas anzustellen, so scheint es doch nicht zweifelhaft, daß sie in ihrer jetzigen Gestalt kein so hohes Alter haben können, als die Sage ihnen beylegt.

Die

Die Puranas sind offenbar Compilationen; und können nur in einem solchen Zeitalter verfertigt worden seyn, als bereits eine reiche Sanscrit-Litteratur, in den verschiedensten Zweigen gereift, vorhanden war. Die Litteratur einer Nation kann nicht mit Compilationen anfangen; diese erfordern ein Zeitalter der Gelehrsamkeit, das erst viel später eintreten kann; so wie sie auf der andern Seite bereits ein Bedürfniß des Unterrichts voraussetzen. Zu solchen Zwecken sind aber die Puranas geschrieben, wie sie auch noch jetzt dazu gebraucht werden. Sie sind nicht wie die vorher beschriebenen großen epischen Werke Producte des Dichtergenies; sondern, wie die Gedichte des Tzetzes und anderer Grammatiker, Producte des Fleißes und der Belesenheit. Es kommt hinzu, wie man versichert, daß sie in den historischen Abschnitten manche Erzählung als Prophezeyung enthalten, welche offenbar erst nach dem Ausgange gemacht worden ist [7]).

Wenn ich aber gleich überzeugt bin, daß die Puranas in ihrer jetzigen Gestalt nicht aus den frühesten Zeiten der Sanscrit-Litteratur sich herschreiben können, so bin ich darum doch weit davon entfernt

7) As. Res. VIII., p. 486.

entfernt sie ihrem Inhalt nach durchaus als eine Erfindung der neuern Zeit, d. i. der Jahrhunderte des Mittelalters, zu betrachten. Wann sie, und wie sie, ihre jetzige Form erhalten haben, ist unmöglich noch zur Zeit zu bestimmen. Der Augenschein lehrt, daß sie nicht, wie die Indische Sage will, das Werk Eines Mannes seyn können; denn sie stehen, da einige mehr dem Vischnu, andere dem Schiva huldigen, nicht selten unter sich im Widerspruch; es ist aber auch sehr wahrscheinlich, daß jeder einzelne nicht auf einmal, sondern allmählig entstanden ist. Es giebt keine andere Form, die mehr die Zusätze und Einschiebsel begünstigte; da keiner derselben ein inneres Ganzes ist, sondern weit mehr einer Sammlung erzählender und lehrender Poesien ähnlich scheint.

Ich bin daher der Meinung, daß die Puranas zwar spätere Compilationen, aber aus ältern Dichterwerken sind [8]); welche jedoch durch die Sammler und Verarbeiter manche willkührliche Zusätze bekommen haben mögen. Die Hauptquelle aus der ihre Verfasser schöpften, kann kaum zweifelhaft seyn; es ist die alte epische Poesie der Nation. Ist nicht, um nur Ein Beyspiel anzuführen, der Baghavat,

8) Man vergleiche Wilford in As. Res. V., p. 244.

havat, den man für einen der spätesten hält [9]), großentheils aus dem Mahabarat entlehnt? Zu diesem kamen freylich alsdann Philosopheme, welche in Gedichten verschiedener Art und Form behandelt seyn mochten. Dieß Alles, und manches andere, mußte vorausgehn, ehe Compilationen dieser Art entstehen konnten.

Geht man von diesem Gesichtspunct aus, so ergiebt sich, wie man die Puranas sehr wohl für Werke späterer Zeit halten; aber darum dennoch ihrem Inhalt ein höheres Alter beylegen kann. Ein neuerer Critiker, Hr. Bentley, behauptet [1]), keiner der Puranas könne über 684 Jahre alt seyn; weil alle Schriften, in welchen das chronologische System, das unter dem Nahmen der Calpa des Brama bekannt ist, vorkommt, kein höheres Alter haben können. Sollte aber diese, von andern geleugnete, Behauptung auch wahr seyn, so folgt doch nur daraus, daß die chronologischen Abschnitte in den Puranas nicht älter seyn könnten; in denen verhältnißmäßig nur ein sehr geringer Theil sich mit der Chronologie beschäftigt.

"Auch

9) As. Res. VIII., p. 487.

1) As. Res. VIII., p. 241.

"Auch in Europa", (sagt der größte Kenner der Sanscrit-Litteratur [2]),) "sind litterarische Be„trügereyen vorgegangen. Würde aber dennoch „nicht ein Jeder, der unsere ganze alte Litteratur „für einen Betrug erklären wollte, mit Recht geta„delt werden? Wir dürfen also über die ganze „Indische Litteratur nicht ohne Unterschied das Ver„dammungsurtheil aussprechen. Selbst Harduin „nahm bey seinem Paradoxon den Cicero, Virgil, „Horaz und Plinius aus. Man muß auch in In„dien gegen Betrug auf seiner Huth seyn. Einzel„ne untergeschobene Werke, einzelne interpolirte „Stellen, wird der Fleiß der Critiker weiterhin „entdecken; aber der größte Theil der Bücher, „welche die Gelehrten unter den Indern als alt „anerkennen, wird für ächt erfunden werden; das „heißt für dieselben, die sie schon vor Hunderten, „wo nicht vor Tausenden, von Jahren besaßen."

Dieses Urtheil ist auch das Meinige. Die gesammte Sanscrit-Litteratur, wie Bentley dazu geneigt scheint, als ein Product der Jahrhunderte des Mittelalters zu betrachten, ist ein noch größeres Paradoxon als das, welches Harduin einst aufstellte. Wenn es schon aus den Nachrichten der Griechen gewiß ist, daß die Bildung der Nation bereits

zu

2) Colebrook in As. Res. VIII., p. 487.

zu Alexander's Zeiten eine alte Cultur war, so ist damit auch das Alter ihrer Litteratur im Ganzen erwiesen; denn an dieser hieng ja ihre Cultur. Es war gewiß eben so unmöglich, daß die Inder ohne ihre Vedas und ohne ihre Epiker Inder werden konnten, als die Griechen ohne ihren Homer und seine Nachfolger das was sie geworden sind; ja noch unmöglicher, denn heilige Bücher wie die Vedas kannten die Griechen nicht.

Die Mythologie, welche diese Gedichte enthalten, kann uns bisher nur mangelhaft bekannt seyn, da wir sie nur durch Auszüge kennen; welche nothwendig entstellt werden mußten, da sowohl die Britten als auch der Pater Paullino gleich darauf ausgiengen, Aehnlichkeiten mit der griechischen und Aegyptischen Götterlehre aufzufinden [3]); und Vergleichungen anzustellen. Sie fanden was sie suchten; diese Meinungen wurden nun in Umlauf gesetzt, und trugen nicht wenig dazu bey, die ganze Ansicht des Indischen Alterthums zu trüben und zu verwirren. Der neueste, und bey weitem vollständigste, Erzähler der Indischen Mythologie, der Schwei-

3) Die Abhandlung von Jones *on the Gods of Greece, Italy and India*, As. Res. I., p. 221., und Works I., p. 229. gab den Ton an. Paullino in dem *System. Brahmanicum*, sonst fast immer ein Gegner der Britten, schlug doch hier denselben Weg ein.

scheint vortheilhaft,
Teils angehörte; we
rückkehrend, die My
Gewebe von Dichterf

a) *Mythologie des Indo*
moinesse DE POLIER,
apportés de l'Inde par
T. I. II. 1809. Hr. vo
Dienst der E. O. J. Con
sich dort mit der größt
Erfolge, nach dem Zeug
ten (JONES Works I.,
dem Sammlen Indischer
dium ihrer Mythologie; i
Sanscrit. Sein Lehrer N
nach den epischen Gedichte
er auf der Stelle niederſc
er nach Europa zurück,

Bekanntschaft dieses Braminen mit den Mythen ist nicht zu verkennen; ob sie genau wiedererzählt sind, wird erst dann zu entscheiden seyn, wenn wir die Quellen selber befragen können. Als Hauptquellen werden der Mahabarat und der Bhagavat im Allgemeinen angeführt; aber aus welchen Quellen die einzelnen Mythen geschöpft seyen, ist nicht bemerklich gemacht. Im Einzelnen mag die Critik bey dem Werke viel zu erinnern finden; im Ganzen hat es das unbezweifelte Verdienst, uns von den Mythen, wie sie in den epischen Gedichten und den Puranas sich finden, einen viel größern Reichthum eröffnet, und uns zu der Beurtheilung des Characters und der Vorzüge sowohl als Fehler der Indischen Mythologie weit mehr in den Stand gesetzt zu haben, als vorher möglich war. Hier gehören davon nur die Hauptumrisse her.

Die Reihe der Indischen Gottheiten beginnt, wie schon aus dem Obigen bekannt ist, mit den drey großen Devas: Brahma, Vischnu und Schiva. Von diesen aber ist Brahma für die Poesie wenig brauchbar, weil man keine Incarnationen von ihm hat [5]. Er hat einen Tempel Dhei-

5) Eine, nicht aufzulösende, Verwirrung entsteht bey den Europäischen Schriftstellern aus der beständigen Verwechselung

Dheira, am Ufer des Milchmeers, wohin sich Vischnu, begleitet von den andern Devas, begiebt, seine Orakel zu vernehmen [6]). Diese werden durch eine Stimme ertheilt, die erst nach mehreren Tagen der Andacht und der Gebete sich hören läßt. Erklärt sich daraus nicht die so auffallende Erscheinung, daß Brahma, ungeachtet er zuerst genannt wird, doch nur der Gegenstand des innern Cultus, d. i. der Meditation, nicht aber des äußern ist? Wenn die Volksreligion der Inder eine Dichterreligion, ihre Gottheiten poetische Wesen sind, folgt nicht von selbst, daß die Gottheit, welche für die Dichter unbrauchbar war, wie hoch auch sonst ihr Rang seyn mochte, doch nicht Gegenstand der Volks-religion

lung der Nahmen Brahma, Brehm, Birmah, Brumah; die bald als gleichbedeutend, bald als verschieden gebraucht werden. Brehm, sagt Polier I., p. 358. ist der Unsichtbare, die Gottheit; Birmah das schaffende Agens von Brehm. Hingegen nach Jones, Works, I., p. 249. 250. ist Brahma als Neutrum die Gottheit; als Masculinum die schaffende Kraft. In dem Upnekhat ist stets die Rede von Brahm, als dem Dinge was ist, dem selbstständigen Wesen; aber mit vielen Dunkelheiten und Spitzfindigkeiten; man sehe I., p. 240. 256. 320. Nur die Einsicht der Sanscrit-Werke selbst kann vielleicht diese Dunkelheiten aufhellen; so viel aber ist doch klar, daß die Dichter sich um solche Distinctionen nicht bekümmern, und ein Wesen wie Brahma für ihre Zwecke wenig brauchbar finden konnten.

6) Polier I., p. 398.

religion werden, also auch nicht wie die beyden andern großen Devas eine eigene Secte haben konnte? Ich muß mich begnügen, diese Ideen anzudeuten, deren weitere Prüfung ich den Forschern der Indischen Religion überlasse.

Ganz anders ist es mit Vischnu und Schiva. Da die beyden Hauptsecten der Indischen Religion sich nach ihnen unterscheiden, so sind sie auch, aber unter den mannichfaltigsten Benennungen, (die das Studium der Indischen Mythologie nicht wenig erschweren;) die Hauptgegenstände des äußern Cultus. Sie sind nicht weniger die Hauptpersonen des Indischen Epos, und zwar in einem doppelten Sinne, in so fern sie als Devas in ihrem Himmel thronen; und in so fern sie, besonders Vischnu, als Incarnationen auf der Erde erscheinen. Ihre himmlischen Wohnungen hat die Poesie mit ihren glänzendsten Farben ausgeschmückt; aber doch so, daß sie von dem Ideal, das der Europäische Dichter sich schaffen würde, hinreichend sich unterscheiden. Der Wohnsitz des Vischnu ist Baikunt oder Baikonta [7]). Hier thront er als ein

7) So bey Jones, Works I., p. 267. Bey Polier wird der Nahme stets Baikunt geschrieben.

ein schöner junger Mann; stralend von Licht; aber blau von Farbe, und mit vier Armen. In seiner einen Hand hält er eine Muschel, in der andern eine Lotosblume, bey den Indern nicht weniger [illegible] als bey den Aegyptern; in der dritten eine Keule; und in der vierten den Ring Sudarsun, von welchem, wie von dem Edelstein der auf seiner Brust hängt, ein Licht ausstralt, das den ganzen Baikunt erleuchtet. Wenn er wacht, sitzt er auf einem glänzenden Thron; wenn er schläft, liegt er auf der Schlange Seisnang, deren tausend Köpfe ihm zum Ruhekissen dienen; sie selber ein Deuta, der sich mit ihm incarnirt, wenn er auf der Erde erscheint; so wie der Adler Garud, der König des Geflügels, der ihn trägt, wenn er den Baikunt verläßt. Ihm zur Seite steht seine Gemahlin Lakschmi, die schönste der Devanis, die gleichfalls in menschlicher Gestalt als seine Gattin mit ihm auf der Erde erschien. Eine Menge niederer Deutas umgiebt ihn; und zwey Wächter bewachen den Eingang seiner Residenz. — Weniger glänzend ist Kailas Parbut, die Wohnung des Schiwa oder Mahadeu. Er ist zugleich der Vater der Zeugung und auch der Vertilgung; daher trägt er das Symbol der ersten, den Lingam; und wenn er als Rächer und Vertilger dargestellt wird, den Dreyzack. Er ist roth von Farbe; gegürtet mit ei-

ner Elephantenhaut; und sitzt auf einem Tiegerfell. Neben ihm steht seine Gattin Parbutti. Seine Vorstellungen aber wie seine Nahmen wechseln oft; da so verschiedene Ideen sich in ihm vereinigen [8]). Die Wohnungen dieser obersten Devas, da sie überhaupt der unsichtbaren Welt angehören, haben der Dichtung keinen so reichen Stoff dargeboten, als die des Indra, des Fürsten der Surgs, oder des Firmaments; des sichtbaren Himmels; ungeachtet Indra selbst in der Hierarchie der Devas weit unter jenen steht [9]). Er, der Herrscher der niedern Devas, wohnt hier in seinem Pallast Vaivanti, den ihm der himmlische Baumeister Biskurma erbaute; umgeben von den Gärten Naudana, wo immer strömende Cascaden ein ewiges Grün unterhalten. Hier wächst die himmlische Frucht, Aubert genannt, welche die Unsterblichkeit giebt, auf dem Wunderbaum Parajati; den Krischna in die Wunderstadt Dwarka verpflanzte, mit der er wieder in das Meer versank. Er prangt mit der glänzendsten

8) Da jede Secte ihre Gottheit vorzugsweise erhebt, so darf man über die anscheinenden oder wirklichen Verschiedenheiten und Widersprüche sich nicht wundern.

9) Man vergleiche POLIER II., p. 209 sq. mit JONES Works I., p. 248 sq. Bey Polier wird Indra stets Ainder genannt.

zendsten aller Blumen; und wer unter seinem Schatten ruht, der erhält die Erfüllung aller seiner Wünsche. Was überhaupt die Erde vortreffliches enthält, das findet sich hier in Urbildern der höchsten Vollkommenheit. Die Kuh Camadeva, die Ueberfluß giebt; das geheiligte Pferd Sajam, zu den feyerlichen Opfern unentbehrlich; der weiße Elephant Airavat. Alle diese, und andere, Wesen sind aus dem Milchmeer hervorgegangen, der Quelle der Vollkommenheit. Als Herr des Firmaments beherrscht Rajah Indra die Winde, und die Witterung. An ihn wendet sich die Erde, wenn sie des Regens bedarf. Ihm gehorcht das unzählbare Volk der niedern Devas, das 332 Millionen beträgt. Abgesondert in Classen, haben nur die Vornehmen Zutritt zu dem Rajah; an seinen Hof, den Muilus, zu kommen, ist hier die höchste Stuffe der Seligkeit. Hier sitzt er auf seinem Thron, ein schöner Jüngling mit 4 Armen; und vor ihm tanzen, köstliche Wohlgerüche ausathmend, die Apatcheras, die himmlischen Tänzerinnen. Aber bey allem diesem Glanz war doch die Macht des Indra geraume Zeit gebrochen. Die Daints [1]) oder bösen Devas, deren Wohnsitz in den Patals ist, unter

1) So heißen sie stets bey Polier. In dem Ramajan werden sie die Rakschuses genannt.

ter ihrem König Ravuna, hatten ihn bekriegt und besiegt; und um die Welt von ihrer Herrschaft zu erlösen, mußte Vischnu als Rama auf der Erde erscheinen; und jene Heldenthaten ausführen, welche der Ramajan besingt. — Wenn es aber auf diese Weise gleich gute und böse Dämonen giebt, so zeigt sich doch auch hier jener Character der Milde, der der Indischen Religion überhaupt eigen ist. Büßungen und Reinigungen machen Alles gut; nicht blos bey den Menschen, sondern auch bey den höhern Wesen; denn auf die Bitten der Devas werden auch die Daints dereinst nach vollendeter Reinigung die Patals verlassen, und zu ihrem ursprünglichen Zustande zurückkehren. Aber eine noch viel größere Bereicherung erhält die Indische Mythologie nun dadurch, daß jener Kreis der Dichtung der Devas und Devanis auch auf die meisten andern, sowohl belebten als unbelebten, Gegenstände der Natur übertragen wird. Die Sonne, der Mond, (beyde bey den Indern männlich;) die Erde, die Gebirge, die Ströme ꝛc. nicht weniger die Thiergeschlechte, die Affen, die Bären, die Elephanten, das Geflügel ꝛc. werden als Devas und Devanis eingeführt; und sind auf diese Weise der epischen Behandlung fähig. So wird Honuman, der Heerführer der Affen, eine der epischen Hauptpersonen in den großen Heldengedichten; und die Lehren der

Weisheit werden, wie in dem Gespräch des Adlers Garuda mit der Krähe im letzten Buch des Ramajan, in einem höhern Sinn wie in der Aesopischen Fabel den Thieren in den Mund gelegt.

Aus diesen ersten Grundzügen der Indischen Mythologie, deren weitere Ausführung hier um so weniger an ihrer Stelle wäre, da ich die Leser in dieser Rücksicht auf das öfter erwähnte Werk von Polier verweisen kann, ergiebt sich aber zuerst ihr großer innerer Reichthum. Welcher Ausbildung und Ausführung ist der Stoff nicht fähig, den sie enthält; und wenn von Hunderten von Dichtern ihn jeder auf seine Weise behandelte, welche unendliche Mannigfaltigkeit mußte daraus hervorgehen? Vergleichen wir die Indische Mythologie mit der griechischen, so kann sie in Rücksicht des innern Reichthums diese Vergleichung leicht aushalten. In Rücksicht des ästhetischen Werths steht sie in gewisser Rücksicht über ihr, in anderer unter ihr. Sie ist üppiger und prachtvoller als die griechische. Der Olymp mit seiner Götterfamilie erscheint nur in einer ärmlichen Gestalt, wenn wir ihn mit den glänzenden Wohnungen des Vischnu und Indra vergleichen. Dagegen aber darf man jene Ideale menschlicher Formen nicht bey den Indischen Göttern suchen, welche die griechische Mythologie darbietet.

Der Mangel des Sinns für das rein Menschliche zeigt sich hier nicht weniger als in dem Epos. In wie fern nun aber die Indische Mythologie für das Epos paßt, geht von selbst daraus hervor. Offenbar nur unter den Voraussetzungen, welche das Eigenthümliche des Indischen Epos bestimmen; nur in so fern, als dieses sich überhaupt über das Menschliche erhebt; und gleich den Dichtungen eines Klopstok und Milton in jenen überirdischen Sphären weilt.

Die verschiedenen Dichtungsarten scheinen sich bey den Indern allerdings nicht so scharf von einander gesondert zu haben, als es bey den Abendländern geschehen ist. Der ganze Character des Indischen Epos; die lose Zusammenfügung der Theile; die häufigen Episoden verstatteten es, didactische Stücke einzuweben; die dramatische Poesie aber hat sich wieder mit der lyrischen so verschmolzen, daß sich oft kaum eine Grenzlinie ziehen läßt.

Die lyrische Poesie der Inder scheint zuerst in Hymnen auf ihre Gottheiten bestanden zu haben; welche mit den Orphischen darin eine Aehnlichkeit hatten, daß sie großentheils aus Beywörtern zu ihrem Lobe bestanden. Einen solchen Reichthum lobpreisender Beywörter ihrer Götter hat schwerlich

irgend eine andere Mythologie; und da diese Beywörter dann eben so viele Beynahmen werden, und selbst also als eigene Nahmen gebraucht zu werden pflegen, so entsteht daraus eine der größten Schwierigkeiten bey dem Lesen Indischer Gedichte; da dieselbe Gottheit mit so vielen Nahmen bezeichnet wird, daß es fast unmöglich ist, sie alle zu kennen, oder zu behalten. Aber auch die eigentlich epischen Hymnen konnten den Indern eben so wenig fremd bleiben; da ihre Mythologie ihnen dazu so reichen Stoff darbot; und selbst so manche Episoden ihrer Epopoeen den Character epischer Hymnen, den Homerischen ähnlich, tragen. Wir verdanken Jones Nachbildungen mehrerer solcher Hymnen zum Lobe der Götter; aber es sind Nachbildungen in gereimten Englischen Versen; nicht Uebersetzungen; und so möchte es wohl mehr als gewagt seyn, aus diesen weitere Schlüsse ziehen zu wollen [2]). Aber einzelne Proben aus solchen Hymnen sind theils in mehreren Abhandlungen der Britten, theils in den Schriften von Paullino, zugleich im Original und in wörtlichen Uebersetzungen, uns ganz mitgetheilt worden; aber nicht blos um das eben Gesagte zu rechtfertigen, sondern auch zugleich die Mannigfaltigkeit der Formen der lyrischen Gedichte bey

2) Man findet sie in den Works T. I., p. 313 sq.

bey dieser Nation, in Rücksicht auf Metrum, und auf Reim, zu zeigen [3]). Die lyrische Poesie war bey den Hindus wie bey den Griechen unzertrennlich von Gesang und Musik; wie sie es auch noch gegenwärtig ist; beyde wurden von ihnen zugleich theoretisch behandelt; und mußten ähnliche Fortschritte machen [4]); aber die Indische Lyrik übertraf darin die griechische, daß sie zugleich die gereimte und die reimlose Versart kannte; und wenn in dieser Rücksicht die deutsche mit ihr verglichen werden kann, so scheint doch das Ohr des Inders viel weniger durch den Reim verwöhnt zu seyn als das unsrige.

Bey einem so poetischen Volke wie die Inder, konnte zwar die lyrische Poesie sich nicht blos auf religiöse Hymnen beschränken; schon Andere haben bemerkt, daß das Lied überhaupt von ihnen nicht weniger ausgebildet sey [5]). Allein ihre Volksreligion

3) Beyspiele solcher Hymnen aus den Vedas giebt Jones Works Vol. VI., p. 423. 427.

4) Man sehe die Abhandlung von v. Dalberg: über die Musik der Inder. — Proben gereimter Hymnen findet man in As. Res. I., p. 33. 36 sq.

5) v. Dalberg a. a. O. S. 90., der auch mehrere Melodien Indischer Lieder gegeben hat.

gion selbst, und die Feste welche sie vorschreibt, gaben der Empfindung einen so reichen Stoff, daß bey der lyrischen Poesie doch fast immer ein Zusammenhang mit der Religion, oder eine Beziehung auf dieselbe, statt fand. Bey welchem Volke hätte nahmentlich die erotische Poesie mehr Nahrung in der Religion gefunden, als bey den Indern? Und selbst auch jene ernsten Gattungen der Lyrik, der Kriegsgesang, die Siegeslieder, konnten sie einen andern als religiösen Character annehmen, bey einer Nation, die in der Geschichte der Unternehmungen und der Heldenthaten ihrer Götter und ihrer Heroen lebt?

Als der erste ihrer lyrischen Dichter wird von der Nation selber Jajadeva gepriesen; der nach dem Bericht von Jones, wie man sagt, noch vor Calidas lebte [6]). Diese ungewisse Zeitbestimmung, die ihn also über das erste Jahrhundert vor dem Anfange unserer Zeitrechnung hinaufrücken würde, ist alles was wir bisher über sein Alter sagen können. Er war, wie er selber sagt, in Cenduli gebohren; "welches, wie Viele glauben, in „Calinga liegt; aber, da es noch eine andere Stadt „dieses Nahmens in Berdwan giebt, so eignen die „dorti-

6) Jones Works I., p. 462.

„dortigen Einwohner den ersten ihrer Lyriker sich „als ihren Landsmann zu; und feyern ihm zu Eh„ren ein jährliches Fest, wo sie die ganze Nacht „in frohen Gelagen zubringen, seine Lieder absin„gen, und seine Schäferspiele aufführen."

Fehlt es uns nun aber gleich an sichern Angaben, um das goldne Zeitalter der Indischen Lyrik genauer zu bestimmen, so können wir sie doch nach einem ihrer Hauptwerke einigermaßen beurtheilen. Dem Fleiß der Britten verdanken wir die Uebersetzung des Gita Govinda [7]; des Meisterweks des Jajadeva, womit uns Jones beschenkt hat [8]. Gewiß eins der kostbarsten Geschenke, da es nicht Nachbildung, sondern wörtliche Uebersetzung (mit Ausnahme einiger Stellen wo die Farben im Original zu üppig aufgetragen waren;) in ungebundener Rede ist. Das Original ist in gereimten Stanzen. Der Stoff ist aus der epischen Poesie, aus dem Mahabarat, geschöpft; und das Ganze mehr

7) Govinda ist einer der vielen Beynahmen des Krischna, den er als Hirtengott führt. Gita das Lied; also das Lied des Hirtengotts. As. Res. I., p. 262.

8) Jones Works I., p. 463. Sie ist ins Deutsche übersetzt von dem Hrn. v. Dalberg: Gita-Govinda, oder die Gesänge Jajadeva's, eines alt-Indischen Dichters; mit Erläuterungen. Erfurt 1802.

mehr eine Idylle mit lyrischen Gesängen untermischt. Nur ein Schäferdrama nennt man es mit Unrecht; da es nichts von der dramatischen Form hat. Der Gegenstand dieses Gedichts ist aus der Geschichte des Krischna hergenommen, wie er als Hirt und Jüngling unter den Hirtinnen, den Gopis, weilte; und sich den Freuden der Liebe überließ. Radha, die schönste unter ihnen, glaubt sich vernachlässigt und zurückgesetzt durch die Liebkosungen, die er andern erweiset. Sie ergießt sich in Klagen; eine ihrer Freundinnen wird die Vermittlerin; sie führt Krischna zu ihr zurück; der mit ihr die Geheimnisse der Liebe feyert. Ist gleich das Ganze an den Faden einer Handlung geknüpft, so ist es doch kein Drama; sondern vielmehr eine Reihe von Gesängen, welche sich an jenen Faden reihen. Den Geist der erotisch lyrischen Poesie bey den Indern lernt man vollkommen daraus kennen. Das Ziel der Liebe ist sinnlicher Genuß; sie selber mehr Begierde als Leidenschaft. So darf uns also die Ueppigkeit der Schilderungen, die selbst die Uebersetzer nöthigte über einiges den Schleyer zu werfen, nicht verwundern. Wie viel bey einem lyrischen Gedicht, in ungebundene Sprache übersetzt, verloren gehen muß, brauche ich nicht weitläuftig zu sagen. Und doch wer kann den Gita-Govinda auch in dieser Uebersetzung lesen, ohne

davon

davon gefesselt zu werden? Die erste Bemerkung, die sich dem Leser von selber aufdringt, ist die: wie auch bey der lyrischen Poesie der Inder durchaus kein fremder Zusatz; wie Alles vielmehr rein Indisch sey! Wer fühlt sich nicht sogleich mitten in die Indische Welt versetzt? Und wie vieles muß, weil wir von dieser keine so anschauliche Idee haben, für uns verlohren gehn? Die Indische Pflanzenwelt bietet vorzugsweise den Stoff zu den Vergleichungen dar. Aber diese wohlklingenden Pflanzennahmen, wenn sie auch in den Anmerkungen auf das Linnéische System zurückgeführt sind, bleiben für uns doch leere Nahmen, wenn wir sie nicht in der Wirklichkeit kennen. Wie viel geht also nicht von der Wahrheit der Bilder für uns verloren? Wenn man mit diesen den Zauber des Versmaaßes und des Reims wegnimmt, wie wenig bleibt übrig? Aber der Reichthum der Phantasie, die Stärke und die Lebendigkeit der Gefühle, verleugnet sich darum nicht; und zeigt sich vor allen in der zarten Empfänglichkeit für die Schönheiten der Natur überhaupt. Selbst die Glut der Leidenschaft vermag diese nicht zu ersticken. Der Indische Maler der Liebe ist zugleich Landschaftsmaler; aber ein Landschaftsmaler wie er nur unter der Milde des Indischen Climas, und in der Mitte der üppigsten Vegetation, sich bilden konnte. Endlich aber ergiebt

sich

sich auch aus diesem Gedicht klar, in welchem Sinn die epische Poesie bey den Indern die Mutter der lyrischen genannt werden kann. Die Fabel, auf welche sich das Gedicht bezieht, war nicht blos im Mahabarat, sondern auch im Baghavat Purana, und wer weiß in wie vielen andern späteren Gedichten! behandelt. Aus diesen nahm der Lyriker den Stoff, der ihn zu der Ergießung seiner Gefühle begeistern sollte [9]).

Der Gitagovinda macht gleichsam den Uebergang zu der dramatischen Poesie. Der Reichthum der Nation an dramatischen Gedichten ist erst eine Entdeckung der Britten gewesen. Als Brittische Schauspiele in Calcutta aufgeführt wurden, hörte Jones von einem gelehrten Braminen Radacanta, daß ihre Natacs ungefähr dasselbe seyen [1]); die man vorher für historische Gedichte gehalten hatte. Aufmerksam dadurch gemacht, erkundigte er

sich

9) Der Dichter der Liebe war aber nicht weniger religiöser Dichter. Wir verdanken Jones auch die Uebersetzung (nicht Nachahmung) einer seiner Oden an Vischnu oder Heri, die eine Aufzählung seiner Incarnationen, und eine Lobpreisung derselben enthält. Works I., p.289. So tief sind bey diesem Volke die Gefühle der Liebe und der Andacht in einander verflochten!

1) Jones Works VI., p.202.

sich nach dem beßten derselben; und auf diese Weise ward die Entdeckung der Sacontalá gemacht.

Wenn gleich dieses merkwürdige Stück, von dem gleich unten wieder die Rede seyn wird, uns tiefe Blicke in die Natur des Indischen Dramas werfen läßt; so sind wir doch über den Umfang, und die verschiedenen Zweige desselben, noch so gut wie ganz im Dunkeln. Es ist gewiß sehr auffallend, daß nach einer so wichtigen Entdeckung dennoch gerade die Classe der Indischen Dichterwerke, welche, wie es scheint, am meisten den Europäern hätte zusagen müssen, am meisten vernachlässigt ist. Ob die Sanscrit-Poesie nur das ernste Drama kennt; ob Lustspiel und Trauerspiel sich von einander geschieden haben; und wie weit? — dieß sind Fragen, deren Beantwortung noch vergeblich erwartet wird. An die Stelle der frühern Schauspiele sind, scheint es, jetzt nur Tänze und Thierhetzen getreten; das Drama sank, zumal seitdem das Sanscrit aufhörte lebende Sprache zu seyn, mit der Nation; wie es auch bey andern Völkern gesunken ist; und da es die Nation selber nicht achtete, konnte es auch nicht so leicht die Aufmerksamkeit der Eroberer auf sich ziehen; die selber vielleicht an jenen sinnlichern Vergnügungen mehr Gefallen fanden, als an denen, welche der Dichtergeist ihnen darbieten konnte.

Wie mangelhaft aber auch unsere Kenntniß des Indischen Dramas ist, so ist doch der Ursprung desselben in so weit nicht zu verkennen, daß es aus der Volksreligion, und dem Epos, der Quelle der Volksreligion, hervorgieng. Götter- und Heldengeschichte waren also sein Stoff; darin kam es, wie verschieden auch sonst in jeder andern Rücksicht, mit dem griechischen überein. Wenn auch die Indische Verfassung es nicht erlaubte, daß ein Lustspiel, wie die alte Comödie bey den Griechen, entstehen konnte, so schloß dieß darum doch nicht alle Arten des Lustspiels aus, die zum Theil als Volksbelustigung wohl unentbehrlich waren. Jene Götter- und Heldengeschichten wurden, so wie das Epos sie besang, an den Festen bey den Tempeln vorgestellt. Einen vorzüglich reichen Stoff bot die Geschichte des Rama, und der Krieg auf Lanka oder Ceylon dar, den der Ramajan besingt. Er wird häufig an dem Feste des Rama vorgestellt; und die Vorstellung endet, nach dem Zeugniß von Augenzeugen [2]), mit der Feuerprobe, durch welche Sita, die Gemahlin Rama's, die Ravuna geraubt hatte, ihre Unschuld darthut [3]).

Die

2) As. Ref. I., p. 268.

3) S. oben S. 476.

Die Natur des Indischen Dramas selbst läßt schon im voraus erwarten, daß es in ein früheres Alter hinaufsteigt, als sich mit Zuverlässigkeit bestimmen läßt. Die Erfindung desselben, sagt Jones [4]), wird dem Berut, einem der inspiritten Weisen, zugeschrieben. Ist aber das Drama eine Tochter der Epischen Poesie, so ist auch eben dadurch gewiß, daß es jünger als diese ist; und die Inder selbst setzen die volle Ausbildung desselben erst in ein späteres Zeitalter, das des Vicramaditya. Auch legen sie selber ihren Dramen keinen so hohen Rang bey als ihren Epischen Gedichten. Sie gehören nicht in die Zahl der heiligen Schriften, deren Lesung nur den höheren Casten erlaubt wäre, sie werden als Volkspoesieen betrachtet. Auch durch die darin herrschende Sprache tragen sie diesen Character. Sie sind zwar in Sanscrit geschrieben; aber nicht in bloßem Sanscrit. Nur die Hauptpersonen, vor allen die höhern Wesen, die in ihnen auftreten, reden Sanscrit; die Weiber Pracrit; und die Leute aus den niedern Ständen ihren Volksdialect. Die Sprache hebt sich und sinkt wieder nach dem Inhalt. Wo dieser erhaben ist, wird nur

4) Man sehe für dieß und das zunächst Folgende die Vorrede zur Sacontala in den Works VI., p. 204 etc.

nur gebundene Rede gebraucht; in der vertraulichen Unterhaltung dagegen tritt die ungebundene ein.

Wie unermeßlich reich die Quelle war, aus der die Indischen Dramatiker schöpften, erhellet aus dem, was oben über die Mythologie und das Epos der Inder gesagt ward. Auf der andern Seite mußte das Bedürfniß selber, zur Feyer der Feste, die Zahl der Indischen Dramen außerordentlich vermehren. Ihre Zahl sey nicht zu bestimmen, sagten die Indischen Pandits; und gern mögen wir der Versicherung von Jones glauben, daß das Indische Theater eben so viele Bände füllen würde, als das von irgend einer Nation unsers Welttheils. Mehr als dreyßig Stücke wurden, nach denen des Calidas, dem Britten als die Blüthe dieses Zweiges ihrer Litteratur genannt, von denen wir bisher nur erst wenige dem bloßen Nahmen nach kennen [5]).

Die glänzende Periode des Indischen Dramas ist indeß in so fern nicht zweifelhaft, daß dieses das Zeitalter des Calidas oder Calidasa ist. Er wird,

5) Angeführt werden von Jones: das bösartige Kind; der Raub der Uscha; die Zähmung des Dervasas; die Entwendung der Locke; Malati und Madava; nebst 5 oder 6 andern, deren Stoff die Abentheuer ihrer incarnirten Götter sind.

wird, wie es scheint einstimmig, für den ersten ihrer dramatischen Dichter erklärt; wiewohl nur zwey Stücke von ihm vorhanden sind [6]). Er wird als einer der neun Dichter genannt, welche den Hof des Musenliebenden Königs Vicramaditya, des Beherrschers von Indien, schmückten; dessen Zeitalter die Aere bestimmt, die mit dem Jahre 56 v. Chr. mit seinem Tode anfängt; und, wie oben gezeigt ist [7]), auch in den Jahrhunderten des Mittelalters in Gebrauch blieb. So fällt also das Zeitalter des Calidas in das des Lucrez; nicht lange nach dem des Terenz. Ein strenger Beweis der Richtigkeit dieser Angaben läßt sich freylich nicht führen; aber eine Aere, welche die herrschende Aere bey einer Nation ward, und über ein Jahrtausend hindurch es blieb, ist unstreitig ein großer Beweis; und daß der Einwurf von Bentley gegen das Zeitalter des Calidas von keinem Gewicht sey, glaube ich oben dargethan zu haben [8]). So weit also unsre jetzigen Ein-

6) Außer der Sacontalà, ein zweytes Urvasi genannt. Jones VI., p. 205.

7) S. oben S. 407.

8) S. oben S. 408. Es ist aber, wohl zu merken, nur die Rede von dem Zeitalter des Calidas und der andern Dichter, seiner Zeitgenossen; nicht von dem der Schrift Surya Siddanta, worüber die Astronomen zu entscheiden haben.

Einsichten reichen, müssen wir uns für berechtigt halten, das erste Jahrhundert vor Chr. als den Zeitraum zu betrachten, der für die Sanscrit-Litteratur überhaupt, besonders aber für das Drama, der glücklichste war. Wer auch das einzige Stück, das bisher dem Occident bekannt geworden ist, genauer ansieht, wird, glaube ich, jene Behauptung in so weit dadurch bestätigt finden, daß es unstreitig ein Stück ist, das nicht sowohl für das Volk, als für den Hof, und zwar für einen glänzenden Hof, gedichtet werden konnte. Mit Wahrheit mag man es in diesem Sinne ein königliches Drama nennen. Ein König ist, neben der Heldin, die Hauptperson; alles ist auf seine Verherrlichung angelegt. Die Handlung bewegt sich in dem Kreise des Hofes, der heiligen Einsiedler, (die den Fürsten gleich stehen;) und der Götter. Die Zurüstung, welche die Darstellung des Stücks, wie man sich diese auch immer denken mag, erfoderte, ist von solchem Umfange, daß sie nur auf einer großen, auf einer königlichen, Schaubühne ausführbar seyn konnte.

Die Sacontalà [9]), auch durch deutsche Uebersetzungen den Lesern zu bekannt, als daß es nöthig

9) *Sacontalà or the fatal Ring:* in Works of Jones VI., p. 209 etc. Nach dieser bloßen Uebersetzung, ohne Rücksicht auf die Critiken anderer, sind die Bemerkungen über dieß Stück entstanden.

nöthig wäre, ihren Inhalt ausführlich ihnen ins Gedächtniß zurück zu rufen, hat auch in Europa nicht geringe Aufmerksamkeit erregt. Durch sie entstand zuerst eine richtigere Ahndung von den Schätzen, welche die Sanscrit-Litteratur enthält. Allerdings gehört Calidasa zu den Dichtern, die nicht Einem Volke, die der ganzen gebildeten Menschheit, angehören. Aber dennoch ist es nicht zu viel gesagt, daß der Kreis derer, die ihn ganz fassen können, nur gering seyn kann. Erst wenn man einheimisch geworden ist in der Indischen Welt, erst wenn man die Denkart und die Gefühle der Nation sich angeeignet hat, mag man so viele der schönsten Stellen des Dichters ganz verstehen [1])!

Wenn die Nation selbst die Sacontalà als das erste ihrer dramatischen Werke anerkennt, so sind wir auch berechtigt, das Indische Drama nach diesem Maaßstabe zu messen. Geht auch für uns der

1) Ich erinnere, um nur Einiges anzuführen, an den Abschied der Sacontalà von ihren Pflanzen und Blumen, als ihren Schwestern; an die furchtbare Verwünschung des Braminen Durvasa, und ihre Folgen, wodurch der Hauptknoten geschürzt wird; an Duschmantas Trauer und grausenvolle Ahndung des Untergangs seines Hauses und der Todtenopfer der Ahnen, wenn er kinderlos stirbt; an sein Verhältniß zu Indra u. s. w.

Indischen Poesie, daß ihr ni
liche genügt, daß sie das Götti
lichen verschmilzt, aber so da
ist, zeigt sich in ihren Dramen
Beyde Hauptpersonen sind höh
contalà, zwar die Tochter ein
einer Devanie [2]); Duschmanta

2) Die Geburt der Sacontalà, wie
der Mahabarat; aus dem Ca
lehnte; aber, dem dramatischen
ausspann und verschönerte. Die
barat hat Hr. Schlegel übersetzt;
der Inder: S. 308. Wenn sie e
die Indischen Dramatiker aus der
ten; so ist es zugleich lehrreich zu
sie in der Behandlung sich nahmen
dem Mahabarat die Tochter des Raj
sich durch Büßungen zum Braminen

Stamm der Purus, die ihr Geschlecht von dem Monde ableiteten; zugleich der Freund und Genosse von Indra, auf dessen Gespann er in den Gewölken erscheint. Beginnt gleich die Handlung auf der Erde, so endet sie doch im Wohnsitze der Götter. Wie erhält dadurch nicht sogleich das Ganze einen höhern Character!

Es ist hier nicht der Ort das Gewebe dieses wundervollen Kunstwerks zu entwickeln; zu zeigen wie alles in einander greift; nichts zu viel und nichts zu wenig ist; wie die Handlung, gleichmäßig und unaufhaltsam fortschreitend, von dem idyllenmäßigen Anfang, der uns die zarte Götterjungfrau zwischen ihren Blumen und Pflanzen zeigt, sich immer mehr hebend bis zum letzten Act, wo sie wiedervereint mit dem Gemahl und dem Sohne den sie ihm schenkte, dem jungen Löwenbändiger, vor den verwandten Göttern erscheint; gleichsam in einer Verklärung endet. Die Britten haben Calidas den Indischen Shakespear genannt [3]); und in Wahrheit, die Geistesverwandtschaft der beyden Dramatiker

weis für das hohe Alter des erstern; und die Verschiedenheit der Zeitalter, in denen jenes und dieses gedichtet wurden.

3) Jones Works VI, p. 205.

diesen; Einheit der Handlung
die auch Calidas anerkennt.
es nicht Scenen des gemein
einzuflechten, wo der Gegenst
die Wahrheit und Lebendigkei
sich immer gleich, welche Sc
sonen, ob Götter und Fürste
Policeydiener er uns vorführt.
das Rührende steht ihm nich
als das Furchtbare und das E
das Komische verschmäht er n
gleich nur sparsam und mit Vor
Ist der Ausdruck der Leidenscha
heftig bey ihm als bey dem Br

4) Madhawya ist allerdings gen
Person in der Sacontala

vergesse man nicht, daß Beherrschung der Leidenschaften die große Aufgabe für den Indischen Weisen ist.

So erscheint das Indische Drama durch Calidas auf eine Höhe gehoben, wovon man vor der Entdeckung der Sacontalà auch nicht einmal eine Ahndung hatte. Wie viel mußte vorausgegangen seyn, ehe ein Dichter wie Calidas aufstehen, wie viel, ehe die Nation einen solchen Dichter fassen konnte! Nur nach Einem seiner beyden Hauptwerke können wir ihn, können wir die ganze dramatische Litteratur der Nation, beurtheilen! Wie beschränkt bleibt also unser Blick! Wie ganz anders möchte unser Urtheil seyn, hätten wir auch nur jene dreyßig Stücke vor uns, welche Jones als die vortrefflichsten genannt wurden [5]. Wir beur-

5) Nach Jones VI., p. 205. war Calidas nicht blos dramatischer, sondern auch Epischer Dichter. Man hat von ihm ein Heldengedicht: die Sonnenkinder; ein anderes die Geburt des Cumara des Kriegsgottes; ein paar Erotische Erzählungen; und ein Gedicht über die Metrik des Sanscrit. "Nach Einigen, setzt er hinzu, war er der Revisor der Werke des Valmicky und Vyasa; und brachte sie in die Ordnung wie sie in den jetzigen Ausgaben sich findet". Diese letzte Angabe läßt einen Stral in das Dunkel der Geschichte der Sanscrit-Litteratur fallen, der vieles aufhellen kann. Ich komme bald darauf unten wieder zurück.

[redacted]

beurtheilen das Indische Drama, wie wir etwa das Griechische beurtheilen würden, wenn wir blos Seneca kennten. Wir können ahnden was wir noch vermissen; aber schätzen können wir es nicht.

Die Poesie keiner andern Nation hat so sehr den Charakter des Didactischen, als die Indische. Zu lehren und sich belehren zu lassen wird bey keinem andern Volke des Orients in dem Maaße als die Aufgabe und Bestimmung des Lebens betrachtet; wie konnte es anders seyn, als daß dieses auch auf die Poesie zurückwirkte? Ein großer Theil der Vedas, die Upanischads, müssen nach dem, was eben von ihnen gesagt ist, als philosophische Lehrgedichte betrachtet werden; nur aber in dem Sinne, daß die Philosophie unauflöslich mit der Religion verschlungen bleibt. Nicht anders ist es mit einem großen Theile der Puranas, besonders den Cosmogonieen und Theogonieen, die sie enthalten. Die Form der Epischen Poesie, welche, wie oben gezeigt ist, so sehr die Episoden begünstigt, erlaubte auch die der didactischen Art; und in den beyden großen Epopoeen ist davon Gebrauch gemacht; sowohl das letzte Buch des Ramajan, als die Bagavat Gita in dem Mahabarat, sind beyde Proben davon.

Wenn

Wenn das philosophische Lehrgedicht nach dem ganzen Character der Nationalcultur in dem engen Verhältniß zu der Religion blieb; so scheint sich dagegen das beschreibende davon losgemacht zu haben. In diese Gattung gehört ein Lehrgedicht des Calidas, Ritasanhara, oder die Jahrszeiten; das in Calcutta in Sanscrit gedruckt ward, wovon aber Jones in seinen Werken nur den Titel und eine kurze Nachricht mittheilt [6]). Mit keinem zierlichern Werke, sagt er, kann man das Studium des Sanscrit beginnen. Jede Zeile des Calidas ist auf das äußerste gefeilt; jede Stanze des Gedichts giebt eine Indische Landschaft; immer schön; zuweilen mit starken Farben; aber nicht unnatürlich. Zu welchen Erwartungen der Nahme des Dichters berechtigt, ist aus dem Obigen klar; leider! aber müssen wir uns mit diesem Wenigen begnügen. — Weder das Original, noch eine Uebersetzung, ist, so viel mir bekannt ist, nach Europa gekommen.

Die Indische Poesie liebt besonders die dialogische Form; und macht, wie schon bey den Puranas erinnert ward, davon bey dem Lehrgedicht Gebrauch. Aber eigenthümlich ist es ihr, daß sie diese Dialoge so gern Thieren in den Mund legt; nicht

6) Works VI., p. 432.

nicht blos um sie, wie in der Aesopischen Fabel, oder dem Reinecke Fuchs, nach ihrem thierischen Character, sondern als höhere, als erleuchtete, oder wenigstens überhaupt als vernünftige, Wesen sprechen zu lassen, welche die Lehren der Weisheit und Klugheit ertheilen. Diese Eigenthümlichkeit steht mit ihrer Philosophie, und mit ihrer Ansicht der Thiere, in genauer Verbindung. Es ist bereits oben bey mehreren Gelegenheiten gezeigt, wie in der Indischen Mythologie auch Thiere einen höhern Character annehmen; wie sie nicht blos Begleiter der Gottheiten sind; sondern selber den Character des Göttlichen tragen; und daher neben den Gottheiten auch als Incarnationen auf der Erde erscheinen. Aber von noch größerm Einfluß ist hier der Glaube an die Seelenwanderung. Nach der Lehre der Braminen ist alles Leben ein Ausfluß der Gottheit; nicht bloß die Seelen der Menschen, sondern auch der Thiere; ja selbst den Pflanzen wird ein ähnliches Leben beygelegt. Durch eine Reihe von Wanderungen durch thierische und menschliche Körper, die zugleich Reinigungen für sie sind, erheben sie sich endlich wieder zu ihrem ursprünglichen Zustand, indem sie zu der Wiedervereinigung mit der Gottheit gelangen [7]). Bey einem solchen Glauben

[7]) Polier II., p. 418.

ben erscheint die ganze thierische Schöpfung in einer andern Gestalt; es kann nicht mehr befremden zu sehen, daß den Thieren, nicht blos einzelnen als Incarnationen der Gottheiten, wenn gleich diesen in einem höhern Grade, sondern den Thieren überhaupt menschliche Einsichten, und menschlicher Verstand, beygelegt wird.

Ein merkwürdiges Beyspiel davon giebt das eben erwähnte letzte Buch des Ramajan, das wir in einer Englischen Uebersetzung, oder richtiger Auszuge, besitzen [8]). Der Adler Garuda, Vischnu's Begleiter, kommt als Büßender, weil er sich in seinen Gedanken gegen Vischnu vergangen hatte, zu der Krähe Bhuschanda, die, "auf dem Gipfel des Gebirgs Neila wohnend, reich an Tugenden wie an Fehlern, unterrichtet von Allem was sich seit Anbeginn der Zeit begeben hatte, bald in Nachdenken versunken über das Wesen der Gottheit, bald in Anrufungen sich ergießend, dem Geflügel des Waldes und der Gewässer das Lob Vischnus verkündigte". Sie wird der Lehrer des Garuda, erzählt ihm ihre Verwandlungen, und unterrichtet ihn über die Größe und die Macht von Vischnu und Rama; dem sie seit seiner Geburt angehört hatte. Sie war schon in dem Körper eines Braminen gewesen;

8) Jones Works VI., p. 399.

wesen; aber auf die Verwünschung eines Rischi, oder Heiligen, dem sie widersprochen hatte, in den einer Krähe gefahren.

Von größerm Umfange ist ein anderes Indisches Werk, das wir unter dem Titel des Hitopadesa auch in einer Englischen Uebersetzung haben [9]). Es ist ursprünglich dasselbe, das unter dem Titel der Fabeln des Pilpay in mehreren Sprachen des Orients und Occidents übertragen, aber auch so interpolirt und entstellt ist, daß es seine ursprüngliche Gestalt verlohren hatte [1]). Bereits im sechsten Jahrhundert ward es auf Befehl von Cosroes Nuschirwan ins Persische, aus diesem nachmals ins Arabische und Türkische; dann in's Französische und andere Sprachen übertragen; bis Jones es wieder unmittelbar aus dem Sanscrit übersetzte; wornach es hier beurtheilt wird. Der Hitopadesa ist ein Sittenbuch in Fabeln vorgetragen, zum Unterricht von Prinzen verfaßt. Raja Sudersana in der Stadt Pataliputra hatte ungerathene Söhne; er übergiebt sie dem Weisen Vischnusarman zum Unter-

9) Works of Jones VI., p. 3—177.

1) Hitopadesa heißt der heilsame, oder auch der freundliche Rath. Statt Pilpay sollte es heißen Bidpay; welches nach Jones ein verdorbenes Wort für Badya-paiya ist, der betraute Arzt.

Unterricht; der unter der Hülle von Fabeln ihnen die Sitten- oder Klugheitslehre vorträgt. Das ganze Werk ist in vier Bücher getheilt: über die Erwerbung der Freundschaft, den Bruch der Freundschaft, über den Krieg, und über den Frieden; als diejenigen Gegenstände, deren Beurtheilung für Prinzen von besonderer Wichtigkeit ist.

Die Fabeln des Hitopadesa nähern sich allerdings mehr der Aesopischen Fabel; doch gilt auch von ihnen die obige Bemerkung, daß die Thiere nicht blos nach dem Character, den wir ihnen beyzulegen pflegen, sondern überhaupt als vernünftige Wesen, sprechen. Die Fabel ist ohne Zweifel eine der ältesten Dichtungsarten des Orients; aber der Hitopadesa in seiner jetzigen Gestalt kann doch schwerlich den ältesten Werken der Sanscrit-Litteratur beygezählt werden. Die Scene ist in der Stadt Palibotra, die nicht zu den ältesten Hauptstädten Indiens gehört. Die Litteratur mußte schon sehr ausgebildet und der Verfasser sehr belesen seyn; denn statt der Lehren, die unsern Fabeln beygesetzt werden, werden stets Stellen aus Dichtern angeführt, ohne jedoch ihre Nahmen zu nennen. Allein der Hitopadesa kann auch als eine Sammlung von Fabeln betrachtet werden, die von Vischnusarman nur zu einem gewissen Zweck an einander gereihet wurden. Sie

mögen

mögen also sehr verschiedene Erfinder haben; und wer wird es sich einfallen lassen, das Alter der einzelnen bestimmen zu wollen?

Nach dieser Beurtheilung der einzelnen Zweige der Sanscrit-Litteratur, und ihrer Früchte, so weit sie uns bekannt geworden sind, ist es Zeit uns zu allgemeinern Ansichten zu erheben; welche uns über die Fragen, die wir gleich zu Anfange uns vorgelegt haben, hoffentlich einige Aufschlüsse geben werden.

Die Sanscrit-Litteratur ist ohne Widerrede die Litteratur eines hoch cultivirten Volks, das man mit Recht das gebildeteste des Orients nennen mag. Wir kennen von dieser Litteratur zwar nur erst einige wenige Stücke; und selbst diese nicht im Original, sondern nur in Uebersetzungen; aber theils diese, theils die glaubwürdigen Nachrichten unterrichteter Männer, die in dem Lande selber nachforschten, reichen doch hin, sowohl uns den Umfang, als auch den Werth dieser Litteratur kennen zu lehren. Es ist zugleich eine wissenschaftliche und eine poetische Litteratur; aber wie sehr auch der Geist der Nation in gewissen Zweigen der Wissenschaft sich geübt hat, so herrscht doch unstreitig das Poetische vor; und die Formen desselben sind selbst auf mehrere

rere Fächer übertragen worden, welche nach unsern Begriffen sie nicht zulassen würden.

Die Sanscrit-Litteratur ist ferner nicht blos eine sehr reiche, sondern in einem gewissen Sinne auch allerdings sehr alte, Litteratur. Alles deutet dahin, daß Buchstabenschrift von den ältesten Zeiten her in Indien einheimisch war, und nicht etwa blos für Inschriften, sondern auch zum eigentlichen Schreiben gebraucht ward. Wenn wir sie eine sehr alte Litteratur nennen, so verstehen wir darunter, daß mehrere ihrer Hauptwerke ihrem Inhalte und ihren wesentlichen Bestandtheilen nach sehr alt sind; womit aber keineswegs behauptet wird, daß sie in ihrer jetzigen Form schon in den ältesten Zeiten vorhanden gewesen.

Die Sanscrit-Litteratur bedarf vielleicht mehr wie irgend eine der Critik; und diese Critik ist bisher sehr mangelhaft geblieben. Als ihre Schätze zuerst bekannt wurden, erwachte der Enthusiasmus für sie; und machte leichtgläubig. Späterhin ging man auf die andre Grenze über; man fand Zweifel gegen die Aechtheit einzelner Werke, oder auch nur einzelner Stellen; und wollte, wie Bentley es versucht hat, sofort Alles verdächtig machen. Die Wahrheit steht auch hier, wie gewöhnlich, zwischen beyden in der Mitte.

nern Zusammenhang hab
Form Einschiebsel außeror
also die Frage von dem
tur beantwortet werden;
Punkte von einander unte
diese Werke ihrem Hauptin
und wann sie ihre jetzige
Beyträge dazu sind oben in
ben worden; übersehen wir
sich daraus Folgendes:

Die Sanscrit-Litteratu
habt. Dieß lehrt nicht nur
selbst; nicht nur die Natur
auch die verschiedenen Stuffe
Sprache, welche wir nach de
darin wahrnehmen. Die V
gleicher Zeit mit den classisch

Ganzen angedeutet werden. Die erste Periode würden wir die der Vedas nennen. Aber ehe die Vedas nur das werden konnten, was sie geworden sind, mochte ein langer Zeitraum verfließen. Jene Hymnen und Gebete sind von sehr verschiedenen Verfassern, und nicht zugleich gedichtet; jenes abstracte System, das der Upnekhat enthält, konnte es auf einmal sich ausbilden? Wie lange also mochten jene Stücke einzeln vorhanden seyn, bis der Sammler kam, der sie zu dem Ganzen machte, das sie jetzt sind? Wie wichtig zu wissen dieß auch wäre, so fehlt es uns doch an Datis es genauer zu bestimmen; daß aber dieß schon sehr früh geschehen seyn muß, wenigstens mit den ersten drey Vedas; (denn ob man dem vierten ein gleiches Alter beylegen müsse, scheint noch immer sehr problematisch;) dieß glaube ich durch die oben angeführten Gründe dargethan zu haben.

Die zweyte Periode würde ich die epische nennen. Sie umfaßt den Zeitraum der Entstehung der großen Epopoeen, vorzüglich des Ramajan und des Mahabarat; außer diesen aber gewiß mancher andrer. Daß sie später entstanden sind als die Vedas, zeigt die so viel mehr ausgebildete Sprache; daß sie aber darum nicht weniger bis in ein hohes Alterthum, d. i. eine bedeutende Reihe von

Jahrhunderten vor dem Anfange unsrer Zeitrechnung hinaufgerückt werden müssen, glaube ich durch andere Gründe außer Zweifel gesetzt zu haben. Damit ist freylich die critische Geschichte dieser Werke noch so wenig aufgeklärt, als wenn wir dasselbe von den Homerischen sagen. Wenn aber die Geschichte von diesen, die wir doch besitzen, nicht blos in Uebersetzungen sondern im Original, für deren Aufklärung wir außerdem so manche andere Hülfsmittel haben, durch allen Scharfsinn und alle Gelehrsamkeit der Forscher nicht einmal aufs Reine gebracht werden kann, — welche Forderungen ist man wohl an den Forscher der Indischen Litteratur zu machen berechtigt? So wenig indeß, sobald ich die Epische Einheit der Handlung in Betracht ziehe, ich mich bey den Homerischen Gedichten überzeugen kann, daß diese aus einer bloßen Sammlung historischer Gesänge erwachsen seyn; eben so wenig kann ich dieses von dem Ramajan und Mahabarat. Auch in ihnen ist Epische Einheit; wiewohl ich allerdings zugebe, daß die Form des Indischen Epos noch weit mehr die Einschiebsel begünstigt, als die des Griechischen. Ich füge noch hinzu, daß die Art zu schreiben in Indien, und die Schreibmaterialien, dieß noch sehr beförderten. Man schrieb gewöhnlich auf Palmblätter; die sich nicht wie die Papyrus- und Pergament-Rollen aufwickeln oder

binden

binden lassen; die höchstens, und auch wohl dieses nicht immer, (wie es denn noch jetzt bey den Vedas verboten seyn soll,) [2]) lose zusammengereiht werden. Wie leicht war es also hier nicht, Einschiebsel zu machen; wie schwer, ja wie unmöglich war es nicht, das Ganze zu ordnen und zusammenzuhalten? Die unausbleibliche Folge davon mußte seyn, (und zwar um so mehr, je mehr diese Lieder auch im Munde des Volks waren,) daß sie sich vereinzelten, daß sie aufhörten als ein Ganzes betrachtet zu werden. Aber ihnen fiel ein ähnliches glückliches Loos wie denen des Jonischen Barden; auch sie fanden ihren Lycurg oder Pisistratus. Wenn nicht die Geschichte, so hat doch die Sage uns darüber einige Winke aufbehalten, die nicht vernachlässigt werden dürfen.

Das Zeitalter und die Regierung des oft erwähnten Rajah Vicramaditya, im ersten Jahrhundert

2) Polier I., *preface* p. XXI. Auch wurden sie dem Oberst Polier nur unter der Bedingung gegeben, daß sie nie in Leder (es hätte Kuhleder seyn können!) sondern blos in Seide gebunden werden durften. Man begreift nun leicht, wie es so unendlich schwer hält, in Indien ein vollständiges Exemplar der Vedas zusammenzubringen. Eine critische Geschichte der Schreibmateriale in Indien, würde gewiß ein großes Licht auf die Geschichte ihrer Litteratur werfen. S. oben S. 393.

dert vor dem Anfange unserer Zeitrechnung, wird als dasjenige genannt, wo dieß geschah, und Er selbst als derjenige, der dieß veranstaltet haben soll. Die erste, nur kurze, Nachricht davon verdanken wir Jones [3]). "Nach den Berichten einiger, sagt er, soll Calidas, der Dramatiker, die Werke des Valmiky und Vyasa revidirt; und die vollständigen Ausgaben corrigirt haben, die jetzt davon im Umlaufe sind." Eine ausführliche Erzählung davon, die aber auch den Character des mährchenhaften nicht verleugnet, giebt uns Polier [4]). Der Rajah Vicramaditya, der Freund der Poesie und Litteratur, ließ ihm zufolge alle Braminen nach Benares zusammen kommen, und bezeugte ihnen sein Verlangen, die Lesung aller alten Bücher der heiligen Geschichten anzuhören. Da diese aber, auf einzelnen Blättern geschrieben, unvollständig waren, sey es durch den Lauf der Zeit oder die Nachlässigkeit der Aufseher, so gab der Rajah Befehl sie zu sammeln; und übertrug diese Arbeit den geschicktesten unter den Braminen. Da sich keiner mit einem so schweren Auftrage befassen wollte; so übernahm ihn Calidas

3) *Works* VI., p. 205. He (Calidas) is believed by some, to have revised the works of Valmic and Vyasa, and to have corrected the perfect editions of them, which are now current.

4) Mythologie des Hindous I., p. 104.

lidas, der angesehenste unter den Weisen und Braminen seiner Zeit; und machte eine vollständige Sammlung dieser Werke, die selbst von den Gelehrten und Braminen, seinen Nebenbuhlern, als authentisch angesehen wird [5]).

Die Erzählung beruht freylich nur auf der Aussage der Braminen; ohne daß uns die weitere Quelle derselben angezeigt würde. Indeß scheint der Glaube daran, da sie Jones und Polier berichten, ziemlich allgemein; und schwerlich ist sie ganz ohne historischen Grund. Nehmen wir aber auch das Factum als wahr an, so frägt sich zuerst: was damals gesammelt ward? Es heißt die historischen Gedichte; (nicht also etwa die Vedas;) aber der Beysatz bey Polier alle ist doch unmöglich wörtlich zu nehmen, sobald man ihre Menge kennt; und da bey Jones die Werke von Valmiky und Vyasa ausdrücklich genannt werden, so können wir hinzusetzen: den Ramajan und den Mahabarat; ob noch andere läßt man billig dahingestellt seyn. Fast wichtiger

5) Die mährchenhafte Ausschmückung dieser Erzählung (wo sie jedoch vorzugsweise auf die Werke des Valmiky bezogen wird;) die Verfolgung seiner Nebenbuhler und den Triumph über sie, erzählt Polier an einer andern Stelle I., p. 185.

tiger aber ist noch die Frage: was bey diesem Sammeln geschah? War es ein bloßes Sammeln, oder war es die Besorgung einer critischen Ausgabe? Critik ist sonst eine, dem Orient so fremde, Sache, daß man sich nicht leicht davon überreden wird; und doch scheint dieß der Sinn der Erzählung der Braminen zu seyn; wenn es heißt, daß von ihm die Ausgaben herrühren, die noch jetzt im Umlauf sind. Wir irren wohl nicht, wenn wir dieses so verstehen, daß durch Calidas und seine Gehülfen die einzelnen Gedichte gesammelt und geordnet, das aber ausgeschlossen wurde, was nach seiner Einsicht mit Unrecht darin war aufgenommen worden. — Man sieht wie viel hier noch nachzuforschen ist. Aber nur an Ort und Stelle kann weiter nachgeforscht werden.

Wie aber auch die Resultate dieser Nachforschungen ausfallen mögen, so muß auf jeden Fall die Periode des Vicramaditya als die dritte Periode der Sanscrit-Litteratur betrachtet werden. Daß seine Regierung eine glänzende Regierung war, läßt schon daraus mit großer Wahrscheinlichkeit sich folgern, daß die nachmals gewöhnliche Zeitrechnung mit dem Ende derselben begann. Sie war es aber für die Litteratur nicht blos durch die Revision der ältern Werke; sondern auch nicht weniger durch neue; welche

welche durch die an seinem Hofe versammelten Dichter und Gelehrten verfaßt wurden. Die damalige Sanscrit-Litteratur scheint überhaupt den Character einer Hoflitteratur angenommen zu haben. Es war die Periode der feinsten Ausbildung der Sprache und Versification. Das Drama ward vor andern Dichtungsarten begünstigt; und die größten Meisterwerke, die Indien darin besitzt, jedoch ganz dem Geschmacke eines Hofes angemessen, erschienen. Neben den Producten des poetischen Genies auch wissenschaftliche, wie gerade die vornehme Welt sie braucht; Real-Wörterbücher, wie das des Amara-Sinha [6]). Gewiß! das Zeitalter des Vicramaditya ist dasjenige, das der Aufmerksamkeit der Geschichtforscher in Indien am meisten zu empfehlen ist.

Als die vierte und letzte Periode der Sanscrit-Litteratur betrachte ich die Jahrhunderte des Mittelalters. Daß viele Werke derselben aus diesen Zeiten sind, ist durch Bentley's Untersuchungen erwiesen; daß selbst die Puranas in ihr ihre jetzige Gestalt erhalten haben, ist oben bereits angedeutet.

Dieß Alles sind freylich nur Umrisse! Wie viel werden künftige Forscher auszufüllen, vielleicht um-

6) S. oben S. 449.

umzuändern haben, wenn einst ein helleres Licht über diesen Zweig der Litteratur des Orients aufgehen sollte! Aber mit Umrissen muß man beginnen; und werden die Leser nach allem Obigen hier mehr als Umrisse erwarten?

Wenn man aber aus allem Bisherigen das Lückenhafte unsrer Kenntniß des alten Indiens eingesehen hat, so wird man das, was in den neuesten Zeiten über Indisches Alterthum nicht blos geforscht, sondern auch — phantasirt worden ist, leichter würdigen können. Man verließ den historischen Weg, und Vergleichungen mit den Religionen anderer Völker, und Etymologieen sollten die Lieblingsidee, daß die westliche Welt einen großen Theil ihrer Gottheiten, und überhaupt ihrer Cultur, von dorther erhalten habe, darthun. Wie weit ich nun auch entfernt bin, eine solche Einwirkung des gebildetesten Volks des Ostens auf die übrigen Völker leugnen zu wollen, so hätte man sich doch aber über die Grundsätze, nach denen man aus jenen Vergleichungen und Etymologien Folgerungen ziehen könne, im voraus verständigen sollen. Aber kaum hatten die Britten die Indischen Götter einigermaßen kennen gelernt, so fiengen sie auch sogleich an sie mit den griechischen zu vergleichen und mit einander zu verwechseln. Krischna hieß sofort der

Indi-

Indische Apoll, seine Gopis die Musen; man fand den ganzen Olymp in Indien wieder. Zu welchen falschen Ansichten dieß führen mußte, kann selbst denen nicht entgehen, die eine Abstammung einzelner griechischer Gottheiten von den Indischen wahrscheinlich finden. Denn auf jenem weiten und langen Wege, wie viel mußte nicht anders gemodelt worden seyn! So lange noch die Hauptquellen der Indischen Religion und Götterlehre uns noch fast so gut wie gänzlich unzugänglich sind, so lange wir nur aus den Berichten von Fremden schöpfen müssen, die so oft nur durch gefärbte Gläser sahen, — wie kann die Forschung einen sichern Gang gehn? Und würde auch selbst der Zugang zu jenen Quellen uns geöffnet, so liegt es doch in der Natur des Gegenstandes, daß sehr Vieles der Combination überlassen bleiben muß; und die Aufgabe ein Räthsel bleibt, das jeder auf seine Weise lösen wird. Allerdings aber ist dieß von einigen unsrer neusten Mythologen mit einem solchen Aufwande von Scharfsinn und Gelehrsamkeit geschehen, daß es überflüssig seyn würde, hierüber noch etwas zu sagen, wären auch die Forschungen über die Religionen den gegenwärtigen Untersuchungen, wo wir sie nur in Beziehung auf Politik zu betrachten haben, weniger fremd. Noch viel größerer Mißbrauch aber ist mit den Etymologien getrieben. Auch hier gaben zwar

[redacted]

zwar die Britten den Ton an; wie viel weiter aber sind einzelne Deutsche gegangen! Ohne von dem Sanscrit und dem Zend etwas weiter zu besitzen als ein paar dürftige Wortverzeichnisse, (Wörterbücher kann man sie nicht nennen), haben sie schon die Verwandtschaft der Sprachen ergründet; und ähnliche Laute reichen sofort hin Abstammungen zu beweisen, die man oft geneigt seyn möchte nur für Scherze zu halten! Es bleibt aber eine ewige Wahrheit, daß ohne genaue Sprachenkunde alles Etymologisiren ein bloßes Glücksspiel ist, wo auf Einen Treffer zehn und mehrere Fehler kommen. So mag also, indem wir in jene fernen Regionen uns wagen, statt dieser Irrlichter lieber das schwache Licht der Geschichte uns genügen, sollte es auch nur, statt des vollen Tags, eine zweifelhafte Dämmerung verbreiten.

Zweyter Abschnitt.

Bruchstücke aus der ältern Geschichte, Verfassungs- und Handelskunde von Indien.

Wenn die Ueberschrift dieses Abschnittes nur historische Bruchstücke verspricht, so entsteht natürlich die Frage: warum eine Nation, die sich eine weit zurückgehende Chronologie zu besitzen rühmt, dennoch keine fortlaufende Geschichte hat?

Seitdem die Alterthümer Indiens die Aufmerksamkeit der Britten erregten, ward diese auch sehr bald auf ihre Chronologie gerichtet. Die Verbindung zwischen der Geschichte und Zeitrechnung eines Volks ist nach unsern Begriffen zu eng, als daß die Forschungen über die eine von denen über die andre getrennt werden könnten. Die Hoffnung, durch die Chronologie eines so alten Volks neues Licht über die Geschichte überhaupt verbreiten zu können, kam hinzu; aber die Forscher fanden sich in ihren Hoffnungen gar sehr getäuscht. Gleich der erste derselben sah sich zu dem Bekenntniß genöthigt; die Chronologie der Inder fange mit einer solchen Unge-

Ungereimtheit an, daß dadurch ihr ganzes System über den Haufen geworfen werde [1]). Nicht günstiger urtheilt darüber sein Nachfolger Wilford; der ihr System der Chronologie für eben so ungereimt erklärt, als das ihrer Erdkunde [2]). Indeß mochte man mit Recht die Sache noch für unentschieden ansehn, so lange nicht Astronomen sich der Forschung unterzogen. Dieß that zuerst Davis [3]); nach ihm aber, unstreitig mit schärferer Critik, Bentley. Die Untersuchungen von beyden bezogen sich hauptsächlich auf das Werk, welches die Inder selber zugleich als die Grundlage ihrer Astronomie und Chronologie, und als eins ihrer ältesten Werke betrachteten; den Suria Siddanta; dessen spätern Ursprung aber Bentley dargethan hat. Eine Revision dieser sämmtlichen Forschungen aber ward von einem deutschen Gelehrten angestellt, dem Astronomische nicht weniger als antiquarische Kenntnisse zu Gebote standen [4]).

Für

1) Jones Works I., p. 295.

2) As. Res. V., p. 241.

3) As. Res. II., No. XV.

4) Schaubach über die Chronologie der Inder; in v. Zach Monathl. Correspondenz Febr. u. März 1812. Daß er den Aufsatz von Bentley im VIII. B. der As. Res. noch nicht benutzen konnte, ist schon oben S. 459. bemerkt.

Für die gegenwärtigen Untersuchungen kommt nur die Frage in Betrachtung; welchen Gewinn die Geschichte daraus gezogen hat oder ziehen kann? Wir möchten diesen Gewinn überhaupt mehr negativ als positiv nennen. Zuerst scheint es so gut wie erwiesen, daß das jetzige Chronologische System der Braminen kein so altes System sey, als sie selber es angeben wollten. Es findet sich nicht in jenen Werken, welchen nach den oben angegebenen Bestimmungen ein hohes Alter nicht abgesprochen werden kann; es ist so wenig aus den Vedas, als aus den großen Epopoeen geschöpft [5]. Auch die Nachrichten

5) Nach Bentley haben die Braminen gegenwärtig drey chronologische Systeme; das erste die Brama Calpa, vor 1300 Jahren von Brahma Gupta erfunden; das zweyte die Padma Calpa, vor 8 bis 900 Jahren von Dhara Padma; und das dritte in dem Surya Siddanta enthaltene, vor 7 bis 800 Jahren, von Varaba Mihira erfundene. As. Res. VIII., p. 199. Außer diesen führt Bentley noch aus einer astronomischen Schrift *Graha Munjari* zwey ältere Systeme an, die er mit einander in Uebereinstimmung zu bringen, und für die Geschichte benutzen zu können glaubt; p. 224 etc. In dem Versuche der Uebereinstimmung scheint mir viel Willkührliches zu seyn; man muß dieß bey ihm selbst nachsehen. Die Anwendung für die Geschichte beruht auf der Vergleichung der Puranas mit den Bestimmungen über die vier Zeitalter, nach dem ersten dieser beyden Systeme; nach dem die Satya Jug, oder das goldne Zeitalter begann 3164 v. Chr., die Treta Jug, oder das silberne 2204 v. Chr.; die Dwapar Jug, oder das

richten, welche die Griechen bey ihrer ersten Bekanntschaft mit den Indern hörten, deuten eben dahin. Zwar rühmten sie sich, die Folge ihrer Könige bis auf 6000 Jahre zurückführen zu können

das eherne 1484 v. Chr.; die Kali Jug, oder das irdene 1004 v. Chr., ganz im Widerspruche mit andern Systemen; wo der Anfang des letztern 3100 Jahre v. Chr. gesetzt wird. JONES Works I., p. 318. Das erste Zeitalter hat nichts historisches, als den Mythus von der Fluth. Das zweyte, oder silberne, enthält den Anfang des Indischen Reichs, die Dynastien der Sonnen- und Mondskinder. Die Puranas setzen in dasselbe den Brigu und seine Nachkommen Indra, Puru, Dakscha u. a. Ferner Vischwamitra, und seinen Vetter Parasu-Rama. In die Dwapar Jug, oder das eherne, fällt der Krieg der Coros und Pandos. In demselben lebte Vyasa, Causica, Misbyasringa und andre berühmte Rischis. Aber es frägt sich doch erstlich: auf welchem Grunde ruhet jenes System? Auf historischem? Wo sind die Quellen? Auf astronomischem? Nach Bentley selbst hatten die Inder vor Brama Gupta, im sechsten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung, keine wissenschaftliche Astronomie. p. 235. Und ferner: Hatten die Verfasser der Puranas jenes System vor Augen; und dürfen wir also die von ihnen erzählten Mythen nach demselben ordnen? Die Dichtung von den vier Weltaltern ist wahrscheinlich eine sehr alte Indische Dichtung; allein die Zeitmaaßen derselben, das Werk von Chronologen, sind von der Dichtung unabhängig. Uebrigens umfassen auch jene beyden Systeme Cyclen von Millionen Jahren; und nach den obigen Bemerkungen wird man schon deshalb wenig geneigt seyn, ihnen ein sehr hohes Alter beyzumessen. Aus dem vierten, oder eigentlich historischen, Zeitalter sind keine Begebenheiten angegeben; mithin kann für die Geschichte kein weiterer Gewinn daraus gezogen werden.

nen [6]); und bestätigten dadurch die Ansprüche, welche sie auch noch jetzt auf ein hohes Alter machen; allein von jenen ungeheuern Perioden, welche Millionen Jahre, und diese bey Tausenden umfassen, hören wir damals nichts. Es ist ferner höchst wahrscheinlich, daß bis auf die Zeiten der Aera des Vicramaditya die Inder keine fortlaufende Aera hatten, sondern nur nach Generationen, wie auch lange Zeit hindurch die Griechen, ihre Zeitbestimmungen machten. Denn nicht nur hören wir nichts von einer solchen frühern Aera; sondern den Griechen selber gaben sie ihre Zeitbestimmungen nach Generationen an [7]). Wird man aber ohne eine feste Aera eine geordnete geschichtliche Chronologie für möglich halten? Mag man also die chronologischen Cyklen der Inder für astronomische oder für poetische Cyklen, oder auch für beydes zusammen ansehen; die Geschichte kann daraus keinen weitern Gewinn ziehen, als daß sie es wagt, einige Mythen nach allgemeinen Zeitaltern zu ordnen. In ihr muß man sich begnügen, nur das Frühere und Spätere als solches zu unterscheiden; ohne die Zwischenräume

6) Arrhian. Op. p. 175. Von Dionysus bis auf Sandracottus seyen 6042 Jahre verflossen.

7) Arrhian. l. c.

abgesprochen werden kann,
ner Herkunft zu denen
Vermuthungen aufstellen,
entscheiden kann. Will n
Einem Hauptvolke ihre
müßte doch vorher entschie
lich der Abstammung nach
genauere Ansicht der Nati
Zweifel; und macht es vi
diese Einheit weit mehr ei
Gesetzgebung bewirkte politis
einheit sey. Die Casteneint
Nation so weit hinauf, wie
der Abstand der obern Cas
so groß, daß man fast not
schiedenheit der Stämme zur
behalte es mir vor, bey de
weshalb Abtheilung der Cas

Ursprunge eine Verschiedenheit der Stämme sey; ich beschränke mich hier blos auf die Beweise, welche die Verschiedenheit des Aeußern, besonders der Farbe, darbietet. Nach Niebuhr's Zeugniß [9]) haben die Casten der Braminen und der Banianen eine so helle Farbe, daß er sie ganz weiß nennt; weil sie, wie er hinzusetzt, von aller Vermischung mit Fremden sich ganz rein erhalten; da hingegen das gemeine Volk eine dunkle, oft der schwarzen sich nähernde, Farbe hat. — "Es ist merkwürdig, sagt ein Brittischer Beobachter [1]), daß dieselbe schöne Farbe, und dieselben Gesichtszüge die Caste der Braminen durch alle die verschiedenen Provinzen vom achten bis zum zwanzigsten Grade, und nach allen Nachrichten noch weiter, von den Völkern unterscheiden, die in beyden so verschieden sind; den Tamulen, Telingas, Canarins, Maratten, und Orias; den fünf Stämmen, welche die ursprüngliche Bevölkerung der Halbinsel gebildet zu haben scheinen; und noch jetzt durch ihre verschiedenen Sprachen wie durch ihre Gesichtszüge sich unterscheiden." Die weitere Untersuchung über die Indischen Casten wird die vielen andern Aehnlichkeiten, welche

9) Niebuhr's Reise I., S. 450.

1) Der Capitain Colin M'Kenzie in As. Res. VI., p. 426.

welche den drey obern Casten, der der Braminen, der in ihrer ursprünglichen Gestalt nicht mehr vorhandenen der Ketris oder Krieger, und der Bijasa oder Gewerbtreibenden, im Gegensatz gegen die niedern Casten der Sudras und ihren Abarten, eigen sind, darthun, und die Verschiedenheit der Abstammung auch durch andere Gründe bestätigen. Will man also mit Jones [2]) die Inder, gleich den andern Hauptvölkern Asiens, aus Iran ableiten, so kann man dieses doch nur von den höhern Casten behaupten. Allerdings ragen aber diese, besonders die der Braminen, die eigentlich nur noch von ihnen allein in ihrer alten Gestalt übrig zu seyn scheint, so vor den niedern hervor, daß man sie wohl als die eigentliche Nation betrachten kann. Und wenn gleich ihr Vaterland nicht mit historischer Gewißheit sich nachweisen läßt, so spricht doch Alles dafür, daß sie von Norden nach Süden sich verbreitete. In den Sagen von Caschmir werden die Braminen als die frühesten Einwanderer genannt [3]). In ihren ältesten Gedichten erscheinen nachmals die Gangesländer als die Hauptländer Indiens; sie sind der Sitz ihrer Helden; von da aus werden die Unternehmungen nach den südlichen

Thei-

2) Works I., p.129 sq.

3) Ayeen Acberi II., p.157.

Theilen, bis nach Ceylon hin, ausgeführt; und die oben beschriebene Kette von Heiligthümern über und unter der Erde, sämmtlich mit den Bildern ihrer Götter verziert, scheint gleichsam eine ewige Chronik ihrer allmähligen Verbreitung über jenen südlichen Theil zu seyn. Wie in Aegypten Alles von Süden nach Norden, so geht in Indien Alles in umgekehrter Richtung von Norden nach Süden.

Das zuverlässigste Factum in der ältesten Geschichte der Nation ist der Vorrang, oder wenn man es so nennen will die Herrschaft, welche die Braminen über die andern Zweige erhielten. Zwar war dieß keine unmittelbare Herrschaft, in dem Sinn, daß die Priester selber Könige gewesen wären. Die Rajahs gehörten ihnen nicht an; sondern waren, wie in Aegypten, aus der Caste der Krieger, oder auch aus besondern Geschlechtern; aber die Priester beschränkten die Fürsten, welche durch religiöse Gesetze gebunden waren; und ihnen mit einer Ehrfurcht begegneten, wie die Proben aus dem Ramajan es gezeigt haben. Verdankten die Braminen diesen Vorrang blos der Religion, oder hatten sie ihn durch die Gewalt der Waffen errungen? Wenn gleich die Religion ihre Macht befestigte, so haben sich doch in der Sage der Nation Nachrichten von einem gewaltsamen Kampfe erhalten, durch

den die Kriegercaste und ihre Rajahs in jene Abhängigkeit versetzt wurden. Der Sieg über sie wird als das Werk des Parasu-Rama, einer frühern Incarnation des Vischnu in einen Braminen, geschildert. Nachdem er über sie zwanzig Siege erfochten hatte, wollte er sie ganz ausrotten; als die Braminen selbst aus Mitleid sich ihrer annahmen; ihnen eine Zuflucht gewährten, und es sogar ihnen einräumten an demselben Tische mit ihnen zu speisen [4]). Sowohl der Mahabarat, als der Ramajan erwähnen diesen Kampf. In dem Mahabarat bildet die Erzählung desselben eine Episode [5]). In dem Ramajan bezieht sich darauf vieles in der merkwürdigen Erzählung des Streits zwischen Wischwa Mitra, dem Ketri-Rajah, ehe er noch durch seine Büßungen sich zum Haupt der Weisen erhoben hatte,

4) Polier I., p. 288.

5) Am Ende des fünften Buchs nach einer Uebersetzung des Hrn. D. Mitscherlich: Durdjohn spricht in einer Versammlung: und ich will Euch eine Begebenheit erzählen, die mit dieser übereinstimmt. In Malva war ein König Hergbes genannt; dessen Heer nur aus Ketris bestand; und zwischen diesem und dem König der Braminen brach ein Krieg aus. Die Ketri waren, so oft ein Treffen geliefert wurde, zahlreicher als die Braminen; und dennoch siegten diese. Zuletzt giengen die Ketri zu den Braminen und fragten: was ist die Ursache daß ihr uns jedesmal besiegt, obgleich wir zahlreicher sind? Die Braminen antworteten: (Hier hat die Handschrift eine Lücke.)

hatte, und dem Braminenfürsten Vuschishta; den sein Rath zum Widerstand auffordert, als jener die heilige Kuh, die Geberin des Ueberflusses, von ihm verlangt; und sie ihm mit Gewalt entreißt [6]).

Wenn es gleich unmöglich ist die Periode dieses Kampfs nach Jahren zu bestimmen, so ist doch gewiß, daß er in Zeiten gesetzt werden muß, die über die Entstehung aller jener heiligen Bücher, die oben erwähnt wurden, hinausgehen. Denn in diesen erscheint durchweg die Braminencaste bereits als die herrschende; gegen welche die Caste der Ketri daher in einem untergeordneten Verhältniß steht. Dasselbe deutet auch die Folge der Incarnationen des Vischnu an; denn die in den Parasu-Rama ist die sechste; und geht der voran, welche der Ramajan besingt. Auch wird sie von den Braminen schon in das zweyte Zeitalter hinaufgerückt. Allerdings kennen wir diese Geschichte auch nur als Dichtergeschichte; wenn wir uns aber für berechtigt halten, etwas Historisches dabey anzunehmen, so geschieht es, weil das nachmals in der Wirklichkeit bestehen-de

6) *Ramajan* p. 526 sq. "Die Macht der Ketri ist nicht grö-„ßer als die der Braminen. O Bramine! deine Macht „ist göttlichen Ursprungs, und weit größer als die eines „Ketri!"

de Verhältniß der beyden Casten sich dadurch auf-klärt.

Seitdem die Herrschaft der Braminen in Indien gegründet war, ist der Krieg der Coros und Pandos die Begebenheit, welche die Sage und die Poesie dieser Nation am meisten gefeyert hat. Er ward in dieser Hinsicht für sie dasselbe, was der Trojanische Krieg für die Griechen. So entsteht also die Frage: ob er bloße Erdichtung sey? oder ob etwas Historisches dabey zum Grunde liege? Freylich würden wir darauf mit mehr Bestimmtheit antworten können, wenn wir das Gedicht das ihn verewigt hat, wenn wir den Mahabarat besäßen. Es würde sich dann deutlicher zeigen, ob die Dichtung mit so vielen geographischen und historischen Zügen durchflochten sey, daß sie in wirklichen Begebenheiten ihren Grund haben müssen. Die Untersuchung darüber hängt aber mit der allgemeinern zusammen, um welche eigentlich die älteste Geschichte Indiens sich dreht: in wie fern in den Ganges-Ländern Ein Reich, oder auch mehrere, von uralten Zeiten her geblüht haben? Bey dem was sich darüber sagen läßt, werden die Leser aber nie den Gesichtspunct aus den Augen verlieren, der durch die obigen Erörterungen bereits festgestellt ward, daß hier von einer

Dichter-

Dichtergeschichte, d. i. einer Geschichte die nur durch Dichter auf uns gekommen ist, die Rede sey.

Die Indische Sage schildert uns zwar Indien, so wie die Aegyptische Aegypten, ursprünglich als Ein Reich; die ersten mythischen Könige daselbst werden Könige von Indien genannt, wie Menu und andere; aber die beyden neben einander regierenden Dynastien der Kinder der Sonne und des Mondes, die eine in Ujadhya, die andere in Pratischtana oder Vitora, deuten doch schon die Idee einer Trennung an [7]). Eine solche Mehrheit von Herrschern bleibt auch nachgehends das Gewöhnliche in der Indischen Mythologie; wenn auch zuweilen die Vorstellungsart zu herrschen scheint, daß Eines der Fürsten als Oberkönigs gedacht wird; gegen den die andern in einer Art von Lehnsverhältniß stehen. Dieß scheint aber in einem solchen Falle nur vorübergehend, und durch Gewalt erzwungen zu seyn [8]). Denn in dem Indischen Epos erscheint Indien gewöhnlich als ein politisch zertheiltes Land; in welchem mehrere kleine Reiche unter Herrschern stehen, die

7) Jones Works I., p. 296.

8) Polier I., p. 598 sq. in dem Mythos des Oberrajah Jeraschind.

die unabhängig von einander, und, wenn nicht an Macht, doch an Rang sich gleich sind.

Wenn wir aber Indien nennen, so ist dieß immer vorzugsweise von dem nördlichen Theile, dem eigentlichen Hindostan, besonders den Ganges-Ländern, im Gegensatz gegen Decan, den Süden, die südliche Halbinsel, zu verstehen. Unter der Benennung der Ganges-Länder begreifen wir das ganze Gebiet dieses Stroms, von seinem Austritt aus den Gebirgen, bis zu den Quellen seiner Nebenflüsse, vor allen des Jumna, Gangra, und Sonus. Könnte auch die Lage einzelner Städte hier zweifelhaft scheinen, so ist es doch unmöglich im Ganzen zu irren; da der Mythus vom Ganges und seinen Nebenflüssen, wie ihn der Ramajan enthält, dieß Local hinreichend bestimmt, und die Gesetze des Menu es noch genauer bezeichnen [9]). Hier liegen nach ihm die Länder Bramaverta, wo einst die Götter sich aufhielten, zwischen den heiligen Flüssen Saraswati und Dhrischadwati (Dewa und Ganges;) und Brahmarschi mit Curucshetra oder Indraput (Delhi;) Matsya, Canjacubja, (Canoge), und Surasena oder Mathura, wo Krischna erschien (in Bahar;) das Hauptland der Braminen; denn von den

9) *Ramajan* p. 272 sq. Man vergleiche damit Menu's Gesetze II., 17—23. und VII., 193.

den Braminen in Brahmarschi gebohren sollen Alle die heiligen Gebräuche lernen. An dieses stößt Mechyadesa oder das Mittelland, und Ariaverta, das sich bis zum Ost- und Westmeer erstreckt; bewohnt von würdigen Männern; denn nur in diesen Ländern, nicht aber in denen der Mlechas oder Barbaren, sollen die drey ersten Casten wohnen. In jenen Ganges-Ländern liegen die sämmtlichen Städte, welche das Indische Epos preiset. In dem Ramajan erscheint Ujadhya, in dem Lande Kuschula, wo Duscha-Rutha herrscht, als Hauptstadt [1]). Sie liegt an den Ufern des Flusses Suruja. Man kann nicht zweifeln daß dieses der Gangra oder Deva ist; der von N. O. kommend sich unweit Sirpur in den Ganges ergießt. In seinem obern Theile trägt er noch den Nahmen Surjew auf Rennel's Charte. Daraus ergiebt sich also auch, daß Ujadhya mit Recht für das jetzige Oude gehalten wird; wenn gleich die Grenzen des alten Reichs beschränkter gewesen zu seyn scheinen als die der neuern Landschaft; denn nur drey oder vier Tagereisen davon [2]) liegt die Stadt Mitila, in dem Reich Videha, der jetzigen Provinz Tirhut;

1) Man sehe die bereits oben S. 467. angeführte Beschreibung derselben; *Ramajan* p. 59 sq.

2) *Ramajan* p. 386. 390.

hut [3]); wo der König Junuka herrscht. Ujadhya wird aber in dem Ramajan als Hauptstadt eines der ältesten Staaten Indiens geschildert. Das Geschlechtsregister des Königs Duscha Rutha wird durch 42 Glieder bis zu Brama hinaufgeführt; dessen siebenter Abkömmling Ischwaku zuerst in Ujadhya herrschte; und von dem im 36sten Gliede Duscha Rutha stammte [4]). Dieß setzt also für das Reich von Ujadhya, schon damals wie Rama als Duscha Rutha's Sohn erschien, nach den gewöhnlichen Bestimmungen ein fast tausendjähriges Alter voraus. Junuka dagegen, der König von Mitila, führt sein Geschlechtsregister nur bis zum 22sten Gliede zurück. Wie viel oder wie wenig man auch auf jene Genealogien bauen mag, so ergiebt sich wenigstens so viel, daß das Reich von Ujadhya in der Indischen Sage, welche das Epos benutzte, als einer der ältesten Staaten gepriesen wird; und wir sagen nicht zu viel, wenn wir nach jenen Angaben den Ursprung desselben um anderthalb bis zwey tausend Jahre vor Christo hinaufrücken. — In einer sehr merkwürdigen Stelle dieses Gedichts werden die auswärtigen Rajahs genannt, welche Duscha Rutha zu seinem feyerlichen Opfer einladen ließ [5]). Es werden

3) *Ramajan* p. 104. Not.

4) *Ramajan* p. 395 sq.

5) *Ramajan* p. 105.

werden eingeladen der Beherrscher von Caschi (oder Benares;) die Rajahs von Magada (oder Bahar), von Sindhu, und Surashtra (Sind und Surate;) von Unga und Suvira, (worin man Ava und ein Gebiet an der Indisch-Persischen Grenze vermuthet;) und die Fürsten des Südens, oder von Decan. Sie werden als Freunde, zum Theil als Verwandte, keineswegs aber als Vasallen von Duscha Rurha geschildert. Mithin ist es gewiß, daß der Verfasser des ältesten Indischen Epos Indien als ein in mehrere unabhängige Staaten getheiltes Land betrachtete.

Dieselbige Vorstellungsart herrscht auch, so viel wir bisher urtheilen können, in dem Mahabarat. Das Reich der Pandos wird zwar als das Hauptreich Indiens geschildert; es umfaßt aber keineswegs ganz Indien nach den jetzigen Bestimmungen; sondern nur einen großen Theil der Ganges-länder; von den nördlichen Gebirgen bis Bengalen. Während der Theilung zwischen den beyden Linien, entsteht ein südliches und nördliches Reich; in diesem ist Delhi, oder Indraput [6]), der Sitz des

6) Aindraprest bey Polier I., p. 606. Es ist bereits oben bemerkt, daß Indra stets bey ihm Ainder geschrieben wird. Ist auch der Nahme Delbi erst später entstanden, so wird doch die Gründung der Stadt, die dem Rajah Bhagivut zuge-

des Königs Judisthier, des Haupts der Pandos; in jenem Hastnapur, die Residenz von Durdjohn, dem Chef der Coros, die Hauptstadt; die es auch für das ganze Reich bleibt, da die Theilung nicht besteht; und der Kampf sich durch Krischna's Hülfe für das Haus der Pandos entscheidet. Dadurch ward also freylich das Reich der Pandos [7]) das Hauptreich in Indien; aber darum keineswegs das einzige. Auch der Mahabarat erwähnt anderer Rajahs; wie des von Canoge [8]), des Rajah von Mando-

zugeschrieben wird, schon in die mythologischen Zeiten hinaufgerückt, Polier II., p. 263., und sie wird als glänzende Stadt beschrieben. I., p. 606.

7) Bekanntlich findet sich in der Römischen Periode in Indien bey Ptolemaeus u. a. ein Reich des Pandions, das an den Nahmen der Pandos erinnert. Der Mythus von ihnen scheint allerdings den Griechen bekannt gewesen zu seyn; wahrscheinlich ist die Sage von der Pandaea, der Tochter des Indischen Herkules, der Stammmutter der dortigen Könige, Arrhian. Op. p. 174., daraus abgeleitet. Auch mag der Nahme Pandion davon herkommen; nur hüthe man sich, das spätere Reich des Pandion, das auf dem Südende von Malabar lag, geographisch mit dem alten Reich der Pandos zu verwechseln. Der Nahme Pandion ward Titel, der vermuthlich die Abstammung von den Pandos, so wie Porus den aus dem Hause der Puru, bezeichnet; und daher, so wie dieser, wie schon Mannert, Geographie V., S. 120. 126. 211. durch Beyspiele gezeigt hat, von mehreren Fürsten geführt.

8) Polier I., p. 519.

Mandota [9]), u. a., die wir nicht vollständig kennen, bis wir den Mahabarat selber besitzen. Dabey scheint jedoch das Historische sich nur auf die Gangesländer zu beschränken. Schon Decan ist das Fabelland. Hier wohnt das zahlreiche Volk der Affen, unter seinen Königen und Heerführern; hier der Beherrscher der Bären; wie der Fürst der Rackschusas auf der Wunderinsel Lanka. Die Gebirgländer, scheint es, blieben die Fabelländer; die Ghauts nicht weniger, als die nördlichen Schneegebirge.

Das so eben erwähnte Canoge soll sich, nach dem Mahabarat, gehoben haben als Ajudhya sank. Etwa 1500 Jahre lang war Ajudhya der Sitz der Könige gewesen, als Einer derselben aus dem Stamm der Surajas, oder der Sonnenkinder, Canoge erbaute, und, indem er den Sitz dahin verlegte, sie zur Hauptstadt des Reichs erhob. Dieß geschah um die Zeit, als der einfache Dienst des Brama in den Dienst anderer Götter und Helden ausartete; die in den Künsten oder im Kriege berühmt geworden waren. Tempel und Bildsäulen wurden errichtet; die Eitelkeit der Fürsten und der Aberglauben des Volks zierte Canoge mit prächtigen Gebäu-

9) Polier I., p. 546.

Gebäuden [1]); und die noch jetzt vorhandenen Ruinen der Stadt geben die Beweise, daß sie einst die Hauptstadt eines bedeutenden Reichs war. Sie scheint dieß einen langen Zeitraum hindurch geblieben zu seyn; noch im 6ten Jahrhundert unserer Zeitrechnung soll sie 30000 Schoppen enthalten haben, wo man Betelnüsse verkaufte; und erst im Jahr 1018 bey den verwüstenden Einfällen der Gasnaviden erlag sie ihrem Schicksal [2]).

Unter den Ganges-Staaten scheint allerdings das Reich von Magada neben dem von Oude eins der ältesten gewesen zu seyn. Es ist nach allen Anzeigen das jetzige Bahar [3]), besonders der südliche Theil desselben. Es ward nach dem Ramajan bewässert von dem Fluß Sumagody, der nach

1) Ich wiederhole diese Nachrichten aus MAURICE History of Hindustan I., p. 56., weil er sie aus dem Mahabarat entlehnt haben will. Er setzt den Ursprung von Canoge erst um 1000 v. Chr. Aber schon der Ramajan erwähnt Canoge, (wofern, wie die Herausgeber sagen, es unter dem Nahmen Kanya-Kubja zu verstehen ist;) und hat über seinen Ursprung einen andern Mythus. *Ramajan* p. 230. Es kann aber seyn, daß die Verlegung der Residenz dahin als eine zweyte Erbauung angesehen ward; weil der Glanz der Stadt damit beginnt; und so haben beyde Recht.

2) RENNEL Memoir p. 54. zweyte Ausgabe. Nach ihm ward sie vor mehr als 1000 Jahre vor Chr. erbaut.

3) As. Res. I., p. 304. V., p. 263.

nach Osten fließt [4]). Seine Hauptstadt Hastnapur [5]), der gewöhnliche Sitz der Könige, ist die berühmteste in Indiens mythologischer Geschichte. In dem Ramajan wird es als gleichzeitig mit dem Reiche von Oude genannt [6]); und in den Puranas ist so oft von demselben die Rede, daß die Reihe seiner Könige daraus gesammlet und geordnet werden konnte [7]). Es nimmt also allerdings in der Indischen Dichtergeschichte den ersten Platz ein; und welche Einwendungen auch, wie bereits oben gezeigt, die

4) *Ramajan* p. 225. Vermuthlich der Sonus.

5) Polier I. p. 539.

6) *Ramajan* p. 105.

7) Ein anderes Verzeichniß alt-Indischer Könige, mit Beysetzung ihrer Regierungsjahre, aber ohne Bestimmung des Orts wo sie herrschten, s. in Anquetil Duperron Recherches; und daraus in Tiefenthaler's Beschr. von Hindost. B II., S. 32 fg. Es ist aus einer neuern Persischen Schrift *Tedzekerat Assalatin* genommen, deren Verfasser es aus Sanscrit-Büchern geschöpft habe. Aus welchen? wird nicht gesagt; es ist aber kein Zweifel, daß der Anfang, der das Geschlecht der Pandos enthält, aus dem Mahabarat, die Fortsetzung aber vermuthlich aus mehreren Puranas geschöpft sey; aber aus andern wie in dem Verzeichniß von Jones; die sehr entstellten Nahmen kommen nicht überein. Es beginnt mit Bhart (Barat oder Berut, Stammvater der Pandos und Coros,) umfaßt in eilf Dynastien 136 Könige; und geht von 3100 v. Chr. bis 1192 n. Chr. Außer den Nahmen ist aber fast Nichts angeführt.

die Critik gegen die Geschichte desselben im Einzelnen machen kann, so ist sie doch keineswegs berechtigt, das Daseyn eines solchen Reichs in einem hohen Alterthum zu leugnen; wenn sie nicht überhaupt das Alterthum der Indischen Nation als eines policirten Volks verwerfen will. Nach den Angaben, welche von Jones aus den Puranas mitgetheilt sind [8]), haben in Magada 81 Könige, deren Nahmen von ihm angeführt werden, regiert. Die ersten zwanzig ohne alle chronologischen Bestimmungen. Die folgenden, aus 5 verschiedenen Dynastien, deren erste, mit dem König Pradiota anfangend, und dem König Nanda endend, 16 Nahmen enthält, von dem Jahre 2100 bis 1502 v. Chr. Die zweyte die der Muneya, 10 Könige enthaltend, bis 1365 v. Chr. Die dritte, die der Sunga, gleichfalls von 10 Nahmen bis 1253. Die vierte, die der Canna, von 4 Königen bis 908. Die fünfte der Andrah, von 21 Königen bis 456 v. Chr., seit welchem Jahre, 400 Jahre vor dem Anfange der Aera des Vicramaditya, man nach der Aussage der Pandits kein unabhängiges Reich von Magada weiter kennt [9]). In eben dem Zeitraum also, wo auch Aegypten noch mehrere Staaten enthielt, die jedoch seit der Vertreibung der Hyksos oder

8) Jones Works I., p. 304. As. Res. II., Nro. VI.

9) Jones Works I., p. 308.

oder Hirtenkönige unter den Beherrschern von Memphis zu Einem Reich vereinigt wurden, scheint auch in Indien ein ähnlicher Zustand gewesen zu seyn. So wenig wir aber in Aegypten die Schicksale, oder den Wechsel der einzelnen Staaten anzugeben im Stande sind, so wenig, oder noch weniger, können wir dieses in Indien; da, außer einigen nackten Nahmenverzeichnissen, uns keine Quellen weiter zugänglich sind. Daß aber in den Gangesländern in dem erwähnten Zeitraum schon lange Indische Reiche blühten, ist streng historische Wahrheit; wie man aus dem Berichte der Begleiter Alexander's und seiner Nachfolger sieht. Nicht nur bietet das westliche Hindostan, wie schon in der Untersuchung über das Persische Indien gezeigt ist, uns wieder den Anblick mehrerer kleinen Staaten dar; sondern das Hauptreich der Prasii, mit seiner Hauptstadt Palibothra, erscheint an den Ufern des Ganges. Wir treten also hier aus dem Gebiet der Dichtersagen in das Gebiet der critischen Geschichte; aber gewiß sind wir doch auch berechtigt, aus dem damaligen Zustande, zumal wenn wir hören daß eine lange Periode der Ruhe vorhergegangen sey, auf die zunächst verflossenen Zeitalter zurückzuschließen. Wenn nun damals Alles uns den Anblick einer civilisirten Nation, und einer Cultur darbietet, die unmöglich von gestern seyn konnte; haben wir dann

nicht hinreichenden Grund in den einheimischen Sagen der Nation einen Fond von Wahrheit, wenn darum auch keine critische Geschichte, zu sehen?

Nach dem aber was die Inder selbst den Griechen berichteten, war seit dem Zuge des Dionysus bis auf Alexander herunter, Indien von keinem auswärtigen Feinde angegriffen; auch hatten sie mit keinem fremden Volke Kriege geführt [1]).

Da

1) Bey dem was die ersten Griechen, die sich in Indien aufhielten, von Indischen Mythen erzählen, muß man immer sehr mißtrauisch seyn. Allerdings scheinen, wie ich schon oben bemerkte, (und wie konnte dieß auch wohl anders seyn?) einige der Mythen aus den großen epischen Gedichten ihnen zu Ohren gekommen zu seyn. Aber, der Sprache unkundig, sahen und hörten sie alles als Griechen, und gräcisirten es. Dahin gehören auch höchst wahrscheinlich die Mythen, von den Zügen des Dionysus und des Hercules nach Indien, die sich am natürlichsten durch die Incarnationen des Rama und Krischna, und ihre Thaten, welche die beyden großen Heldengedichte besingen, erklären. Man kann nicht zweifeln daß unter beyden würklich Indische Gottheiten verstanden werden; denn sie werden nicht nur überhaupt als Gegenstände des Cultus geschildert; sondern auch die Plätze und Gegenden unterschieden, wo der Dienst des Einen und des Andern zu Hause war; man sehe Arrhian. Op. p. 174., und Strabo XV., p. 489., nach dem die Bergbewohner den Hercules, die in den Ebenen mehr den Dionysus verehrten. Man könnte hieraus auf eine Secte des Einen und des Andern zurückschließen; und an Schiwa und Wischnu denken. Für die eine und für die andere Deutung

ließen

Da diese Nachricht von Megasthenes herstammt [2]), der sie zu Palibothra hörte, so ist dieß immer vorzugsweise von den Gangesländern, nicht von den Grenzprovinzen der Inder, zu verstehen, welche sich die Perser unterworfen hatten. Wie weit man nun auch jenen Zeitpunct zurückschieben will, so ist so viel klar, daß einen langen Zeitraum hindurch, vor Alexander's Zuge, die Nation frey von auswärtiger Herrschaft, und sich selbst überlassen, ungestört von fremdem Einfluß sich habe entwickeln können. Gewiß kein unwichtiger Umstand, wenn von den Fortschritten ihrer frühern Cultur und Litteratur die Rede ist!

Die genaue Bestimmung der Lage der Hauptstadt Palibothra hat zwar Schwierigkeiten, welche hauptsächlich aus der Bestimmung des Flusses Erannoboas hervorgehen, an dem sie lag; nach den Untersuchungen indeß von Rennel [3]) und Mannert

ließen sich auch Beweise finden; die besonnene Critik will aber nicht jedes Einzelne deuten; und das Hauptresultat, daß der Indische Dionysus und Hercules aus dem mißverstandenen Indischen Epos herstammen, bleibt in beyden Fällen dasselbe. Man vergleiche Maurice Hist. of Hindostan II., p. 119. 153.

2) Arrhian. Op. p. 171.

3) Rennel Memoir p. 50 sq. zweyte Ausgabe. Er hatte früher-

nert [4]) scheint es wohl kaum zweifelhaft, daß jener Fluß der Sonus sey; und die Stadt, da sie bey dem Einflusse desselben in den Ganges erbaut war, in oder bey dem jetzigen Patna zu suchen sey; wo selbst ihr Nahme noch in dem Orte Patel-puther lebt; wenn gleich eine andere Meinung, die den Erannoboas für den Fluß Cusa hält, sie weiter östlich unweit Boglipur hat versetzen wollen [5]). Würde nun gleich das Reich der Prasier als das mächtigste von allen dem Macedonischen Eroberer geschildert; so konnte es doch schwerlich mehr als einen Theil der Gangesländer umfassen. Es reichte westlich bis über den Zusammenfluß des Jumna und Ganges, wo in der Nähe des jetzigen Allahabad das alte Matura, (bey Arrhian Methora genannt [6]),) in der classischen Gegend wo Krischna erschien und seine Jugend verlebte, sich fand. Nach

S. O.

früherhin Canoge für Palibothra gehalten; überzeugte sich aber an Ort und Stelle vom Gegentheil. Er zeigt, daß der Sonus seinen Lauf verändert, und einst hier seine Mündung gehabt habe.

4) Mannert Geogr. V., S. 100.

5) Wilford As. Res. V., p. 272.

6) Arrhian. p. 174. in dem Lande der Surasenі. Man wird dieß alte Matura oder Madura nicht mit dem neuen Madurah auf Coromandel verwechseln. Die Nahmen Surasene und Matura kennt auch Menu II., 19.

S. O. wird schon das Land der Gangariden, im eigentlichen Bengalen, am Unterganges, als unter einem eigenen Rajah stehend, davon getrennt; wenn dieser nicht vielleicht tributairer Vasall des Mächtigern war [7]). Wenn das alte Reich von Magada nach den Berichten der Inder um 456 v. Chr. verschwand [8]), so muß man vermuthen, daß das Reich der Prasier, vielleicht nach einiger Zwischenzeit, aus seinen Trümmern hervorgegangen sey. Denn es umfaßte gleichfalls Bahar, und einige der daran grenzenden Provinzen. Da jedoch Alexander selbst an den Ufern des Hyphasis, weit gefehlt seine Grenzen schon erreicht zu haben, nur ungewisse Sagen von demselben hörte; so ergiebt sich von selbst, daß diese Grenzen nach Westen zu sich damals nicht sehr weit ausdehnen konnten.

Nach Alexander's Abzuge stand ein Eroberer in Indien auf, der unter dem Nahmen Sandracottus den Griechen bekannt ward. Er war von niederer Herkunft, und hatte noch als junger Mensch Alexander'n gesehen [9]). Er war der Urheber und Lenker

7) Plin. VI., 22.

8) Jones Works I., p. 308.

9) Plutarch. Op. I., p. 700.

Lenker des Aufstandes gewesen, durch welchen nach des Macedoniers Abzuge die Inder das fremde Joch abgeworfen, und die Statthalter Alexander's getödtet hatten [1]). So kam er, in den westlichen Provinzen, als Wiederhersteller der Freyheit an die Spitze seines Volks, ward selber nun Eroberer, und stürzte die in Palibothra herrschende Dynastie, wo um diese Zeit ein schwacher und verhaßter König herrschte. Wenn gleich also auch seine Herrschaft über einen Theil des jetzigen Pànjab sich ausdehnte, so blieb doch der Hauptsitz seines Reichs in den Gangesländern; die er auch in dem Vergleich mit Seleucus Nicator behielt; und Gesandte dieses Königs an seinem Hofe zu Palibothra oder auch Canoge, sah [2]). Es ist bereits oben bemerkt [3]), daß die Vergleichung des Sandracottus mit dem Chandra Gupta in den Indischen Königsreihen nur auf der Aehnlichkeit des Nahmens beruht. Chandra Gupta erscheint nicht als Mann von niederer Herkunft, sondern als Sohn des Königs Nanda; nach dessen Tode er sich des Throns bemäch-

1) Justin. XV., 4.

2) Maurice Hist. of Hind. I., p. 58. Es scheint daß Palibothra und Canoge beyde als Hauptstädte in dem Reich der Prasii betrachtet werden; etwa wie Agra und Delhi bey den Groß-Mogols. Nach Maurice hatte Sandracottus Canoge wieder herstellen lassen.

3) S. oben S. 457.

bemächtigte [4]). Er erscheint nicht als Feind der Yavans (unter welchen man die Griechen oder Macedonier verstehen will;) sondern vielmehr als ihr Freund und Verbündeter. Daß übrigens seine Geschichte aus Dichtern geschöpft, und in diesem Sinne eine Dichtergeschichte sey, habe ich bereits oben bemerkt.

Nach Sandracottus sinkt die Geschichte seines Reichs wieder ins Dunkel zurück. Etwa 200 Jahre nach ihm herrschte in eben diesen Ländern Vicramaditya; dessen glänzende Regierung schon mehrmals erwähnt worden ist. Noch besitzen wir aber keinen Auszug von dem was in den Puranas über ihn enthalten ist; einzelne hie und da zerstreute Nachrichten sind Alles, was wir haben. Er heißt der Beherrscher von ganz Indien [5]); ohne Zweifel

4) Man vergleiche die Nachricht über Chandra Gupta bey Wilford As. Res. V., p. 264 sq. In dem Königsverzeichnisse bey Jones, Works I., p. 306., erschien Nanda 1602 und Chandra Gupta 1502 v. Chr.; also der letztere 1200 Jahre vor Sandracottus! Will man sagen das sey ein anderer Chandra Gupta? Aber wie kommt es denn daß sein Vorgänger auch Nanda heißt? — Ist es noch weiter nöthig die Leser mißtrauisch gegen diejenigen zu machen, die es unternehmen in eine Dichtergeschichte feste Zeitbestimmungen zu bringen?

5) Polier I., p. 104.

Zweifel in dem Sinne, daß er viele der kleinern Rajahs in Abhängigkeit von sich gesetzt hatte. Sein Hauptreich war in den Gangesländern, zu beyden Seiten des Flusses. Seine Residenz scheint Palibothra, abwechselnd mit Canoge, gewesen zu seyn; er beherrschte Benares, wo er die oben erwähnte Versammlung der Braminen hielt; er beschloß die in der alten Geschichte der Nation so berühmte, aber damals ganz verschwundene, Stadt Ujadhya wieder aufzubauen, und führte es aus [6]). Seine Herrschaft gieng nördlich bis Caschmir hinauf, dessen Vorsteher nach dem Ausgange des dort herrschenden Hauses sich ihm freywillig unterwarfen, und wohin er einen Rajah setzte [7]). Nicht weniger hatte er einige Zeit seine Herrschaft auch über das nördliche Decan, bis nach Tagara hin ausgebreitet; aber die dortigen Rajahs lehnten sich gegen ihn auf, und schlugen ihn [8]). Aus diesem erhellt, in wie fern Vicramaditya der Beherrscher Indiens heißt; und sein Hof, einer der glänzendsten, zugleich der Sammelplatz der Dichter und Gelehrten seiner Zeit seyn konnte.

Wenn

6) Polier I., p. 185.

7) Ayeen Acberi II., p. 161.

8) Wilford in As. Res. I., p. 374.

Wenn aus diesem Allen hervorgeht, daß die Gangesländer schon seit einer langen Reihe von Jahrhunderten, wahrscheinlich schon seit ein Paar Jahrtausenden vor Christo, die Sitze bedeutender Reiche und glänzender Städte waren, so sind dagegen die Schicksale der dießeitigen Halbinsel in ein tiefes Dunkel gehüllt. Sie erscheint, wie ich schon oben bemerkte, selbst in den epischen Gedichten noch als Fabelland. Und doch ist es gerade hier, wo jene Denkmähler, unter und über der Erde, die unvergänglichen Zeugen der Verbreitung eben jener Caste sind, welche in dem schon erklärten Sinn als die herrschende Caste in den Gangesländern erscheint; und mit den beyden andern höhern Casten auch dort eigentlich nur, wie oben gezeigt, nach Menu's Gesetzen ihre Wohnsitze haben sollte. Wenn das Dunkel der Jahrhunderte, das über den Ursprung jener Anlagen ruht, es uns nur erlaubt Vermuthungen über ihn zu wagen; — welche Vermuthung kann natürlicher seyn, als daß jene Anlagen aus den Zeiten herstammen, wo die Caste der Braminen, seit der Besiegung der Kriegercaste ihre Herrschaft zunächst auf Religion stützend, dieselbe durch Niederlassungen von den Gangesländern her, auch in den südlichen Provinzen zu gründen suchten? Und worin konnten diese Niederlassungen anders bestehen als in Heiligthümern? In Heiligthü-

mern;

mern, welche, wie ihre Einrichtung und Beschaffenheit es deutlich zeigen, zugleich die Wohnsitze der Gottheiten und ihrer Priester waren? Warum man es vorzog, diese hier lieber unter als über der Erde anzulegen, erklärt die Beschaffenheit des Himmelsstrichs und des Locals zur Genüge; wo dieses solche Anlagen sehr erleichterte, zumal wenn vielleicht schon die Natur durch Hölen dazu vorgearbeitet hatte; und jener dem Aufenthalt in denselben seine Reize gab. Es erklärt sich dann leicht, wie die ältesten dieser Niederlassungen, wie zu Elephante und Salsette, auf Inseln gleich neben der Küste gegründet wurden, wo die größere Sicherheit vor den Angriffen der rohen Ureinwohner sich fand. Es erklärt sich die allmählige Erweiterung, und die sorgfältige Ausschmückung derselben, wenn sie zugleich als die Mittelpuncte der Herrschaft betrachtet werden, die man durch alle die Mittel, welche die Religion durch Orakel, Wallfahrten und Feste, darbietet, zu gründen und zu befestigen suchte. Wie vollends wenn zwischen mehreren solcher Anlagen ein Wetteifer entstand; wenn die eine die andere zu übertreffen suchte, weil ihr Ansehn, weil ihr Vortheil dabey im Spiel war; vor allen wenn die Eifersucht der Secten der Sporn ward; wenn vielleicht die Verehrer des Budda denen des Schiva oder Vischnu, die endlich jene ersten aus der Halbinsel

verdräng-

verdrängten, den Rang abzulaufen suchten? So konnte und mußte die Kunst sich allmählich vervollkommnen; so konnte man bey wachsender Sicherheit auch auf der Küste des festen Landes, und endlich in der Mitte desselben die größten und bewundernswürdigsten jener Heiligthümer zu Ellore anlegen. Wie man dann allmählig weiter, zu Felsenanlagen über der Erde, und zu Gebäuden fortschritt, und wie in diesen sich wieder die Baukunst vervollkommnete, ist oben aus der Beschreibung der Monumente gezeigt; und damit, wie ich glaube, zugleich ein besserer Beweis für die langen Zeiträume, die dieß Alles erforderte, und für das hohe Alter der Nation geführt, als sich durch zusammengestoppelte Königsreihen aus Dichtern in bestimmten Zeitangaben führen läßt; wenn gleich allerdings die Uebereinstimmung der Dichtersagen mit den Monumenten im Ganzen, ein großer Beweis ist. Auch die Denkmähler haben ihre Sprache! Ist sie kurz und einsylbig, so ist sie dafür auch unwiderleglich, in den Augen derer welche sie und die Nationen verstehen, welche sie errichteten. Die Natur von Priesterstaaten wird erst in den Untersuchungen über Aegypten, welches uns ähnliche Erscheinungen zeigen wird, in ihr volles Licht treten. Die Indische Religion war mehr wie jede andere dazu geeignet und darauf berechnet, das Volk an Heiligthümer zu knüpfen;

sen; indem sie Wallfahrten zu ihnen vorschreibt, und an diese die Hoffnung gegenwärtigen und zukünftigen Glücks heftet. Noch jetzt, wo seit Jahrhunderten fremder Druck auf der Nation lastet, finden Tausende von Pilgrimmen Zeit und Mittel zu den heiligen Plätzen und Tempeln zu gelangen; und sie durch ihre Freygebigkeit zu erhalten und selbst zu bereichern. Wie mag es in jenen glücklichern Zeiten gewesen seyn, als weder der Fanatismus der Muselmänner, noch die Gewinnsucht der Europäer, jene Freyheit und jene Mittel beschränkten! Gehen wir von diesem Gesichtspunkt aus, erinnern wir uns zugleich, welche mannigfaltigen Genüsse durch Handel und Verkehr jener Zusammenfluß der Fremden darbietet, so bevölkern sie sich wieder gleichsam vor unsern Augen, jene Grotten und Hallen, die jetzt die Sitze schauerlicher Einsamkeit, oder reissender Thiere sind. Wie sehr solche Braminenniederlassungen aber im Geist dieser Caste sind, zeigen die Braminenstädte, die Alexander im nördlichen Indien fand [9]). Und ist die heilige Stadt Benares nicht noch jetzt für die Gangesländer, was einst, wenn nicht alle Analogie uns trügt, Ellore und Deoghur für Decan waren?

Erst

9) S. oben B. I., S. 398.

Erst in der Römischen Periode, im ersten und zweyten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, seitdem von Aegypten aus eine regelmäßige Schifffahrt dahin getrieben wurde, tritt die Halbinsel Indiens, selbst unter ihrem Nahmen Decan [1]), bey dem Verfasser der Schiffreise des rothen Meers, und bey Ptolemäus mehr aus dem Dunkel hervor; von deren Nachrichten jedoch für frühere Zeiträume nur in so weit als sie von diesen sprechen, Gebrauch gemacht werden darf. Decan erscheint damals fast eben so wie funfzehn Jahrhunderte später bey der Portugiesischen Entdeckung; als ein unter mehreren Rajahs getheiltes Land, deren Sitze zum Theil dieselben Städte waren, die es noch gegenwärtig sind. Dieß war der Fall mit Ozene [2]), dessen Nahme sich in Uzen oder Ougein erhalten hat, und welches, wie wir vorher bemerkten, der mächtige Vicramaditya sich auf einige Zeit unterwarf; jetzt der Sitz des Scindiah, eines der mächtigsten Mahratten-Rajahs. Aber noch wichtiger als dieses ist Tagara; ohne

1) Arrhian. in Peripl. mar. Erythr. in Geogr. min. I., p. 29. Nach dem Ayeen Acberi II., p. 546. sind außer Benares noch jetzt Ozene, Oude, Mahtra und Maya heilige Plätze vom ersten Rang; zu denen zahlreiche Wallfahrten geschehen.

2) Arrhian. l. c. p. 27. Es war nach dem Verfasser die alte Königsstadt; damals war die Residenz der Rajahs nach Minnagara verlegt.

ohne Zweifel das oben erwähnte Deoghur, gleich neben dem berühmten Ellore [3]). Nach dem Bericht des Verfassers des Periplus [4]) war es die große Hauptstadt des Gebiets Ariaca, welches den größten Theil des spätern Subahs Aurungabad, und den südlichen Theil von Concan, umfaßte; dessen nördlicher Theil, mit den Inseln Salsette, Bombay, Elephante, dem Rajah von [illegible] unterworfen war. Ward gleich auf einige Zeit die Residenz von Tagara nach Pattan verlegt, so ward dieses doch wieder verändert und mit einer kurzen Unterbrechung war Tagara bis [illegible] Mahomedanischen Eroberung im Jahr [illegible] tausend Jahre hindurch, eine der Haupt[illegible]ndiens gewesen. Wir werden bald unten zeigen, daß es auch zu gleicher Zeit ein Hauptplatz des innern Handelsverkehrs war.

Wenn es gleich die höchste Wahrscheinlichkeit haben muß, daß der Zustand der Halbinsel und ihrer Küste schon lange in so fern im Ganzen derselbe war, wie ihn der Periplus uns schildert, daß stets sich hier mehrere kleinere Reiche fanden, so könnte es doch voreilig scheinen, von der Schilderung

3) Man vergleiche über Tagara die Abhandlung von Wilford As. Res. I., p. 369.

4) Arrian. l. c. p. 29.

derung, die uns hier gegeben wird, auch im Einzelnen auf die verflossene Zeit zurückzuschließen, da in dieser Rücksicht allerdings hier Veränderungen vorgegangen seyn können; um so mehr da die, seit der Römischen Eroberung Aegyptens so lebhaft gewordene, Handelsverbindung dergleichen an der Küste fast nothwendig hervorgebracht haben muß. Gar sehr ist es zu bedauern, daß der Verfasser jener Schiffsreise die Küste Coromandel nicht so wie die westliche Küste selber besucht hat; sonst würden wir über die Wunderstadt Mavalipuram bessere Aufschlüsse haben; von der wir jetzt wenig mehr, als nur ihr Daseyn aus ihren Trümmern wissen. Wenn aber, nach den obigen Bemerkungen, auch ihr Alter schon in eine frühe Zeit zurückgesetzt werden muß [5]), so werden wir sie wenigstens als einen Beweis ansehen können, daß auch dieser Theil der Halbinsel Priesterstaaten enthielt, die, denen in den andern Theilen derselben ähnlich, unter Rajahs standen, die ein nicht unbedeutendes Gebiet beherrschten.

Wenn indeß der Umfang und die Schicksale jener ältesten Staaten Indiens in Dunkel gehüllt sind, so verbreitet sich dagegen ein etwas helleres Licht

5) S. oben S. 354.

sicht über ihre Verfassung. Der Ramajan und die Gesetze des Menu sind die Quellen, aus denen wir hier schöpfen können. Wie man auch über den Dichterwerth des erstern urtheilen mag, so ist er doch für den Forscher der Geschichte der Menschheit ein kostbares Geschenk. Er versetzt uns in eine, in jeder Rücksicht uns fremde, Welt; er lehrt sie uns kennen, so wie Homer uns die seinige kennen lehrt. Nicht blos die Formen der Verfassung, was um vieles lehrreicher ist der ganze Geist von Priesterstaaten, entfaltet sich vor unserm Blick. Jene, unserm Zeitalter so fremdartige, Erscheinung, das Uebergewicht der geistlichen Macht über die weltliche, zeigte sich hier in seiner ganzen Stärke; aber ohne die gehässigen Farben, welche wir nach dem Kreise unserer Erfahrungen oder Erinnerungen ihr zu leihen gewohnt sind. Das Epos verschmilzt sich gleichsam mit der Idylle; aber mit der religiösen Idylle. Nicht blos die Könige, selbst die Göttersöhne, blicken mit Ehrfurcht zu den heiligen Männern hinauf, die, berühmt durch ihre Büßungen, selbst den Devas den Rang streitig machen konnten. Glücklich preisen sich die Fürsten an deren Höfen sie erscheinen; und in dem Ideal des Fürsten ist stets das Bild des Herrschers und des Helden mit dem des Heiligen verschmolzen. Man vergleiche nur das, welches uns der Ramajan von

dem

dem Beherrscher von Ujadhya, von Duscha Rutha entwirft. "Duscha Rutha, der Abkömmling von „Ischwaku, vollkommen belesen in den Vedas und „Vedangas; von großer Geschicklichkeit; geliebt von „seinem Volk; ein großer Wagenlenker; unermüdet „in Opfern; hervorragend in heiligen Gebräuchen; „ein königlicher Weiser fast einem Rischi gleich; „berühmt durch die drey Welten; triumphirend „über seine Feinde; Beobachter der Gerechtigkeit; „Herr seiner Begierden; an Pracht gleich dem Schu„kra; Beschützer seiner Unterthanen gleich Menu, „dem ersten der Herrscher 6)." Die Charaktere der Nationen spiegeln sich vielleicht am hellsten in den Idealen, die sie von ihren Beherrschern aufstellen; auch Indien hatte das seinige; und es war nicht das schlechteste!

Die Formen der Verfassung lassen sich, wie ich glaube, am besten nach Menu's Gesetzbuch beurtheilen. Wie man auch immer über sein Alter in seiner jetzigen Gestalt denken mag, so enthält es doch die Sammlung der ältesten Einrichtungen und Gesetze für das öffentliche und das Privatrecht; mochten sie nun dem Herkommen oder der schriftlichen

6) *Ramajan* p. 64.

chen Meinung ihre Sanction verdanken. Diese Gesetzgebung bezieht sich nicht auf einzelne Staaten Indiens; da sie Menu, dem ersten Beherrscher dieser Landes, beygelegt wird, so wird auch das Ganze damit als Ein Reich angesehen. Ob alle Verfügungen derselben in allen einzelnen Staaten genau in Ausübung gesetzt waren, mag man bezweifeln; aber daß die Grundverfassung und also die Grundgesetze allgemein waren, geht wiederum aus dem Epos der Ramajen klar hervor. So weit die Herrschaft der Braminencaste reichte, war auch im Ganzen dieselbe Ordnung der Dinge. So dürfen wir nicht anstehen, diese Untersuchung auf Menu's Gesetzbuch zu gründen.

Die Grundlage der ganzen Verfassung ist die Casteneintheilung. In den Gesetzen des Menu erscheint diese bereits als vollkommen ausgebildet; so schildert sie uns auch das Indische Epos. Wir können also in der Darstellung derselben schwerlich bedeutenden Irrthümern ausgesetzt seyn.

Darin kommen alle einheimischen Nachrichten überein, daß es ursprünglich nur vier Hauptcasten gab [7]; die der Braminen, der

Ke-

für die Griechen Arrian. p. 176. Diod. I., p. 153. Strab.

Ketri [8]), der Vaisya, und der Sudra. Von diesen

Strab. lib. XV. weichen davon ab, und nehmen sieben Casten an; 1. die der Sophisten. 2. der Ackerleute. 3. der Hirten. 4. der Handwerker und Künstler. 5. der Krieger. 6. der Aufseher. 7. der Räthe. Sie schöpften sämmtlich aus einer und derselben Quelle, den Indicis des Megasthenes. Daß dieses nicht die richtige Indische Casteneintheilung sey, wird jeder zugeben, der einigermaßen die Nation kennt; aber sich auch nicht wundern wenn ein Grieche, der sich nur einige Zeit als Gesandter am Hofe des Sandracottus aufhielt, einen Gegenstand nicht sogleich richtig übersah, der, wegen der vielen Mittelcasten und Unterabtheilungen der Casten, selbst noch jetzt von keinem Reisebeschreiber völlig in's Klare gebracht ist. Megasthenes hat theils Casten getrennt, die nur Eine ausmachten, wie die der Ackerleute und Hirten; theils, wahrscheinlich weil er am Hofe seine Nachrichten sammlete, Classen von Hof- und Reichsbeamten für Casten angesehen, wie seine sechste und siebente Caste; theils endlich Casten ausgelassen, wie die der Kaufleute und der Dienenden. Seine Sophisten sind zwar allerdings Braminen, da sie die heiligen Gebräuche zu besorgen haben; wie sie an einer andern Stelle, Arrhian. Op. p. 134., ausdrücklich genannt werden. Aber Megasthenes verwechselte wiederum die Büßenden, oder Fakirs, die, wie er sagt, nackt in den Wäldern leben, und Hitze und Kälte ertragen, (deßhalb sonst Gymnosophisten genannt,) mit den Braminen, zu deren Caste jene zwar häufig, aber gar nicht ausschließend, gehören. Gieng daraus vielleicht ein neuer Irrthum des Megasthenes hervor, wenn er sagt, daß man aus allen Casten ein Sophist werden könne? Arrhian. a. a. O.

8) Sie werden bey Menu Chatriya geschrieben.

[illegible] sind die drey obern Casten nicht nur durch ihre Lebensart, sondern auch durch gemeinschaftliches Aeußeres, von der vierten oder dienenden Classe, geschieden. Jene drey tragen den Gürtel oder die Schnur, Zenar, (die bey den einzelnen jedoch wieder verschieden ist [9]);) und heißen deßhalb zusammen (weil die Umgürtung mit der Schnur als eine zweyte Geburt betrachtet wird,) bey Menu die Wiedergebohrnen; wiewohl diese Benennung in dem Indischen Epos doch gewöhnlich vorzugsweise den Braminen beygelegt wird. Die drey obern Casten kommen ferner darin überein, daß, die zu ihnen gehören, der vollen persönlichen Freyheit genießen; die Sudras aber nicht. Ferner der Unterricht in den Vedas, wenn gleich nach verschiedenen Abstufungen, ist den drey obern Casten eigen; nicht aber den Sudras; so daß man sie also zusammen, im Verhältniß gegen die letztern, die herrschenden Casten nennen kann.

Die Erhaltung der Reinheit dieser Casten hieng natürlich davon ab, in wie fern sie sich durch Heyrathen vermischten, oder nicht. Die Gesetze darüber sind sehr bestimmt; es ist aber eine falsche Vorstel-

9) Menu II., 37. 42. 43. 44. 169. Man vergleiche Ayeen Acberi II., p. 510., wo die jetzige Einrichtung beschrieben ist.

Vorstellung, die auch die Griechen haben, daß nur Heyrathen zwischen Personen aus derselben Caste erlaubt seyen. Die Gesetze Menu's verstatten den drey höhern Casten auch gemischte Heyrathen, jedoch erst in der zweyten Ehe; so daß der Mann aus der höhern Caste alsdann auch Weiber aus niedern Casten nehmen darf, ohne sich zu vergeben [1]); nicht aber die Frau aus einer höhern Caste einen Mann aus einer niedern. Aber die Erhaltung der Reinheit der Casten besteht dennoch, weil es Gesetz ist, daß nur Kinder, die von gleichen Müttern mit dem Vater abstammen, auch der Caste angehören; nicht aber von ungleichen. Der Sohn eines Braminen muß auch eine Braminin zur Mutter haben, wenn er Bramine seyn will; und so bey den übrigen [2]). Die Sudras aber dürfen blos Weiber aus ihrer Caste nehmen [3]).

Wenn

1) Die Hauptstellen sind bey Menu III., 12. 15. IX., 149.

2) Menu X., 6 sq. Die Hauptstelle, wo auch die Nahmen aller aus solchen ungleichen Heyrathen hervorgehenden Mittelcasten genannt werden.

3) Menu IX., 157. Jene Vergünstigung der drey höhern Casten, Mädchen aus einer niedern zu heyrathen, gehört aber zu den Gesetzen Menu's, welche nach Jones Anmerkung, *Institutes of Menu* p. 362., zufolge des Berichts der Braminen späterhin abgeschafft sind.

Wenn auf diese Weise, ungeachtet der Vermischungen, dennoch eine feste Scheidewand zwischen den Hauptcasten gezogen blieb; so war aber die natürliche Folge, daß aus solchen gemischten Ehen Zwischen- oder Mittelcasten entstehen mußten. Man sieht leicht, daß die Zahl von diesen beträchtlich werden konnte; wie sie es denn auch geworden ist; und eben dadurch die Uebersicht der gesammten Casteneintheilung erschwert wird. Die Gesetze sind aber in der Bestimmung dieser Mittelcasten sehr sorgfältig. Sie werden alle mit eigenen Nahmen belegt; und haben bestimmte Gewerbe oder Beschäftigungen [4]). Mehrere derselben, die aus der Verbindung von Sudras mit Weibern anderer Casten entstehen, sind unrein; die verächtlichsten der Sterblichen; dürfen nicht in Städten wohnen u. s. w. [5]). Es scheinen diese dieselben zu seyn, die jetzt mit dem Nahmen der Parias belegt werden.

Die Braminen-Caste erscheint als über ganz Indien verbreitet. Sie hat gesetzlich allein das Vorrecht, die Vedas nicht nur zu lesen, sondern auch zu erklären [6]). Dieß ist ihre Hauptbestim-

4) Man vergleiche das ganze zehnte Capitel von Menu.

5) Menu X., 50 — 56.

6) Menu I., 88.

bestimmung; und da die Vedas die Quelle nicht nur der religiösen, sondern auch der wissenschaftlichen Kenntnisse sind, so sind sie natürlich vorzugsweise im Besitz von diesen. Sie sind Aerzte; denn Krankheiten werden als Strafen für gewisse Vergehen betrachtet, die durch Büßungen, welche sie auflegen, und gewisse Gebräuche, geheilt werden [7]. Sie sind Richter; denn wer könnte besser als sie die Kenntniß der Gesetze haben [8]? Sie allein sind Priester; und opfern selber für sich und für Andere. Sie geben Geschenke; sie haben aber auch vor den andern Casten das Vorrecht, Geschenke fordern und nehmen zu dürfen [9]. Man darf ihnen milde Gaben, um die sie ansprechen, nicht verweigern. Braminen dürfen auch die Geschäfte der beyden folgenden Casten treiben; sie dürfen die Waffen tragen; und auch der Handel, nur nicht mit allen Waaren, ist ihnen erlaubt [1]. Aus dieser Verschiedenheit der Beschäftigungen entstehen daher die verschiedenen Classen der Braminen; von denen jedoch

7) Ein Verzeichniß der Hauptkrankheiten, wie auch ihrer Heilmittel in diesem Sinn, giebt der Ayeen Acberi II., p. 468 sq.

8) Menu VIII., 1.

9) Menu I., 88.

1) Menu X., 80 — 90.

jedoch die, welche die Vedas erklären, den ersten Rang einnehmen [2]). Diesen begegnen die Könige selber mit der tiefsten Ehrfurcht; sie werden als übermenschliche Wesen geschildert, denen auch übernatürliche Kräfte zu Gebot stehen. Die Ländereyen der Braminen sind frey von allen Abgaben [3]); sie selbst sind frey von Lebensstrafen: denn einen Braminen zu tödten, hätte er auch die größten Vergehungen sich zu Schulden kommen lassen, ist doch das größte Verbrechen. Nur mit Verbannung oder Geldstrafen dürfen sie belegt werden [4]). Bey so großen Vorrechten indeß sind die Braminen auch solchen Verpflichtungen unterworfen, wie, den Cölibat abgerechnet, wenige unserer strengeren Mönchsorden. Sie sollen, bis sie die Vedas inne haben, eine lange Reihe von Jahren in dem Hause ihres Lehrers (Guru) zubringen, den sie als ihren zweyten Vater betrachten müssen. Erst alsdann dürfen, oder sollen sie vielmehr, heyrathen und selber Hausväter werden [5]). Ihr ganzes tägliches Leben scheint fast an ein strenges Ritual gebunden zu seyn [6]).

Die

2) Menu IX., 314—319.

3) Paullino Syst. p. 230 sq.

4) Menu VIII., 380. 381.

5) Menu III., 1.

6) Man vergleiche bey Menu das ganze zweyte Capitel.

Die vielen Gebete, Waschungen und Opfer, nehmen einen großen Theil ihrer Zeit ein; die Leichtigkeit sich zu verunreinigen, was nur durch Büßungen gut gemacht werden kann, erfordert die größte Sorgfalt; sie dürfen mit Niemand aus einer niedern Caste, selbst nicht mit einem Fürsten, essen; sie dürfen nichts Lebendiges tödten, außer zu Opfern; und daher auch kein Fleisch essen, als nur Opferfleisch. Im Alter ist es Vorschrift, oder doch Sitte, sich in die Einsamkeit zurückzuziehen; um dort den heiligen Betrachtungen nachzuhängen, durch welche man zu der Vereinigung mit der Gottheit gelangt. Eine genaue Organisation der Caste, unter einem Oberpriester u. s. w. kommt zwar nicht ausdrücklich vor; aber wenn wir lesen, daß oft Hunderte, ja Tausende, zu Einem Tempel gehörten, so ergiebt sich doch von selbst, daß zwischen diesen eine Rangordnung und Abstufung statt finden mußte.

Die zweyte Caste der Ketri, oder der Krieger, war, nach der ausdrücklichen Behauptung des Menu, aus der ersten hervorgegangen. Aber wenn sie gleich mit ihr denselben Ursprung hatte, so hat sie doch große Veränderungen erlitten; theils schon, wie oben gezeigt worden, durch den für sie unglücklichen Ausgang des Kampfs mit

der

der Braminencaste; außerdem, wie es das Schicksal jeder Kriegercaste in einem Lande seyn muß, das den Einbrüchen fremder Eroberer unterliegt, durch diese [7]. In ihrer alten Gestalt kann in einem solchen Lande eine solche Caste nicht fortbestehen; der Sturm trifft nothwendig sie zuerst; und wenn auch, wie oben bemerkt ward, die jetzigen Bewohner des nördlichen Indiens höchst wahrscheinlich großentheils Abkömmlinge der alten Kriegercaste sind [8]; so läßt sich doch leicht einsehen, weshalb sie nicht mehr als solche betrachtet werden. In diesem Sinne können also die Braminen behaupten, daß die alte Kriegercaste nicht mehr vorhanden; daß sie ausgerottet sey [9]. Aber einen größern Aufschluß darüber giebt uns eine andere Stelle im Menu; der zu Folge mehrere Stämme der Kriegercaste, indem sie die heiligen Gebräuche vernachlässigten, und keine Braminen sahen, so ausarteten, daß sie aus der Caste ausgestoßen, und als

7) In den südlichen Theilen der Halbinsel werden die Nairen (eine Art Landadel, aber keine Völkerschaft;) als zur Kriegercaste gehörend, betrachtet. Ob sie vielleicht Ueberreste der zersprengten alten Kriegercaste sind, ist, so viel ich weiß, bisher noch nicht untersucht worden.

8) S. oben I., S. 400 fg. Es versteht sich, daß das dort Gesagte nur von der Abkunft, nicht aber von der längst verschwundenen Form der Kriegercaste, zu verstehen ist.

9) *Ramajan* p. 402. et ibid. Not.

als Räuberstämme (Dasyus) betrachtet wurden [1]). Mehrere der benachbarten Länder scheinen von ihnen besetzt

1) Menu X., 43. Sie heißen Paundracas, Odras und Draviras; Cambojas, Javanas, Sacas; Paradas, Pahlavas, Chinas, Ciratas, Deradas und Chasas. — Jones, in seiner Abhandlung über die Chineser, (Works I., p. 99.) versteht unter den Chinas die Chinesen, die nach der Behauptung der Braminen von den Indern herstammen sollen. Auch die andern Nahmen, die freylich Völkernahmen zu seyn scheinen, geben für Vermuthungen Platz. Sind die Sacas die Sacer? die Pahlavas die das Pehlvi redenden Meder? Die Cambojas Bewohner des jetzigen Camboja; und die Javanas, wie man will, Griechen oder Macedonier? Wer mag aus nackten Nahmen Schlüsse ziehen? So viel ist aber klar, daß mehrere jener Stämme fremde Völkerschaften bezeichnen. Sie sind, fährt Menu fort, Dasyus, mögen sie die Sprache der Mlech'has (d. i. der Barbaren, der Ausländer;) oder der Aryas (der ausgearteten Inländer) reden. Eine merkwürdige Stelle findet sich in dem *Ramajan* p. 326. 327. in dem oben erwähnten Mythus von dem Streit des Ketri-Rajah Wischwa-Mitra mit dem Braminen Vuschischta. Hier kommen vor die Pehlevi-Könige, welche Benennung die Herausgeber von den alten Persern erklären; die Shakas oder Sacer, mit denen die Javanas verbunden werden; die Cambojas, und Barvaras, (wahrscheinlich die Draviras des Menu;) und die Mlechas. Der Mythus läßt diese als Hülfstruppen des Vuschischta aus den Theilen der heiligen Kuh hervorgebracht werden, die dieser besaß. Die Erklärung der Javanas durch Griechen oder Macedonier ist bey den Engländern meist allgemein angenommen; besonders da sie auch in der Geschichte des Chandra-Gupta vorkommen, den man für Sandracottus hält. As. Res. V., p. 264. 267. Es ist doch aber

besetzt zu seyn; und die Secte der Seiks, welche jetzt einen großen Theil von Nordindien bewohnt, kann wohl in keinem andern Lichte von den recht- gläubigen Hindus betrachtet werden.

Die alte Kriegercaste der Ketri hatte ihre Wohnsitze in dem nördlichen Indien. Ihre Bestimmung ist, nach Menu, das Volk zu beschützen, also der Gebrauch der Waffen. Nur im Nothfall dürfen sie auch niedere Geschäfte treiben; nie aber die der Braminen [2]. Sie haben Theil an den Vedas; sie dürfen sie lesen oder lesen hören, aber nicht lehren. Sie sollen opfern; Almosen geben, aber nicht nehmen; und sich vor sinnlichen Wollüsten hüthen [3]. Diese Befehle, den letzten ausgenommen, scheinen freylich wenig dazu gemacht, den kriegerischen Character zu bilden; und in diesen Gesetzen mag allerdings ein Hauptgrund liegen, weshalb die Nation so wenig kriegerisch, und so oft und so leicht die Beute fremder Eroberer war [4].

Ueber-

aber schwer zu sagen, wie die Inder dazu gekommen seyn sollten, die Griechen und Macedonier so zu nennen, da sie sich selbst nicht so nannten; mag man nun die Benennung von Javan, oder von den Joniern ableiten wollen.

2) Menu X., 95.

3) Menu I., 89.

4) Ueber den neuern Zustand der Ketri vergleiche man Ayeen Acberi

Ueberhaupt sind aber die Gesetze des Menu bey dieser Caste sehr mangelhaft. Wir erfahren nichts von ihrer weitern inneren Einrichtung; ihren Abtheilungen; ihrer Bewaffnung; nichts von allem dem, wodurch sie eigentlich als Kriegercaste sich darstellt. Es mochte freylich der Vortheil der Braminen seyn, gerade diese Caste am meisten in der Abhängigkeit zu erhalten; aber die Nation hat auch hart dafür gebüßt!

Die dritte Caste ist die der Vaisyas, oder die der Gewerbe-Treibenden. Es ist falsch wenn man nur Kaufleute darunter verstehen will [5])! Diese sind nur eine Abtheilung derselben; sie begreift zugleich die Landwirthe. Ackerbau, Viehzucht, Handel, Geld auf Zinsen leihen, sind die ihr vorgeschriebenen Erwerbsmittel [6]). Auch sie hat Theil an

Acberi II., p. 397. 398. "Es giebt", heißt es hier, "über „500 Stämme der Ketri, (die sich so nennen;) aber wahre „Ketri sind fast gar nicht mehr zu finden."

5) Der jetzige Nahme Banianen, womit man die Indischen Kaufleute im Auslande belegt, bezeichnet eigentlich Kornhändler, Bunnyeh, die eine Unterabtheilung der Caste der Vaisyas sind; Ayeen Acberi II., p. 399.

6) Menu I., 59. Viehzucht scheint die früheste Bestimmung der Vaisyas gewesen zu seyn; die Ackerbau und Handel demnächst zur Folge hatte. Man vergleiche Menu IX., 327.

an den Vedas, wie die Kriegercaste, und an den Opfern. Es lag wohl in der Natur der Dinge, daß diese Caste die zahlreichste von allen war.

Die vierte Caste der Sudras ist von den vorigen durch eine scharfe Grenzlinie getrennt. Sie gehören nicht zu den Wiedergebohrnen, da sie nicht mit der Schnur umgürtet sind; sie heißen die Einmal Gebohrnen [7]. Sie sollen aus den Füßen von Brama entsprungen seyn. Sie sind also zwar die unterste der vier Casten; aber darum keine unreine Caste. Sie sollen sich aber nur unter *einander* verheyrathen [8]; und aus der Mischung mit höhern Casten gehen hauptsächlich die unreinen hervor. Die Sudras haben keinen Theil an den Vedas; es wäre Todesverbrechen für sie, sie zu lesen. Sie sind zu dienen bestimmt [9]. Der Sudra thut am beßten, wenn er dem Braminen dient; nächst diesem dem Krieger; nächst dem dem Vaisya. Findet er keine Gelegenheit zum Dienst, so mag er nützliche

527. "Der Schöpfer," heißt es, "übergab das Vieh der „Aufsicht der Vaisyas, so wie die Menschen der der „Braminen und Ketri. Ein Vaisya muß es sich nie in „den Sinn kommen lassen zu sagen: ich halte kein Vieh."

7) Menu X., 4.

8) Menu IX., 157.

9) Menu IX., 334.

che Handwerke treiben. Dem der treu den Braminen dient, bleibt der Trost, bey einer künftigen Seelenwanderung in die höhere Caste zu kommen [1]). Das Verhältniß der Dienenden zu ihrem Herrn, wird durch die Gesetze nicht ganz klar; in wie fern sie nemlich als Sclaven betrachtet werden müssen. Die Gesetze bestimmen die verschiedenen Arten, wie man in die Sclaverey kommt, durch Kriegsgefangenschaft, durch Geburt von einer Sclavin, durch Kauf, durch Strafe [2]). Zugleich aber werden doch die Sudras als überhaupt im Zustande der Sclaverey sich befindend, betrachtet. Denn selbst der von seinem Herrn freygelassene Sclave genießt darum doch nicht im Staat die Rechte eines freyen Mannes, weil der Stand der Sclaverey ihm natürlich ist [3]). Aber der Zustand der Sclaverey erlaubt so viele Modificationen, daß aus solchen allgemeinen Ausdrücken sich keine sicheren Folgen ziehen lassen. Und wenn gleich nach diesem es unbezweifelt scheint, daß die Inder von jeher Sclaven hatten; so konnten doch auch die Griechen Recht haben,

1) Menu IX., 335.

2) Menu VIII., 415.

3) Menu VIII., 414.

haben, wenn sie das Gegentheil behaupteten [4]); nemlich keine Sclaven nach ihrer Weise.

Die Zahl der gemischten, zum Theil verworfenen und unreinen, Casten ist schon bey Menu so groß, daß sie nicht einmal alle namentlich angegeben werden [5]); vollkommen erklärt sich also daraus die Angabe eines neuern Reisenden, der die Zahl der Casten überhaupt auf 84 setzt [6]). Da diesen Casten gewisse Beschäftigungen, besonders Handwerke, eigen sind, so kann man die Vermehrung derselben zugleich als Proben der fortschreitenden Civilisation betrachten; und ihre Menge giebt also auch bereits den Beweis, wie sehr diese, als Menu's Gesetze gesammlet wurden, vorgerückt war.

Es ist also begreiflich, wie die Zahl der Casten sich allmählich vermehrt hat. Aber man wird daraus nicht die Folge ziehen wollen, daß die sämmtlichen niedern, und zum Theil unreinen, Casten von gleichem Stamm mit den höhern seyen. Daß die

4) Arrhian. Op. p. 175.

5) Man sehe bey Menu das ganze X. Capitel. Als die niedrigsten und unreinsten Casten, werden die Sutas, Vaidehas und Chandalas genannt. Diese letztern sind die jetzt so genannten Parias. Menu X., 26 sq.

6) Thevenot Voyages p. 84. dernière partie.

die drey obern Casten, sie die sowohl in ihrem Aeußern als in ihren religiösen und politischen Vorrechten so vieles gemein haben oder hatten, als die eigentliche Nation der Inder betrachtet werden müssen, scheint mir aus den angeführten Gründen klar zu seyn. Aber schon Herodot bemerkt, Indien werde von vielen Völkerschaften bewohnt [7]); und wer jenes Aggregat von Völkern, das man unter dem Nahmen der Hindus begreift, in seinen einzelnen Theilen genauer ansieht, wird sich von der Wahrheit der Bemerkung des ehrwürdigen Alten leicht überzeugen. Die Religion ist das einzige Band, das diese Völkerschaften umschlingt, und gewissermaßen zu Einem Volke gemacht hat. Rechnen wir dieses ab, so geben sofort Verschiedenheit der Farbe, der Gesichtsbildung, der Sprache, und der Lebensart alle die Beweise, welche sonst die Verschiedenheit der Abstammung darzuthun pflegen [8]). Ich glaube mich nicht im Stande hier eine

7) Herod. III, 98., die auch nicht einerley Sprache haben, setzt er hinzu. Also schon bey ihm ein wichtiger Beweis, daß keinesweges alle, wenn auch viele, Sprachen Indiens aus dem Sanscrit abgeleitet werden können; sondern daß hier ursprüngliche Verschiedenheiten statt fanden.

8) Nicht der todte Buchstabe, sondern der Anblick, kann davon nur die Ueberzeugung geben. Könnte ich die Reihe in Indien verfertigter Gemählde von Individuen aus den verschiede-

eine feste Grenzlinie zu ziehen; und bestimmt zu sagen, in wie fern die vierte Caste der Sudras schon anderer Herkunft war. Aber daß überhaupt jene niedern Casten, die sich durch eine viel dunklere Farbe unterscheiden [9]), die Ureinwohner Indiens

schiedenen Casten, die ich der Mittheilung des Hrn. Hofr. Blumenbach's verdanke, meinen Lesern vorlegen, so würden sie mir wahrscheinlich die weiteren Beweise schenken. Der Abstand zwischen den Spanischen Creolen und den Peruanern an Farbe und Profil ist nicht so groß, als zwischen den Braminen und den Parias. Eine Vergleichung, die ich um so lieber wähle, da die Gründung der Herrschaft der Spanier in jener andern Weltgegend, nicht blos durch das Schwerdt, sondern auch durch das Kreuz, vielleicht das passendste Gegenstück zu der Gründung der Herrschaft des herrschenden Stammes der Inder über die Ureinwohner seyn würde, wenn wir die Geschichte davon hätten. Bruchstücke daraus scheinen sich allerdings in dem Mythus von dem Parasu-Rama, dem Besieger der Ketri, erhalten zu haben. Nach Polier I., p. 287. besiegte er die Sanchalas, eine wilde Nation die Menschen fraß. Nach einer Tradition in Canara herrschte hier schon 1450 Jahre v. Chr. zu Banavassi eine Dynastie von 77 Königen, welche die Parias zur Unterwerfung zwang; und sie in die Sclaverey stürzte, in der sie sich noch jetzt befinden. Mark Wilks Sketches of South-Hindostan p. 151.

9) Schon in dem *Ramajun* p. 541. findet sich eine merkwürdige Stelle, welche die Beschreibung eines Chandala, oder Parias, als eines Menschen von dunkler Farbe enthält. Der Rajah Trischunku ward von den Söhnen von Wuschischta mit der Verwünschung belegt, daß er in einen Chandala verwandelt werden sollte. "In derselben Nacht „erlitt

diens waren, welche bey der Verbreitung der herrschenden Casten zugleich durch Religion und vielleicht auch durch das Schwerdt diesen unterworfen, und in ihre nachmaligen Verhältnisse gesetzt wurden, scheint mir nicht zu bezweifeln.

Wenn diese Casteneintheilung als Grundlage des Staats angesehen werden muß, so ruht sie selber wieder, wenigstens in den drey höhern Casten, ganz auf der Familienverfassung. Erhaltung der Familie durch männliche Nachkommenschaft ist in diesen das erste und wichtigste in den Augen des Inders; ohne Söhne zu seyn ein Unglück, dem durch Adoption abgeholfen werden muß. Dieß Alles

„erlitt der König eine gänzliche Veränderung. Er erschien am Morgen als ein ungestaltes Geschöpf, als ein „vollkommener Chandala. Die Unterkleider waren blau; „die Oberkleider schmutzig; die Augen entzündet und von „Kupferfarbe; er selbst von einem scheußlichen „Affen-Braun. Seine königlichen Gewänder waren „in ein Bärenfell, sein Schmuck in Eisen verwandelt." Ein Gleiches widerfuhr nachher den Söhnen des Vuschischta, als die Verwünschung, mit der sie den unschuldigen König belegt hatten, sie selber traf. Die Verschiedenheit der Farbe bey den Casten war also schon dieselbe, als vor vielleicht mehr wie 3000 Jahren der Ramajan gedichtet ward, wie sie es gegenwärtig ist. Kann man sie in etwas anderm, als in der ursprünglichen Verschiedenheit der Stämme suchen?

les gründet sich nicht blos auf politischen, sondern auch religiösen Instituten; nemlich den der Todtenopfer. Den Manen der Vorfahren müssen diese durch die Nachkommen gebracht werden, weil ihnen sonst der Eingang in die Surgs, oder die höhere Welt, verschlossen bleibt. An diese Todtenopfer ist außerdem das Erbrecht, sind besonders die Vorrechte des ältern Sohns, geknüpft; so wird man sich also die Wichtigkeit, welche die Gesetzgebung darauf legt, leicht erklären können [1]). Welche Anwendung auch die Poesie häufig davon machte, indem die Erhaltung eines Sohns der Hauptpunct ist, um den die Handlung sowohl in dem Epos als in dem Drama sich dreht, wird aus dem Obigen schon klar geworden seyn.

1) Man sehe bey MENU IX., 104 sq. Die hohe Wichtigkeit der Erhaltung der Familiensacra, nicht blos in religiöser, sondern auch in bürgerlicher Hinsicht, ist auch aus dem Griechischen und Römischen Alterthum bekannt. Eine eben so gründliche als lehrreiche Untersuchung darüber enthält die Preisschrift des Hrn. D. Bunsen: *de jure hereditario Atheniensium*; Gottingae 1813.: die hier besonders erwähnt werden muß, da ihr Verfasser eine in der That überraschende Uebereinstimmung zwischen den Indischen Gesetzen, nach dem *Digest of Hindu laws*, V., 12., und denen der Athenienser entdeckt hat; so daß jene Sacra genau an dieselben Grade der Verwandtschaft gebunden; und also auch der Umfang der Familien und der Geschlechter in rechtlicher Rücksicht bey beyden Völkern derselbe war.

Bey der Einrichtung der häuslichen Gesellschaft entsteht von selbst die Frage, in wie fern dieselbe nach den ältesten Indischen Gesetzen auf Polygamie gegründet sey oder nicht? Ich habe schon bey einer andern Gelegenheit auf die Schwierigkeit aufmerksam gemacht, diese Frage zu beantworten [2]). Daß Polygamie den höhern Casten durch die Gesetze erlaubt war, leidet allerdings keinen Zweifel [3]); und wer so strenge Begriffe über das eheliche Verhältniß, wie sie unsere Sitte und Religion vorschreibt, bey den Indern suchen wollte, würde freylich irren. Die Könige und die Großen haben ihre Harems, wie anderwärts im Orient. Diese gestatten ihnen nicht nur die Gesetze; diese kommen auch vor in ihrer epischen [4]) wie in der dramatischen Poesie [5]). Auch der Unterschied zwischen Gemahlin und Concubinen, scheint in Indien nicht so ausgebildet zu seyn wie bey andern Völkern des Orients; wenn man gleich sagen könnte, daß

2) S. B. I., S. 405.

3) Menu IX., 85.

4) Wie im *Ramajan* die drey Weiber des Duscha Rutha. p. 130.

5) Wie Duschmanto's Harem von 100 Weibern in der Sacontala. Jones Works VI., p. 251.

daß das Gesetz dahin deute [6]). Und dennoch kommt in der Indischen Dichterwelt nicht weniger als in der wirklichen so vieles vor, das Monogamie vorauszusetzen scheint, daß man geneigt wird, sie wenn nicht als allgemeine, doch als herrschende, Sitte zu betrachten. In der Indischen Götterwelt hat jeder Gott auch seine Gattin; wenn gleich einzelne Mythen, besonders von Krischna, ihm auch einen zahlreich bevölkerten Harem geben [7]). In der Indischen Poesie wird das eheliche Verhältniß in unzähligen Stellen so dargestellt, daß es nur von der Vereinigung Eines Mannes mit Einer Frau verstanden werden wird; und nicht anders ist es auch in der Indischen Gesetzgebung. "Der Mann und „seine Frau, heißt es [8]), sind Eine Person; der „vollkommne Mann besteht aus sich selbst, seinem „Weibe, und seinem Sohne." Beobachtung ehelicher Treue von beyden Seiten, wird als eine Hauptpflicht angesehen [9]). Das Erbrecht, das den ältesten Sohn so sehr begünstigt, scheint auf Monogamie gegründet zu seyn. Die zarte Anhänglichkeit

6) In den Vorschriften für den König über die Wahl einer Gattin, Menu VII., 77.

7) Polier I., p. 627.

8) Menu IX., 45.

9) Menu IX., 105.

lichkeit des Weibes an den Mann, welche ihr die zwente Heyrath untersagt [1]), wenn gleich von dem Verbrennen des Weibes mit dem Leichnam ihres verstorbenen Mannes weder in den Gesetzen des Menu, noch, so viel bisher bekannt ist, in dem Indischen Epos etwas vorkommt;) scheint eben dahin zu deuten. So dürfen wir also es wohl als das Wahrscheinlichste annehmen, daß bey den Indischen Fürsten und Großen die Polygamie Folge des Luxus und der Mode war; bey den höhern Classen überhaupt aber, wo sie statt fand, hauptsächlich aus der Nothwendigkeit der Erhaltung der Familie sich herschrieb; welche dem Mann bey der Unfruchtbarkeit der einen, noch eine oder mehrere andere Frauen daneben zu nehmen gestattete [2]). Der vierten Caste, den Sudras, wird nur Eine Frau aus ihrer eigenen Caste gestattet [3]). Bey diesen Einrichtungen wird daher auch keine so scharfe Einschließung der Weiber befohlen; allerdings aber erscheint der Mann gesetzlich als der Herr und Gebieter;

1) Menu V., 161.

2) Menu IX., 81. Eine unfruchtbare Frau kann im achten Jahre mit einer andern vertauscht werden.

3) Menu IX., 157.

bieter; und es ist ausdrücklicher Grundsatz, daß die Abhängigkeit der Weiber nie aufhören kann [4]).

Wenn Familieneintheilung und Familienrecht die ersten Bande der Gesellschaft waren, so wurden diese durch Casteneintheilung und Castenrecht stärker befestigt. Wer sieht nicht, daß die, sich von selbst erzeugende, innere Familien- und Casten-Policey das innere Band wird, welches das Ganze des Staats zusammenhält? Kommt dazu ein gemeinschaftlicher Cultus gewisser Gottheiten, der auch schon aus den Familiensacris hervorgeht, indem Familiengötter bey der Erweiterung der Familie zu Stammgöttern werden, so ist eben dadurch der erste Ursprung von Priesterstaaten, wie die Indischen es waren, erklärt. Ihre volle Ausbildung scheinen aber solche Staaten erst durch Niederlassungen einzelner abgerissener Zweige eines solchen Volks, unter fremden und rohen Völkerschaften, zu erhalten; wo der mitgebrachte Cultus an Heiligthümer geknüpft, und durch Orakel und Feste unterstützt, zugleich das Mittel der Gewinnung solcher Völkerschaften, und der über sie gegründeten Herrschaft wird; einer festern Herrschaft, als die bloße Gewalt zu gründen vermag. Welche Anwendung diese Ideen auf die Inder

4) Menu V., 148.

Inder leiden, ist schon gezeigt; und wird bey den Aegyptern noch deutlicher werden. So entstanden Priesterstaaten, oder Theocratien; an welche die Fortschritte der Cultur in der ältesten Welt vorzugsweise geknüpft waren. Die ältesten Ueberbleibsel der Indischen Litteratur, der Ramajan, und in einem gewissen Grade auch die Gesetze des Menu, entwerfen uns davon ein treues Bild; und erhalten eben dadurch ihren Werth, daß sie uns in jene Vorwelt versetzen, wie sie an den Ufern des Ganges war; so wie die Mosaischen und Homerischen sie uns im westlichen Asien und in Griechenland zeigen. Es bedarf keines großen Scharfsinns einzusehen, daß in dem spätern Indien nicht Alles so blieb, wie es jene Urkunden uns schildern; allein wir halten uns vorzugsweise an sie, weil es unser Zweck ist, den ältern Zustand der Nation darzulegen.

Nach den Gesetzen des Menu, wie in dem Indischen Epos, ist die monarchische Regierungsform die allgemein eingeführte; aber durch die Priester-Aristocratie beschränkt. Zwischen den Braminen und den Rajahs bleibt immer ein Abstand, weil die letztern nicht aus der Braminencaste sind. Wenn gleich diese Einrichtung wahrscheinlich zunächst eine Folge des Bedürfnisses war, da der König Krieger seyn muß; so sah die Caste im Ganzen

darin

darin doch auch vielleicht das Mittel zu der Erhaltung ihrer Macht; denn wie hätte sie einen Braminen-Rajah beschränken wollen? Es war zwar nicht geradezu unmöglich, daß ein Rajah in die Braminen-Caste aufgenommen wurde; aber indem der Indische Mythus nur in dem oft genannten Wischwa-Mitra, der es durch unerhörte Büßungen dahin gebracht hatte, das einzige Beyspiel davon kannte, machte man es eben dadurch fast so gut wie unmöglich.

Die Gesetze der Priestercaste beschränkten den König, indem sie ihm seine tägliche Lebensart und Geschäfte vorschrieben. Er wohne in einer Feste, die eine einsame Lage hat. Er vermähle sich mit einer Frau aus seiner Caste. Früh mit Anbruch des Tages soll er sich von seinem Lager erheben. Er verfüge sich zu den Braminen, welche die drey Vedas inne haben. Er verrichte, mit Hülfe seines Hauspriesters, seine Opfer und Gebete. Dann widme er sich den Geschäften des Staats, und berathschlage darüber mit seinen Dienern. Mittags gehe er in seine Zimmer um Nahrung zu genießen; jedoch nur erlaubte Speisen; die von seinen Dienern vorher versucht sind. Auch durch Arzeneyen und Amulete schütze er sich vor Gift. Nach der Mahlzeit begebe er sich auf einige Zeit in seinen Harem.

Dann

Dann widme er sich wiederum den öffentlichen Geschäften; und mustere seine Krieger, seine Rosse und Elephanten. Nach Sonnenuntergang verrichte er erst wieder die Pflichten der Religion; höre darauf seine Kundschafter; und begebe sich dann wieder in das Innere seines Harems; wo bey einer mäßigen Mahlzeit die Tonkunst ihn erheitern mag, bis er sich zur Ruhe begiebt [5]). So soll, nach den Gesetzen, das tägliche Leben eines Rajah dahinfließen. Daß nicht jeder eine gleiche Folgsamkeit ihnen bewies; daß der persönliche Character der Fürsten vieles entschied, — dieß bedarf wohl nicht erst der Erinnerung [6]).

Fühlt sich der Rajah selber der Last der Geschäfte nicht gewachsen, so steht es ihm frey sich einen Stellvertreter oder ersten Minister zu wählen; der gelehrt, Herr seiner Leidenschaften, und von vornehmer Herkunft seyn muß [7]). Er stelle sieben bis acht Räthe an; belesen in den Vedas, deren Väter schon in gleichen Stellen standen; und gebe mit

5) Menu VII., 75 — 79. 145. 146. 215 — 226.

6) Man vergleiche, um sich davon zu überzeugen, nur den König Duschmanta in der Sacontalà, mit dem Duscha-Rutha im Ramajan. Beyde ehren die Braminen; aber wie viel unabhängiger ist der erste als der andere!

7) Menu VII., 141.

mit ihnen über die Geschäfte zu Rath. Er wähle einen gelehrten Braminen zu seinem Vertrauten, dem er seine Geheimnisse entdeckt. Für die auswärtigen Geschäfte bestelle er einen hohen Beamten, belesen in den Sastras, gewandt, und von edler Herkunft; unter dem die Gesandten oder Kundschafter stehen; durch welche er die Entwürfe der auswärtigen Fürsten erfährt [8]). Genau so, wie die Gesetze des Menu es fordern, schildert uns der Ramajan den Hof des frommen Königs Duscha-Rutha, des Beherrschers von Ujadhya [9]). "Die „Hofbeamten des Sohns von Jschwaku waren reich „an Vortrefflichkeit, verständig, treu ergeben ih„rem Gebieter. Acht tugendhafte Räthe des Kö„nigs besorgten seine Angelegenheiten. Seine bey„den erwählten Priester waren der herrliche Bu„schischta, und Vamadeva. Nach diesen kamen „seine andern Räthe, sechs an der Zahl. Mit die„sen geheiligten Weisen waren die alten Priester „des Königs; bescheiden, unterwürfig, tief bewan„dert im Gesetz; Herren ihrer Begierden. Im Besitz „solcher Räthe, beherrschte Duscha Rutha das Reich. „Beobachtend die ganze Erde (Indien) durch seine „Kundschafter, wie die Sonne durch ihre Stralen, „fand

8) Menu VII., 54 — 64.

9) *Ramajan* p. 70 sq.

„fand der Sohn von Ischwaku Niemand gegen sich „von feindlicher Gesinnung." Ein ähnliches Gemählde stellt uns die Sacontalà von dem Hofe des Duschmanta auf.

Die Regierung und Verwaltung des Innern wird in den Gesetzen des Menu ganz an die Städte oder Ortschaften, (Communen), geknüpft. Der König, heißt es [1]), setze ein Oberhaupt über jede einzelne Stadt und deren Umkreis, ein Oberhaupt über zehn Städte, ein Oberhaupt über zwanzig, ein Oberhaupt über hundert, und ein Oberhaupt über tausend. Vorgefallene Unordnungen werden von dem Oberhaupte der einzelnen Städte dem über zehn u. s. w. angezeigt. Der Vorsteher der einzelnen Stadt erhält sein Einkommen von den Abgaben der Bürger an Nahrung, Getränk und Holz, den Gesetzen gemäß. Der Vorsteher von zehn Städten soll den Ertrag von zwey, der von zwanzig den von fünf Pflugländern haben [2]); der von hundert die Einkünfte einer kleinen, der von tausend die einer großen Ortschaft. Ein hoher Beamter soll die Aufsicht

1) Menu VII., 115—120.

2) D. i. nach dem Commentar von so viel Land, als man mit zwey oder fünf Pflügen, deren jeder mit 6 Stieren bespannt ist, beackern kann. — Beyläufig erhellt also hieraus auch das hohe Alter des Pflugs in Indien.

sicht über alle Ortsobrigkeiten führen. Er soll in jeder Stadt einen Befehlshaber ernennen, der die Ortschaften selber besucht, oder auch durch Kundschafter von dem Betragen der Obrigkeiten sich Bericht abstatten läßt; damit der König sein Volk vor schlecht gesinnten Dienern, die doch seine Beschützer seyn sollten, bewahre; oder sie mit Einziehung ihres Vermögens und Verbannung aus dem Reiche strafe.

Diese Vorschriften Menu's lassen uns tiefere Blicke in die Urverfassung Indiens werfen. Von einzelnen Ortschaften mit ihrem Gebiet, die man eben so viele kleine Staaten nennen konnte, scheint dort Alles ausgegangen zu seyn; und diese Grundverfassung blieb, als auch mehrere derselben, unter der Herrschaft Eines Rajah vereinigt, größere Staaten oder Reiche bildeten. In dem nördlichen Indien, in den Gangesländern besonders, wo ein fremder Eroberer dem andern, wie die Welle der Welle, folgte, mußten freylich die Spuren dieser Einrichtungen längst verschwinden. In den südlichsten Theilen der Halbinsel hingegen, in Mysore, Malabar ꝛc., welche die fremden Eroberer am wenigsten erreichen konnten, haben sie sich bis auf unsere Tage erhalten. Eben so glaubhafte als merkwürdige Nachrichten darüber hat uns ein neuerer

Schrift-

Schriftsteller gegeben, der, selbst an Ort und Stelle, sich von Allem unterrichten konnte [3]. "Jede „Indische Ortschaft [4]), sagt er, ist und war in „der That von jeher eine eigene Commune oder „kleine Republik; und giebt ein anschauliches Bild „von dem frühern Zustande der Dinge, als die „Menschen sich zuerst, um ihren wechselseitigen Bedürfnissen abzuhelfen, in solche Gemeinheiten vereinigten. Jede solche Gemeinheit enthält außer „den Grundeigenthümern zwölferley Mitglieder: den „Richter und Magistrat (Potail); den Registrator; „den Einnehmer; den Wächter des Orts und der „Felder; den Vertheiler des Wassers zur Bewässerung; den Astrologen zur Bestimmung glücklicher und unglücklicher Tage und Stunden; den „Schmidt; den Wagner; den Töpfer; den Wäscher „der wenigen Kleidungsstücke, die meist in den Familien selbst verfertigt, oder auch auf den nächsten Märkten gekauft werden; den Barbier; und „den Goldschmidt oder Verfertiger des Schmucks „der Weiber und Mädchen; der in manchen Orten „durch den Poeten (Rhapsoden) und Schulmeister „ersetzt

3) Historical Sketches of the South of India by Lieut. Colonel Mark Wilks. Lond. 1810. Vol. I., p. 117 sq.

4) *Township* p. 119. So verbessert er selbst den vorher gebrauchten Ausdruck *Village*.

„ersetzt wird [5]). Diese zwölf Angestellten bekom„men ihren Lohn entweder in Land oder auch in ei„ner bestimmten Quantität Getraide von den Acker„leuten des Orts. Indien ist eine Masse solcher Re„publiken. Die Einwohner hangen an ihrem Po„tail, der zugleich Magistrat, Einnehmer, und „Hauptpächter ist [6]), auch während der Kriege. „Sie kümmern sich wenig um den Fall und die „Theilung der Reiche. Wenn nur die Ortschaft mit „ihrer Markung, die genau durch Grenzsteine be„zeichnet ist, ganz bleibt, ist es ihnen gleichgültig „auf wen die Herrschaft übergeht; die innere Ver„waltung bleibt deßhalb immer dieselbe." — Werfen diese Nachrichten nicht auch zugleich ein helleres Licht auf den Zustand des nördlichen Indiens als es Alexander eroberte; und auf das was bereits oben über die dortigen Republiken gesagt ist [7])? Der größere Theil war freylich schon Rajahs unterworfen; aber eine Anzahl Gemeinheiten hatte noch ihre alte Freyheit; wie sie dieselbe, nach den dort schon mitge-

5) Die meisten derselben kommen schon bey Menu vor; wie der Goldschmidt IX., 292., der Tischler X., 100., der Wäscher VIII., 396. u. a.

6) Die jetzt so bekannten Nahmen der Zemindars und Ryots, Ober- und Unterpächter, kommen weder im Menu, noch im Ramajan vor.

7) S. B. I., S. 395. Ueber die Grenzzeichen s. Menu VIII., 245 sq.

mitgetheilten Beweisen, auch noch in viel spätern Zeitaltern sich erhalten hat. Aber dieß waren und blieben freylich Ausnahmen; es ist schon oben bemerkt, daß bereits in Menu's Gesetzen die monarchische Regierungsform, jedoch ohne daß deßhalb die innere Einrichtung der einzelnen Gemeinheiten verändert worden wäre, als die herrschende betrachtet wird; und die Bestimmung der Rechte und der Geschäfte des Königs ist deßhalb ein Hauptgegenstand jener Gesetze. Daß mit dieser Entstehung größerer Reiche sich auch alsdann die Zahl und Stuffenfolge der Reichsbeamten vermehrten, brachte die Natur der Dinge mit sich. Einen merkwürdigen Beleg davon giebt die oben erwähnte alte Inschrift von Munghir in Bengalen, wo die königliche Verwilligung 30 dieser hohen Staatsbeamten angezeigt wird [8]); unter welchen wir den ersten Minister, den Oberkundschafter, den Oberstrafer, den Obergassenaufseher, den Oberbefehlshaber, den Oberwegräumer der Hindernisse, den Oberlehrer der Jugend, den Oberdiebsfänger, den Oberlandbauaufseher und andere finden, deren unsere Europäischen Staatscalender nicht erwähnen; und die begreiflich wieder alle ihre untergeordneten Leute hatten.

Die

8) As. Res. I., p. 126. und die Note 3., p. 130.

Die höchste richterliche Gewalt ist in den Händen des Königs. Er kann sie selber ausüben, jedoch begleitet von Braminen, die ihm Rath ertheilen können [9]); oder er ernenne einen Braminen, erfahren in den Gesetzen, zum Oberrichter, und gebe diesem drey andere Braminen, gleichfalls belesen in den Vedas, zu Beysitzern. Sie bilden zusammen den höchsten Gerichtshof, das Bild des vierköpfigen Brama; und sprechen sowohl in bürgerlichen als peinlichen Sachen. Die Strafen auf Vergehungen sind theils Lebensstrafen und körperliche Züchtigungen; (nur nie bey Braminen;) *theils* Geldstrafen. Am härtesten werden die Vergehungen gegen Braminen gestraft; aber die Geldstrafen sind bey den Casten auch desto größer, je höher diese sind [1]).

Der König ist der Oberbefehlshaber des Heers. Es ist ihm erlaubt Kriege zu führen, nicht blos zur Vertheidigung, sondern auch zur Eroberung [2]). Die Gesetze sind hier keineswegs unsern philosophischen Begriffen angemessen; es sind mehr Vorsichts- und Klugheitsregeln, wann und wie der Krieg geführt

9) So Duschmanta in der Sacontalà im fünften Act.

1) Menu VIII., 338.

2) Menu VII., 101 sq.

führt werden soll. Mehrere der alt-Indischen Rajahs werden daher auch als Eroberer geschildert, deren Herrschaft sich über ganz Indien vom Westmeer bis zum Ostmeer, und von den nördlichen Gebirgen bis zu dem Südende ausgedehnt habe [3]); aber keinem werden außerhalb seinen Grenzen, wie den Aegyptischen und Babylonischen Eroberern, große Kriegszüge beygelegt. Selbst in seiner Mythologie bleibt Indien beynahe gänzlich eine Welt für sich; daher wird die Geographie der Nation sofort fabelhaft, sobald sie über die Grenzen des Landes hinausgeht.

Eine der wichtigsten, aber auch eine der schwürigsten, Fragen ist die: in wie fern der König als Eigenthümer des Grundes und Bodens betrachtet ward; und ob es also für Anbauer Landeigenthum gab, oder ob sie nur als bloße Pächter betrachtet wurden? Da bekanntlich unter der Mogolischen Herrschaft, so weit diese sich ausbreitete, die letztere Einrichtung, wenn gleich unter sehr milden Formen, die herrschende war, so ist dadurch die Vorstellung gewöhnlich geworden, daß dieß auch schon früher, als Indien noch sich selbst überlassen war, der

3) Wie z. B. in den oben erwähnten alten Inschriften zu Munghir rc.

der Fall gewesen sey. Der Uebergang des Landeigenthums in bloße Pachtung kann auch ohne förmliche Aufhebung des erstern durch den bloßen Druck geschehen; wenn die Lasten der Grundbesitzer so groß werden, daß sein Eigenthum keinen Werth mehr behält; und in wie fern dieß auch schon in frühern Zeitaltern der Fall in Indien gewesen sey, muß ich dahin gestellt seyn lassen. Die Frage ist hier aber nur, in wie fern in den Gesetzen des Menu und den andern ältesten Indischen Denkmählern jene Lehre des allgemeinen Landeigenthums der Fürsten sich findet? Schon die obigen Erörterungen über die Indischen Gemeinheiten zeigen deutlich, daß man unmöglich von solchen Vorstellungen ausgehen konnte; und die Gesetze Menu's begünstigen sie nicht nur nicht, sondern sagen auch gerade das Gegentheil. "Weise, heißt es [4]), welche die Vorzeit „kennen, erklären, daß ein bebautes Feld dessen „Eigenthum ist, welcher das Holz ausrottete, „oder es reinigte und pflügte; wie eine Antelope „dem ersten Jäger gehört, welcher sie tödtlich verwundete." Kann Landeigenthum deutlicher bezeichnet werden? In den Indischen Gesetzen ferner, werden die Formen bey der Veräußerung des Landes sorgfältig aufgezählt [5]); und wie kann diese ohne

4) Menu IX., 44.

5) *Indian Digests* III., p. 432.

ne Eigenthum statt finden? Nirgend endlich, wo von der Caste der Vaisyas die Rede ist, die gar nicht blos die Kaufleute, sondern auch die welche Ackerbau und Viehzucht treiben, umfaßt, werden diese als Pächter geschildert. Allerdings aber müssen die Fürsten, so gut wie die Tempel und Heiligthümer, bedeutende Ländereyen als Domainen gehabt haben, wovon die vielen Verleihungen von Land, wovon schon oben Beyspiele angeführt sind, die Beweise geben.

Waren aber gleich die Könige nach den ältesten Indischen Einrichtungen keineswegs Eigenthümer der Ländereyen, so gestatten ihnen doch die Gesetze Abgaben davon zu erheben, die wahrscheinlich den wichtigsten Theil ihrer Einkünfte ausmachten. Die Vorschriften darüber, wie viel der König erheben darf, sind bey Menu sehr genau [6]). In gewöhnlichen Zeiten ein Achttheil der Erndte; in Zeiten hoher Noth aber wohl ein Viertheil. Dagegen

6) Menu X., 120. Der beygefügte Commentar sagt: In guten Zeiten $\frac{1}{12}$, in schweren Zeiten $\frac{1}{8}$ oder $\frac{1}{6}$, welches das Mittel ist; und nur in Zeiten hoher Noth $\frac{1}{4}$ des Ertrags. Noch einige genauere Bestimmungen finden sich VII., 130. 131. über die Abgaben von Baumfrüchten, Fleisch, Honig, Butter rc., wovon von dem reinen Gewinn $\frac{1}{6}$ gestattet wird.

gen soll die Abgabe von beweglichen Sachen nie über den zwanzigsten Theil des Gewinns betragen. Uebrigens werden die Abgaben ganz auf die erwerbende Classe gelegt. Die Braminen, also auch ohne Zweifel ihre Ländereyen, sind frey [7]); die von der dienenden Classe, Handwerker und Arbeiter, müssen durch ihre Arbeit zu nützen suchen, bezahlen aber (setzt der Commentator hinzu,) niemals Abgaben [8]).

Eine andere Quelle der Einkünfte für die Könige sind die Abgaben von dem Handel, und die Zölle. In die Leitung des Handels werden dem Könige große Eingriffe verstattet. Er darf die Ausfuhr der Waaren verbieten; oder auch sich vorbehalten. Er läßt Verordnungen ergehen über den Kauf und Verkauf der Güter; er setzt den Marktpreis; ihm gebühren fünf vom Hundert von dem an dem Verkauf gemachten Gewinn. Ueber die Zölle, sowohl auf den Flüssen als auf den Straßen, werden mehrere Bestimmungen gegeben; wer den Zoll betrügt, soll achtmal so viel bezahlen als die falsch angegebenen Waaren werth sind [9]).

Wenn

7) Menu VII., 133. Doch mit dem Zusatz: Braminen die die Vedas verstehen.

8) Menu X., 120.

9) Menu VIII., 400 — 406.

Wenn wir den Geist dieser ältesten Indischen Verfassungen und Gesetze betrachten, so zeigt sich auf der einen Seite darin zwar ein Keim von Republicanismus, der jedoch nicht zu allgemeiner politischer Freyheit reifte. Jener Keim lag in der Verfassung der Gemeinheiten; aber er konnte sich nicht weiter entwickeln, weil die Casteneinrichtung dieß nicht gestattete. Die Macht der Fürsten ward nur durch die Priestercaste, nicht aber durch die Nation als solche, beschränkt; und der, wenn auch dadurch gemilderte, Despotismus verräth sich doch dadurch, daß auch in Menu's Gesetzen auf das Strafrecht des Königs die ganze königliche Autorität gegründet wird. "Strafe, heißt es [1]), beherrscht das ganze „Menschengeschlecht, und hält es in Ordnung." Auch wird die, sonst so milde, Gesetzgebung barbarisch, bey der Bestimmung einzelner Strafen, besonders bey Vergehungen gegen Braminen [2]). Stand neben dem Castengeist auch hier die durch die Polygamie anders geformte häusliche Gesellschaft der Ausbildung freyer Verfassungen entgegen? Wie man auch immer darüber denken mag, in dem Sinn des Europäers reiften diese auch an den Ufern des Ganges nicht!

Die

1) Menu VII., 18.

2) Man sehe z. B. Menu VIII., 270. 271.

Die bisherigen Untersuchungen führen uns jetzt von selbst auf die über den ältesten Indischen Handel. Es ist aber weniger der Verkehr mit dem Auslande, worüber theils bey den Untersuchungen über die Phönicier und Babylonier schon Manches gesagt ist, theils in den Untersuchungen über die Aegypter im folgenden Theile noch mehreres gesagt werden muß, als vielmehr der aus dem eigenen Kunstfleiß hervorgehende innere Verkehr, worüber ich einiges Licht verbreiten möchte; wiewohl auch der auswärtige Handel nicht ganz ausgeschlossen werden kann. Voraus jedoch wird nöthig seyn, *über* die Quellen dieser Untersuchung und ihre Benutzung Einiges zu bestimmen.

Die reichste dieser Quellen zugleich, und auch die reinste, ist ohne Zweifel jene Schiffreise des rothen oder Indischen Meers, wahrscheinlich aus dem ersten, spätestens aus dem zweyten, Jahrhundert unserer Zeitrechnung, welche dem Arrhian beygelegt wird [3]); die Reise eines Kaufmanns, der von Aegyp-

3) Periplus maris Erythraei in Hudson. Geogr. min. Vol. I. Der vortreffliche Commentar von D. Vincent (s. unten Th. II., B. II., S. 401.), von dem seitdem zugleich mit der Schiffreise des Nearch's eine neue, sehr verbesserte, Ausgabe unter dem Titel: *The Commerce and the Navigation of the Ancients in the Indian Ocean*, in two Volu-

Aegypten aus die westliche Küste der dießeitigen Halbinsel selber besuchte; und über die Schifffahrt nicht nur, sondern auch über die Waaren uns genaue Nachrichten ertheilt hat. In den gegenwärtigen Untersuchungen, wo von dem Indischen Handel vor dem Römischen und Macedonischen Zeitalter die Rede ist, würde es allerdings unerlaubt seyn, Alles was von diesen Zeiten gesagt wird, auf frühere übertragen zu wollen; aber eben so wenig läßt sich leugnen, daß diese Quelle mit gehöriger Vorsicht dennoch auch für die früheren Zeiten benutzt werden kann. Verkehrt würde es seyn, wenn man die Nachrichten des Arrhian's von dem auswärtigen Handel, wie er in seinen Zeiten war, in seinem ganzen Umfange auf die frühern übertragen wollte; und daher habe ich schon früher, wo von diesem die Frage war, von dieser Quelle keinen Gebrauch gemacht. Aber etwas anders ist es, wenn die Rede von dem Kunstfleiße und dem dadurch belebten innern Verkehr der Nation ist. Hier ergiebt sich schon zum Theil aus den Nachrichten des Schriftstellers selbst, daß Vieles weit über seine Zeiten hinausgehe; und so Manches tritt hier jetzt in sein volles

Volumes. Lond. 1807. 4. erschienen ist, erspart mir die geographischen und viele andere Discussionen, die hier ohnehin nicht an ihrem Platze seyn würden, da ich keinesweges einen Commentar über jene Schrift schreibe.

volles Licht, wenn wir das, was Er uns sagt, mit den ältern, uns nun zugänglichen, Indischen Quellen vergleichen. Wir werden also nicht dem Vorwurf uns aussetzen, die Zeitalter zu verwechseln, wenn wir diese Grundsätze uns vorschreiben, und nach ihnen den Gang der Untersuchung einrichten.

Der innere Verkehr von Indien konnte nie ganz unbeträchtlich seyn, weil er in einem gewissen Grade von der Natur vorgeschrieben ist. Die sandigen Küsten der Halbinsel bringen die ersten Bedürfnisse des Lebens, besonders den Reis, *nicht in* hinreichender Menge hervor, um nicht der Zufuhr aus den Gangesländern zu bedürfen. Dagegen besitzen sie vorzugsweise die Gewürze, nahmentlich den Pfeffer; und von Kostbarkeiten ausschließend die so gesuchten Perlen, und auch die Edelsteine. Der wichtigste Stoff zur Bekleidung, die Baumwolle, ist zwar über ganz Indien verbreitet; und wird auf den Küsten der Halbinsel wie in den Gangesländern mit gleichem Fleiße verarbeitet; aber die daraus verfertigten Gewebe sind wiederum so verschieden, daß dadurch ein wechselseitiger Austausch herbeygeführt ward. Die Lebensart der höhern Stände, besonders an den Höfen und in den Städten, wird uns so geschildert, daß sie schon eine Menge Bedürfnisse voraussetzt; welche ohne einen sehr lebhaften

ten innern Verkehr nicht befriedigt werden konnten; und die beständige Erfahrung in Asien, daß die Wohnsitze der Fürsten auch die Hauptplätze des inländischen Verkehrs werden, bestätigt sich auch in dem alten Indien. Man vergleiche das Bild, das uns der Ramajan von der Stadt Ujadhya entwirft [4]). "Sie war voll von Kaufleuten und Künst„lern jeder Art; man fand Ueberfluß an Gold, „Edelsteinen und Kostbarkeiten; jeder trug hier köst„liche Kleider, Armbänder und Halsbänder." Mag man auch bey dieser Beschreibung abrechnen was der Poesie angehört, so zeigt sie uns doch, wie der Inder eine reiche und blühende Stadt sich dachte; und er dachte sich nur das, was er kannte.

Die Menge edler Metalle, besonders die Menge von Gold, ist es, die billig zuerst unsere Aufmerksamkeit rege macht. Ohne Gold- und Silbergruben [5]) war Indien stets wegen seines Reichthums daran berühmt. So war es auch schon in den frühesten Zeiten. In dem Ramajan wird oft das Gold

4) *Ramajan* p. 60.

5) Plin. VI., 20. führt zwar Gold- und Silbergruben in dem Berge Capitalia an; der als der höchste der Ghaut-Gebirge von ihm erwähnt wird; ich kenne aber dafür keinen weitern Beweis. Auch der Periplus p. 36. spricht von Goldgruben am Unterganges, wo doch keine sind; jedoch nur mit einem: Man sagt.

Gold als in großer Menge vorhanden erwähnt. Zu dem Hochzeitgeschenk der Sita wird ein ganzes Maaß voll Goldstücke, und viel unverarbeitetes Gold gegeben. Goldene Wagen, goldene Geschirre von Elephanten und Pferden, goldene Glöckchen daran, sind Gegenstände der Pracht und des Luxus [6]); und aus den Untersuchungen über die Perser ist bekannt, daß die ihnen unterworfenen Inder das einzige Volk waren, das seinen Tribut nicht in Silber, sondern in Gold entrichtete [7]). Die Menge des Goldes in Indien läßt daher immer mit Sicherheit auf einen bedeutenden auswärtigen Handel, und den Verkehr mit goldreichen Ländern, zurückschließen. Wo diese letzten zu suchen seyen, wird unten deutlicher werden; hier bemerke ich nur, daß aus dem Periplus erhellt, daß der Handel mit Indien in der Römischen Periode so wie nachmals großentheils mit baarem Gelde geführt werden mußte; das als Einfuhrartikel mehrmals erwähnt wird [8]). Wer erinnert sich nicht auch der Klagen des ältern Plinius über die Summen, welche der Handel mit Indien

6) *Ramajan* p. 417. 418.

7) S. oben B. I., S. 115.

8) Z. B. p. 28. Δηνάριον χρυσοῦν καὶ ἀργυροῦν, mit dem selbst ein Wechselhandel gegen das einheimische Geld ἐντόπιον νόμισμα statt fand. Die Indischen Goldmünzen hießen καλτεις p. 76., die jetzigen Calais.

Indien jährlich verschlang [9])? Wie ist es auch anders zu erwarten, als daß das Land, das fast alle Gegenstände des Bedürfnisses wie des Luxus hervorbringt, viel giebt und wenig nimmt; und daher die Waagschale bey dem Umtausch zu seinem Vortheil sinken sieht? Nicht also in zufälligen Umständen, sondern in der Natur der Dinge lag es, wenn Indien, sobald es auswärtigen Handel hatte, sich an edlen Metallen bereicherte.

Dieser Gegenstand führt von selbst auf die Frage: ob die Inder geprägtes Geld hatten; und wie hoch das Alter desselben hinaufsteigt? Daß edle Metalle, Gold und Silber, besonders jedoch Gold, Tauschmittel in dem ältesten Indien waren, leidet keinen Zweifel; aber sie konnten dazu dienen, auch ohne ausgemünzt zu werden. Dürften wir geradezu den Uebersetzungen trauen, so müßte das gemünzte Geld schon zu einem hohen Alter in Indien hinaufsteigen. Es kommt ganz ausdrücklich in dem Mythus des Krischna vor; aber ungewiß ist es ob die Stelle aus dem Mahabarat, oder dem Bagavat, oder einem der andern Puranas entlehnt ist [1]). In dem Ramajan werden Goldstücke, und unver-

9) PLIN. Hist. nat. XII., 18.

1) POLIER I., p. 456. une grande quantité d'argent monnoyé.

unverarbeitetes Gold einander entgegen gesetzt [2]; es ist doch aber damit noch nicht erwiesen, daß die Goldstücke ein Gepräge hatten. In den Gesetzen des Menu wird sehr genau das Gewicht der Panas und Racticas von Kupfer, Silber und Gold, bestimmt; aber nicht gesagt in wie fern sie ein Gepräge haben. Das oben erwähnte Königsverzeichniß bey Tiefenthaler giebt zugleich Nachricht über die Veränderungen der Münzen bey einzelnen Königen; ich weiß aber nicht, worauf sich diese Nachrichten gründen; und die Regierungszeit der einzelnen Könige läßt sich nicht genau bestimmen [3]. In dem Periplus kommen ausdrücklich Indische Gold-

2) *Ramajan* p. 418. He allo gave a full Ujoota (of pieces) of gold; and a like quantity of unwrought gold.

3) Diesem Verzeichniß zufolge schlug schon der König Savein, der 35ste aus dem ersten der 9 Geschlechter, dem der Pandos, Gold- und Silbermünzen mit dem Bilde der Sonne. Rajah Sernaut, aus dem zweyten Geschlecht, setzte zuerst seinen Nahmen darauf. Rajah Bempal aus dem 7ten Geschlecht setzte den Nahmen und das Bild von einer Gottheit darauf; und Rajah Gobentschand aus dem 8ten Geschlecht gab zuerst den bisher viereckten Rupien eine runde Gestalt. — Woher weiß der Vf. dieß Alles? Finden sich noch Indische Münzen, die über unsere Zeitrechnung binaufgiengen? Ich weiß von keinen, von denen dieß gewiß wäre. Es giebt allerdings viele Indische Münzen mit irgend einem Emblem; aber durchaus ohne alle Inschriften oder Zeitbestimmungen.

Goldmünzen vor, Caltris genannt, die gegen das Griechische und Römische Gold mit Vortheil umgesetzt wurden [4]). Aber welchen Gehalt und welches Gepräge auch das älteste Indische Geld gehabt haben mag, so muß der Gebrauch desselben sehr alt seyn. Dieß beweiset die Erlaubniß, Geld auf Zinsen zu leihen, und die genauen Bestimmungen, welche über den zu nehmenden Zins in den Gesetzen des Menu sich finden. In der Sacontalá wird der wieder gefundene und gebrachte Ring mit Geld bezahlt [5]); und in dem Hitopadesa sind Geldwechsler öfter vorkommende Personen [6]).

Edelsteine und Perlen, beydes einheimische Producte, gehörten zu den ältesten Kostbarkeiten, und also auch Handelsgegenständen, Indiens; sie werden selbst ausdrücklich in Menu's Gesetzen nebst den Corallen und gewebten Zeugen den Vaisyas als die beßten Gegenstände desselben empfohlen; nach deren Preise er sich sorgfältig erkundigen soll [7]). Es wäre überflüssig davon Beweise aus Schriften anzu-

4) Peripl. p. 26. 36.

5) Works of Jones VI., p. 280.

6) Ibid. p. 27. 44. 47.

7) Menu IX., 329.

anzuführen [8]); da selbst schon die ältesten Bildwerke der Nation in ihren Felsentempeln die Beweise davon geben. Zufolge des Periplus wurden Edelsteine jeder Art aus dem Innern nach dem Hafen von Nelcynda gebracht [9]); einzeln werden genannt Diamanten und Rubine [1]). Wenn man weiß, daß die Diamanten in Indien, und zwar auf der Halbinsel, zu Hause sind [2]), so wird man daraus den Schluß ziehen, daß einige der dortigen Gruben schon sehr alt seyn müssen. An einer andern Stelle werden die Onyxe erwähnt, die aus Ozene, also aus den Ghaut-Gebirgen, nach Barygaza gebracht werden; und wovon ich schon an einer andern Stelle gesprochen habe [3]).

Wenn gleich die Perlen ein wahrscheinlich eben so alter Schmuck in Indien als die Edelsteine, und nicht weniger dort einheimisch sind, so ist es doch um so auffallender, daß wir die Perlfischereyen in den

8) Wer sie dennoch wünscht, lese den Gita-Govinda; wovon dem, noch jetzt üblichen, Schmuck der Mädchen in Indien häufig die Rede ist.

9) Λιθία διαφανῆς παντοία ἐκ τῶν ἔσω τόπων.

1) ἄδαμας und ὑάκινθος.

2) S. oben B. I., S. 121. cf. VINCENT II., App. p. 6.

3) Peripl. p. 28. S. oben S. 189.

den bisher bekannten Werken der Inder, so viel ich weiß, nicht erwähnt finden; da doch die Gegend wo sie waren, da wo Rama die berühmte Brücke schlug, als er Ravuna bekriegte, die Inseln und Untiefen zwischen Ceylon und dem festen Lande, zu denen gehört, welche in der Indischen Mythologie vor andern berühmt sind. Gewiß aber ist nur unsere so beschränkte Kunde der Indischen Litteratur Schuld daran; denn der Mythus, den Arrhian vom Hercules erzählt, er habe die Perle gefunden, und, um seine Tochter Pandaea damit zu schmücken, sie im ganzen Indischen Meer aufsuchen lassen, war Indischen Ursprungs [4]). Daß diese Fischerey über die Zeiten Alexander's hinaufgieng, ist klar, weil schon seine Begleiter davon sprachen [5]). Dem Verfasser des Periplus verdanken wir die Nachricht, daß bey Manaar zwischen Ceylon und dem Continent die Perlen nicht blos gefischt, sondern auf dieser Insel auch gebohrt wurden.

4) Arrhian. Op. p. 174. Καὶ ταῦτα μετεξέτεροι Ἰνδῶν περὶ Ἡρακλέους λέγουσι. Wenn man in Hercules den Phönicischen Völkerstamm sieht, könnte man sonst die Sage auch so erklären, daß die Phönicier die Fischerey in dem Indischen Meer getrieben hätten; so gut wie sie es in dem Persischen thaten.

5) Arrhian. Op. p. 194.

wurden [6]). Es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß diese Einrichtungen schon sämmtlich uralte Einrichtungen waren [7]); da ohne das Bohren die Perle nicht brauchbar ist; das Bohren selbst aber viele Kunst erfordert. In dem Zeitalter des eben erwähnten Schriftstellers war der Hauptmarkt für den Perlenhandel in der Stadt Nelcynda oder Neliceram [8]).

Der Gebrauch, und die künstliche Verarbeitung des Elfenbeins zum Putz, steigt in Indien in eben so hohe Zeiten hinauf. Ohrgehänge und Halsketten von Elfenbein sind der gewöhnliche Schmuck der Götterbilder auf Elephante, wie sie es auch noch in Alexander's Zeiten waren [9]). Besonders muß die Kunst es zu Ketten zu verarbeiten weit getrieben seyn; denn diese Ketten scheinen wie aus Einem Stück geschnitten.

Webereyen haben, so weit die Geschichte und selbst die Sage reicht, in Indien zu den wichtigsten

6) Geogr. Min. I., p. 34. Manaar heißt hier die Insel des Epiodorus; vermuthlich von einem Griechen der sie entdeckte.

7) Peripl. p. 32.

8) Nördlich von Calicut, 12° N. B.

9) Arrian. Op. p. 179.

tigsten Manufacturen gehört. Die Natur versorgte Indien mit den rohen Stoffen, vor Allen der Baumwolle; und die Sage selbst hat nicht einmal eine Nachricht davon aufbewahrt, wer der Erfinder des einfachen Weberstuhls ist, der seit jenen undenklichen Zeiten in Indien seine Gestalt nicht verändert zu haben scheint. Die Mannigfaltigkeit der Zeuge, welche Gegenstände des Handels waren, ist schon in dem Periplus so groß, daß man zweifeln darf, ob sie seitdem sich noch vermehrt hat. Wir lesen in ihm von den feinsten Bengalischen Musselinen; von groben, mittlern und feinen; von einfarbigen und von gestreiften Zeugen; von grobem und feinem Cattun; von bunten Gürteln und Schawls; von feinem und groben Purpur, so wie von goldgestickten Zeugen; von gesponnener Seide; und von Pelzwerken aus Serica [1]). Wenn es gewiß ist, daß damals schon diese Mannigfaltigkeit von Geweben in Indien sich fand, so ist es schon an sich wahrscheinlich, daß sie auch schon lange vorher vorhanden gewesen sey. Denn dieser Kunstfleiß war nicht erst eine Frucht des Verkehrs mit dem Auslande; es wurden vormals wie jetzt zuerst die inländischen Bedürfnisse damit gestillt. Wir können

1) Man sehe Peripl. p. 15. 16. 22. 28. 32. 36.

nen freylich, da wir keine frühere, dem Periplus ähnliche, Schrift besitzen, auch keine so genaue Aufzählung der Zeuge und Gewebe, wie sie hier sich findet, erwarten; daß sie aber im Ganzen dieselben waren, ist nicht schwer zu zeigen. Die Griechen und Macedonier sahen schon um vier Jahrhunderte früher dasselbe, als sie mit Alexander und seinen nächsten Nachfolgern nach Indien kamen. Die baumwollenen Gewänder der Inder erregten bereits ihre Aufmerksamkeit durch ihre außerordentliche Weiße. Sie beschreiben das Ober- und Untergewand daraus, wie es noch jetzt getragen wird [2]). Zu ähnlichen Schlüssen führen die Nachrichten des Propheten Ezechiel [3]). Daß jene bunten und prächtigen Gewänder, welche Tyrus und Babylon aus der Ferne erhielten, zum Theil Indischen Ursprungs waren, wird man nach dem, was oben von dem Umfange des Phönicischen und Babylonischen Handels gesagt ist, schwerlich bezweifeln [4]). Aber noch ältere, und noch wichtigere, Zeugnisse giebt uns aus Indien selbst der Ramajan. Die bunten Kleider, die gewöhnliche Tracht der Bürger von Ujadhya, wurden schon oben bey der Beschreibung die-

ser

2) Arrian. Op. p. 179.

3) Ezech. 27, 23. 24.

4) S. oben S. 192.

ser Stadt erwähnt [5]). Aber eine Hauptstelle ist die, wo die Hochzeitgeschenke beschrieben werden, die der König von Videha seiner Tochter Sita giebt [6]). Sie bestehen in wollenen Tüchern, Pelzwerk, Edelsteinen, weicher Seide, vielfarbigen Kleidern, herrlichem Schmuck, und kostbaren Fuhrwerken jeder Art. Unter den wollenen Tüchern — was kann man anders verstehen, als jene Schawls aus Caschmir, die noch jetzt der Schmuck der Frauen des Orients, so wie gegenwärtig auch des Abendlandes sind? Nur die feinsten Webereyen dieser Art konnten einer Königstochter, zumal als Hochzeitgeschenk, würdig seyn. Das hohe Alter dieser so gesuchten Gewebe erhält also dadurch einen neuen Beweis. Aber auch grobe wollene Zeuge, oder Decken werden erwähnt, die über die Wagen gespannt wurden [7]). Das Pelzwerk, auch in warmen Ländern, wie in China, so gesucht, da es mehr als Schmuck wie zur Erwärmung getragen wird, konnte nur aus den nördlichen Ländern kommen. Die Seidenzeuge mögen vielleicht in jenen Zeiten in Indien am unerwartetsten seyn. Es ist aber nicht die

5) S. oben S. 467.

6) *Ramajan* p. 417.

7) *Ramajan* p. 134.

die einzige Stelle wo sie in dem Ramajan vorkommen. Seidene Kleider sind festliche Kleider; selbst in dem Innern der königlichen Harems. So bey dem ersten Empfange der vier Schwiegertöchter des Königs Duscha-Rutha in Ujadhya [8]). "Kuschulia, Surmitra, die schöne Keikeji, und die andern Weiber des Königs, bereit ihre Schwiegertöchter zu umarmen, empfiengen die beglückte Sita, Urmila von hohem Ruhm, und die beyden Töchter des Kuscha-Dwaja. Alle diese Frauen, kostbar gekleidet in Seide, in froher Unterhaltung, giengen eilig in die Tempel der Götter Räuchwerk zu opfern." Waren diese seidenen Kleider die Staatskleider in den fürstlichen Harems, so läßt sich daraus schon erwarten, daß sie ausländische Stoffe waren, worauf ich unten wieder zurückkomme.

Außer diesen Kleidungsstoffen ward aber in Indien von den ältesten Zeiten her auch Baumrinde dazu verarbeitet. Herodot sowohl als Ctesias erwähnen die daraus bereiteten Gewänder [9]). Aus der Sacontalà erhellt, daß dieß die Kleider der frommen Einsiedler und der Büßenden waren.

8) *Ramajan* p. 431.

9) Herod. III., 98. ἐσθῆς φλοΐνη. Bey Ctes. Indic. 22. ἱμάτια ξύλινα.

ren [1]). Sacontalà trug einen Mantel dieser Art; sie werden ausdrücklich den prächtigen Kleidern entgegengesetzt, welche ihr von den Devanis geschenkt wurden, als sie die Gemahlin des Duschmanta ward [2]). Dieser König selbst legte sie an, als er Büßender wurde [3]). Man kann also wohl nicht zweifeln, daß es die gröbern Kleider, im Gegensatz gegen die feinen Musseline und seidenen Kleider, waren. Ihre Verfertigungsart finde ich zwar nicht beschrieben; merkwürdig ist aber die Stelle in der Sacontalà, wo es heißt daß sie in der Sonne getrocknet werden [4]). Sie mußten sich also, scheint es, von denen der Südsee-Inseln unterscheiden, die keine Nässe ertragen. Oder wurden sie bey ihrer Verfertigung benetzt, und dann in der Sonne getrocknet?

Unter den Nahrungsmitteln steht bereits in dem Ramajan der Reis oben an. Die verschiedenen Arten desselben werden unterschieden; und in der glücklichen Stadt Ujadhya ist der Schali, oder

1) Works of Jones VI., p. 225. 226.

2) Ib. p. 257.

3) Ib. p. 283.

4) Ib. p. 289.

oder der in der kalten Jahrszeit gewachsene, den man für den besten hält, das gewöhnlichste Nahrungsmittel [5]). Eine der lehrreichsten Stellen ist das Verzeichniß der Speisen und Getränke, mit denen der Rajah Buschischta das wohlgenährte Heer des Wischwa-Mitra bewirthet [6]). "Jeder „bekam was er begehrte, Zuckerrohr, Honig, La„ja [7]), Mireja [8]), Wein, und köstliche Liquors; „vielerley Speisen, in Haufen gleich Bergen, zum „Saugen, zum Lecken, zum Kauen, zum Trin„ken [9]); zubereiteten Reis, Zuckerwerk und Ge„backenes; nebst großen Gefäßen voll geronnener „Milch und Molken. Alles nach den sechs Arten „des Geschmacks, und ausgetheilt hier und dort; „in Gefäßen bey Tausenden, angefüllt mit dem „verdickten Saft des Zuckerrohrs." Auffallen wird es hier zuerst, daß, obwohl von dem Unterhalt eines Heers die Rede ist, dennoch keine Fleischspeisen erwähnt werden. Das Zuckerrohr wird nicht blos

5) *Ramajan* p. 62.

6) *Ramajan* p. 320.

7) Ein Gericht aus Reis.

8) Ein gegohrnes Getränk aus Molassen und Wasser.

9) Der Leser versetze sich nach Indien, wo das Zuckerrohr und manche saftvolle Früchte ausgesogen, das Gefrorne geleckt, und der Betel gekaut wird.

blos in dem Ramajan, sondern auch im Menu [1]) und in dem Periplus als Gegenstand der Ausfuhr [2]) erwähnt. Der Saft wird theils ausgesogen, theils verdickt in Gefäßen aufbewahrt; aber von dem Raffiniren des Zuckers findet sich keine Spur. Starke und berauschende Getränke kannte das alte Indien von mehr als Einer Art. Aber der Gebrauch derselben war nicht allgemein. Der Ramajan unterscheidet die Suras, welche sich den Genuß derselben erlaubten, von den Usuras, die sich ihn versagten [3]); Secten, die schon ein hohes Alterthum gehabt haben müssen, da sie in dem uralten Mythus der Nachkommen des Uditi, (dieß sind die Suras,) und des Diti (der Usuras) vorkommen.

Unter den starken Getränken wird bereits im Ramajan allerdings mehrmals Wein erwähnt. Will man darunter Wein aus Trauben verstehen, so müßte es aus der Fremde eingeführter Wein seyn; denn in Indien selbst ward, so viel mir bekannt ist, nie Wein gekeltert [4]). Ich trage jedoch großen

1) Menu VIII., 341.

2) Peripl. p. 9.

3) *Ramajan* p. 287.

4) In dem Periplus kommt Wein mehrmals unter den Einfuhrartikeln vor; wie p. 22. 28., damals aus Italien und Syrien.

großen Zweifel, ob da, wo Wein erwähnt wird, Traubenwein darunter zu verstehen sey. Ward er auch vielleicht schon damals in Indien eingeführt, so war er doch wohl, so wenig wie er es jetzt ist, das Getränk bey den Armeen. Viel wahrscheinlicher ist es, daß Palmenwein darunter zu verstehen sey. Dieser konnte allenthalben in Indien selbst bereitet werden; und ward zur Zeit des Periplus außerdem auch aus Arabien eingeführt; weshalb er hier auch Arabischer Wein genannt wird [5]). Die gewöhnlichsten starken Getränke indeß scheinen in Indien die abgezogenen gewesen zu seyn. Sie werden bey Menu in drey Hauptarten abgetheilt [6]): in die welche aus dem Zuckersatze, dem zermalmten Reis, und der Madhuca-Blume [7]) bereitet werden. Die Benennung dieses letztern ist mir nicht weiter bekannt; unter den beyden ersten kann man aber nichts anders als unsern Arrak und unsern Rum verstehen. Alle drey werden dort den Braminen untersagt.

Indien ist das Vaterland der Gewürze; und daß seit uralten Zeiten das Abendland sie von dorther

5) Peripl. p. 21.

6) Menu XI., 95.

7) Sie soll die Bassia Linn. seyn.

her erhielt, ist aus den Untersuchungen über den Phönicischen Handel bereits klar geworden. Wenn sie in den wenigen Schriften der Inder selbst, auf welche wir uns bisher nur berufen können, nicht besonders erwähnt werden, so wird man deshalb an ihrem Verbrauch in dem Lande selber nicht zweifeln. Es ist Zufall; denn weder Menu noch der Ramajan hatten besondere Veranlassung, von dem Zimmt oder Pfeffer zu sprechen.

Anders ist es mit den Räuchwerken. Sie sind von verschiedener Art. Theils einheimische, wie das Sandelholz, das mehrmals der Gita-Govinda erwähnt [8]); und welches das gewöhnlichste Räuchwerk nicht nur in Indien, sondern auch in China ist; theils ausländische, wie vor Allen der Weihrauch. Räuchwerke überhaupt, besonders aber der Weihrauch, gehörten von den ältesten Zeiten her nicht blos zu den Opfern, sondern waren auch im Privatleben, vor Allen bey feyerlichen Gelegenheiten,

8) *Ghita-Govinda* S. 58. 65. 84. Es wächst nach ihm vorzüglich auf den Hügeln von Malaya. Auch wird ein wohlriechendes Oel daraus bereitet; wenn nehmlich das Holz pulverisirt, und mit Oel eingerieben wird. Eine gelehrte Untersuchung über dieses Holz liefert Beckmann Waarenkunde B. II. St. I. S. 112 fg. Es ist höchst wahrscheinlich von dem gelben Sandelholze, das am beßten auf Malabar wächst, nicht von dem rothen, zu verstehen.

heiten, in Indien unentbehrlich. Man vergleiche z. B. im Ramajan Bharata's Einzug in die Stadt seines Großvaters [9]). "Die Einwohner hatten die „Straßen gewässert, mit Sand bestreuet, mit wohl „geordneten Gefäßen mit blühenden Stauden be„setzt. Die Stadt war geschmückt mit Blumen„ketten; und duftete von Weihrauch und süß rie„chendem Räuchwerk." Die Menge des Weihrauchs verdient besonders bemerkt zu werden, da er kein einheimisches, sondern aus Arabien eingeführtes, Product ist. Manche andere einheimische Räuchwerke werden in dem Periplus erwähnt, deren uralten Gebrauch man auch schwerlich bezweifeln wird, da sie im Lande wachsen.

Es ist hier nicht der Ort, die Gegenstände des Handels alle ängstlich aufzuzählen, welche schon in der ältesten Indischen Geschichte vorkommen. Sclavinnen zur Bevölkerung der Harems [1]); Farbewaaren, wie Cochenille [2]) und Indigo [3]); neben den

9) *Ramajan* p. 437.

1) *Ramajan* p. 417. König Janaka fügt hier zu seinen andern Geschenken hundert Sclavinnen mit goldenen Halsbändern.

2) Ctesias Ind. cap. 21.

3) ... dische Schwarz (μέλας Ἰνδικὸν in dem Periplus ... als Cinnober p. 18.

den edlen auch unedle Metalle, vor allen der berühmte Indische Stahl [4]); und manche andere Waaren werden erwähnt. Aber auch die bisher angeführten werden schon hinreichen, eine Ansicht von dem Umfange des uralten Indischen Handels in Rücksicht seiner vornehmsten Gegenstände zu geben.

Die Natur des Landes brachte es aber auch mit sich, daß der Indische Binnenhandel sich von dem des übrigen Asiens in Rücksicht der Art und Weise wie er geführt wurde, unterscheiden mußte. Er konnte, und braucht noch, hier nicht so wie in den großen Ländern des innern Asiens, durch Caravanen geführt zu werden. Der größere Theil des Landes, die ganze Halbinsel, mit Gebirgen angefüllt, verstattet wenig oder gar nicht den Gebrauch des Camels [5]). Die mäßigen Entfernungen, und die verbreitete Civilisation, geben auch den einzelnen Reisenden Sicherheit. Die Fahrt auf den Flüssen, und die Küstenschifffahrt, erleichterten ungemein den Transport der Waaren. Der Ganges und seine Nebenflüsse sind die großen Straßen des Handels in dem

4) Ctes. Ind. 4.

5) Der Periplus p. 29. bemerkt ausdrücklich, daß die Waaren aus den innern Handelsplätzen auf Karren (ἁμαξαις) nach den Küstenstädten geschafft wurden.

dem nördlichen Indien; auch die Schifffahrt auf den Flüssen der Halbinsel wird erwähnt [6]); und Kunststraßen, wie wir sie nachmals zwischen dem Ganges und Indus finden [7]), waren vermuthlich schon früher vorhanden. Der Verkehr zwischen der östlichen und westlichen Küste ward aber nach Arrhian's Nachrichten durch im Lande selbst gezimmerte Schiffe geführt [8]); und daß dieses schon viele Jahrhunderte vor seinen Zeiten eben so gewesen seyn muß, wird Niemand bezweifeln, sobald er sich des hohen Alters der Perlfischerey in der Straße von Ceylon, und der dazu erforderlichen Anstalten erinnert. Erscheinungen, wie der Caravanenhandel sie in den andern Ländern des Orients darbietet, würden also Indien wohl fremd geblieben seyn; hätten nicht die Schaaren der Wallfahrtenden und Büßenden dafür gewissermaßen überflüssigen Ersatz gegeben. Nicht einzeln, sondern in zahlreichen, ja zahllosen, Haufen strömen sie nach den heiligen Plätzen, wo wohl Hunderttausende zusammenkommen, wie in Benares, Jagernaut, u. a.; und die Bedürfnisse einer so großen Menschenmenge erzeugen von selbst einen Handel, der mit der Andacht sich

6) Peripl. p. 31. Flußzölle bey Menu VIII., 406.

7) Strab. p. 1010.

8) Peripl. p. 34.

sich vereinigte [9]). So konnten also jene Tschultris, deren Anlage die Religion auch hier zur Pflicht machte, und in denen die Baukunst nicht selten sich in ihrem Glanze zeigte, wenn auch nicht die gleiche, doch eine ähnliche, Bestimmung haben, als die Caravansereyen in den andern Ländern des Orients.

War aber gleich der Handel nicht so wie anderwärts in Indien Caravanenhandel, so bedurfte er

9) Als Beyspiel führe ich nur die Erzählung des Capt. Hardwike As. Res. VI., p. 312. von der Wallfahrt und Messe zu Hurdwar am Ganges, 30° N. B. an. "Diese „Messe, heißt es, ist eine jährliche Versammlung der Hin„dus, um an der heiligen Stelle im Ganges zu baden. „Die versammelte Menge konnte mäßig auf 2 1/2 Mil„lion angeschlagen werden; nach dem Verzeichniß ihrer „bezahlten Abgaben. Sind gleich religiöse Gebräuche ihr „erster Zweck; so bedient man sich doch auch dieser Gele„genheit Geschäfte zu machen; und treibt einen sehr aus„gebreiteten Handel. Bey diesem Zusammenfluß der Völ„ker war es höchst interessant die Gestalten, Kleidungen, „Sitten der Bewohner so vieler Länder, wie von Cabul, „Caschmir, Lahore, Tiber, Sirinapur, und den Ebenen „von Hindostan zu sehen. Aus einigen dieser entfernten „Gegenden unternehmen ganze Familien, Männer, Wei„ber, und Kinder die Reise; einige zu Fuß; andere zu „Pferde; noch andere, besonders Weiber und Kinder, in „großen Karren, mit Matten überspannt, die ihnen wäh„rend der Messe zugleich als Wohnungen dienen." Und doch ist Hurdwar keiner der heiligen Plätze vom ersten Range!

er doch gewisser Plätze, die Mittelpuncte und Stapelplätze desselben waren. Sie fanden sich zum Theil im Innern; zum Theil aber auch an der Küste; und sind von dem Verfasser des Periplus angegeben. Er nennt drey dieser Plätze; im Norden der Halbinsel Ozene; und im Innern derselben die beyden Plätze Tagara und Pluthana. Der erste derselben, Ozene, ist, wie schon oben gezeigt, die jetzige Hauptstadt des Scindiah, eines der mächtigsten Marattenfürsten, Ougein; das aber schon von Arrhian als eine alte Hauptstadt, die vormals Residenz gewesen, geschildert wird [1]). Ozene war erstlich der Stapelplatz für den innern Handel,

1) Peripl. p. 27. 28. Das jetzige Ougein steht Eine Englische Meile von dem alten. Dieß letztere ist, wahrscheinlich durch ein Erdbeben, verschüttet; wie die Sage will, in dem Zeitalter des Vicramaditya. In der Tiefe von 15 bis 18 Fuß findet man ganze Mauern von Backsteinen, von außerordentlicher Größe; Pfeiler; mancherley Geräthschaften, und Münzen. Sogar ein Vorrath von Weizen ward gefunden. Neben diesen Ruinen ist der Grottenpallast, den der Mythus dem Rajah Bhirtuny, Bruder des Vicramaditya, beylegt. Er enthält Höfe, Gallerien und Gemächer, deren Wände mit Reliefs verziert sind; es ist aber unmöglich das ganze Labyrinth zu untersuchen, weil Vieles verschüttet ist. S. die Beschreibung desselben von Will. Hunter in As. Res. VI., p. 56. Gewiß also ist Ougein eine der ältesten Städte Indiens; auch ist sie noch ein heiliger Platz; und Alles führt darauf, daß es ursprünglich eine ganz gleiche Anlage wie die von Ellore, Elephante u. w. war.

Handel, indem die umliegende Landschaft ihre Bedürfnisse von dorther zog; ferner aber auch für den auswärtigen Handel, indem von dort die inländischen Erzeugnisse, Onyxe, Musseline, grobe und feine Cattune, nach dem Hafen Barygaza zur Ausfuhr gebracht wurden; wahrscheinlich auch noch Producte entfernterer nördlicher Gegenden, worauf ich unten zurückkommen werde. Ozene gehörte von jeher zu den heiligen Städten; und zwar vom ersten Range; das Land zwey Coß im Umkreise wird für heilig gehalten [2]). Es ist daher ein Ziel der Wallfahrten. Jährlich, zu einer bestimmten Zeit, versammlet sich hier eine große Menschenmenge. So erklärt sich also leicht, wie es, als Residenz, und als heiliger Ort, ein Haupt-platz des inländischen Handels werden konnte.

In dem Innern von Decan werden die beyden Plätze Tagara und Pluthana erwähnt; sie werden ausdrücklich die beyden wichtigsten Handelsplätze von Decan genannt [3]). Tagara ist, wie wir schon oben bemerkten, das alte Deoghur, der Götterhügel, berühmt durch seine uralten Pagoden;

2) Ayeen Acberi II., p. 546.

3) Peripl. p. 29.

goden; und durch das, gleich daneben liegende, noch berühmtere Ellore [4]). Also auch hier haben wir wieder einen Beweis, daß der Binnenhandel von Indien an eins der berühmtesten Heiligthümer, seit Jahrtausenden das Ziel der Wallfahrten, geknüpft war. Tagara heißt noch in dem Periplus eine der größten Städte; woraus wir auf die lange Periode ihres Glanzes zurückschließen können. Grobe und feine baumwollene Zeuge, Musseline verschiedener Art, und auch andere einheimische Erzeugnisse, wurden von dort auf sehr beschwerlichen Wegen nach dem Hafen Barygaza zur *weitern* Ausfuhr gebracht.

Ungewiß dagegen ist die Lage von Pluthana. Nach der jetzigen Lesart des Periplus müßte man es zwanzig Tagereisen südlich von Barygaza suchen; Tagara aber soll zehn Tagereisen von Pluthana östlich liegen. Man könnte am ersten auf den Ort Patual rathen; der gegen 30 Meilen westlich, also zehn Tagereisen, wie man sie mit beladenen Karren (nach dem Ausdruck des Periplus,) in beschwerlichen Bergwegen machen kann, von Tagara entfernt ist; allein die Entfernung von Patual nach Ougein beträgt nicht zwanzig, sondern wenigstens dreyßig Tagereisen. Anerkanntermaßen aber ist die Stelle

4) S. oben S. 591. 592.

Stelle des Periplus lückenhaft; man muß also bey Vermuthungen stehen bleiben. Auf jeden Fall lag dieß Pluthana mitten in den Ghautgebirgen; denn es war der Marktplatz für die Onyxe, die von da, auf gleich beschwerlichen Wegen, nach Barygaza gebracht wurden [5]).

Das Bisherige wird wenigstens einiges Licht auf den innern Handel von Indien werfen. Vielleicht wird sich dieser noch etwas weiter aufklären, wenn wir damit die Untersuchung über den auswärtigen Handel, jedoch nach den obigen Beschränkungen, verbinden, wie er schon in den Zeiten vor den Ptolemaeern statt gefunden hat. Ich werde dabey nach denselben critischen Grundsätzen verfahren, indem ich spätere Nachrichten, nahmentlich die, welche der Periplus des Arrhian's enthält, nur in so weit nutze, als sie entweder an und für sich selbst sich schon auf frühere Zeiten beziehen; oder in Verbindung mit früheren Nachrichten auf diese ein Licht werfen. Immer aber bitte ich die Leser, die Bemerkung sich gegenwärtig zu erhalten, welche gewiß schon die bisherigen Untersuchungen bestätigt haben, und die nachfolgenden noch mehr bestätigen werden, daß der eigne innere Handel

5) Peripl. l. c.

del des Orients wenigen Veränderungen, meist nur mäßigen Abbiegungen der Straßen, unterworfen gewesen ist; die großen Veränderungen desselben aber meist sich nur auf die veränderten Handelswege nach dem Occident bezogen.

Die Natur des Landes und seiner Producte, und der Character der Nation, trugen beyde dazu bey, daß der Handel der Inder mehr passiv als activ war. Die Erzeugnisse Indiens waren stets die gesuchtesten der westlichen Welt; sie brauchten sie also nicht selber Andern zuzuführen; sie konnten warten daß diese kamen und sie holten. Der Character der Nation ist ohne jene kühne Thätigkeit, welche die außerordentlichen Unternehmungen sucht. Sie lieben das Abentheuerliche in ihren Mährchen; sie selbst ziehen Ruhe mit der stillen Thätigkeit, wie sie der Pflug oder der Weberstuhl erfordert, den gewagten Unternehmungen vor. Ihr Indien, ihr Jambu-Div, ist ihnen die Welt. Im Norden trennte sie ein schwer zu übersteigender Gebirgwall von dem übrigen Asien; die andern Seiten ihres Landes umgab das Meer; und wenn nicht Gesetze, (Menu's Gesetzbuch enthält nichts darüber;) doch Sitte oder Herkommen schlossen sie vom Meer aus; wir wissen nicht daß die Inder je Seefahrer waren.

Diese Bemerkung indeß ist nur von der Nation im Ganzen zu verstehen. Sie schließt keineswegs aus, daß Einzelne als Kaufleute über's Meer giengen, sich in fremden Ländern niederließen, und durch Handel sich bereicherten. Kein Gesetz hat dieses je verboten; vielmehr kommen bey Menu Verordnungen vor, die dieß stillschweigend erlauben; indem im Handel alle Contracte, die sich auf die zu laufende Gefahr bey See- und Landreisen beziehen, ausdrücklich für gesetzmäßig erklärt werden [6]). Auch erklärt die Religion nicht, wie die der Aegypter, das Meer für unrein. Es hat seinen eigenen Beherrscher; und nach einem physischen Mythus entstand das Meer — der Golf von Bengalen — durch die Ergießungen des heiligen Stroms, des Ganges [7]). Jeder weiß, daß Indische Kaufleute, Banianen genannt, über das Meer gehen, und in fremden Städten sich niederlassen. "Der Handel des glücklichen Arabiens", sagt ein neuerer Schriftsteller [8]), "ist ganz in den Händen „der Banianen von Guzurate, die vom Vater auf „den

6) Menu VIII., 157.

7) *Ramajan* p. 281.

8) Aus den Nachrichten des Hrn. Clouper in Allgem. Geogr. Ephem. 1810. Nov. S. 235.

„den Sohn sich im Lande niedergelassen haben. „Die Regierung beschützt diese Art Weltbürger; „und legt ihnen eine, ihren vermutheten Reichthü„mern angemessene, Abgabe auf.“ Höchst wahrscheinlich ist es schon seit uralten Zeiten nicht anders gewesen. “Ein Schiff,” heißt es im Hitopadesa [9], “braucht man um über den Ocean zu „reisen.” “Zwölf Jahre,” wird an einer andern Stelle erzählt [1], “war ein Kaufmann auf Reisen „gewesen, und kam mit einer Ladung Edelsteine „zurück.” Das deutlichste Beyspiel giebt in der Sacontalà der Bericht von dem Kaufmann Danavriddi, dessen unermeßliches Vermögen dem Könige anheim fiel, weil er kinderlos auf einer Seereise umgekommen war [2]. Will man außer diesem noch einen historischen Beweis, so giebt ihn der Periplus; der neben den Arabischen und Griechischen auch der Indischen Kaufleute, der Banianen, erwähnt, welche sich des Handels wegen an der N. Seite der Insel Socotora niedergelassen hatten [3].

Das

9) Works of Jones VI., p. 94.

1) Ib. p. 80.

2) Ib. p. 292.

3) Peripl. p. 17. Sie heißt die Insel des Dioscorides.

Das Bisherige wird hoffentlich einiges Licht über die Art und Weise verbreiten, wie die Inder an dem auswärtigen Handel Theil nahmen. Wurden gleich von ihnen weder die Caravanen gebildet, noch die Schiffe bemannt, so schloß dieses doch keineswegs die Theilnahme Vieler, und die Reisen Einzelner, aus. Es ist jetzt Zeit diesen auswärtigen Handel nach seinen einzelnen Richtungen zu verfolgen. Er gieng aber nach drey Weltgegenden: nach Norden, Osten, und Westen. Von jedem muß einzeln geredet werden.

Der Handel nach Norden bezieht sich auf die Verbindung mit China [4]. Daß trotz aller Hindernisse, welche die Natur durch unersteiglich scheinende Gebirge und durch Wüsten in den Weg gelegt hatte, dennoch von uralten Zeiten ein Verkehr zwischen diesen Ländern statt gefunden habe, scheint keinem Zweifel ausgesetzt; weil wir Chinesische Waaren in Indien treffen. Der Ramajan erwähnt, wie oben bemerkt ist [5], der seidenen Zeuge und Gewänder, als einer Tracht in den Harems

4) Daß der Nahme China Indisch sey, und aus Indien zu uns kam, hat Vincent II., p. 574. 575. bereits bewiesen.

5) S. oben S. 648.

rems der Großen. Ob die reichen Hochzeitkleider in der Sacontalà nach diesem gleichfalls für seidene gehalten werden müssen [6]), überlasse ich dem Ermessen der Leser. Aber in dem Periplus werden sowohl seidene Zeuge, als auch gesponnene Seide, als von außen eingeführte Handelsgegenstände genannt [7]). Daß aber die Seide ein eigenthümliches Product von China und dem westlich daran stoßenden Tongut, oder den Ländern sey, welche das Alterthum unter dem nicht immer genau bestimmten Nahmen Serica begriff, ist eine so allgemein bekannte Sache, daß sie nicht erst eines Beweises bedarf. Es frägt sich also nur, auf welchem Wege dieser Verkehr statt fand, und wie er getrieben wurde?

Ein Verkehr zu Lande hat unleugbar zwischen Indien und China bestanden, und besteht vielleicht noch. Aber die Dunkelheit welche über diesen Gegenstand ruht, ist nicht ganz aufzuhellen, da fast kein Europäer diese Reise gemacht hat. Ich setze daher zuerst das Zeugniß des Periplus her, welches die Sache an und für sich, außer allem Zweifel setzt. An der Ostküste der Halbinsel erwähnt er zuerst

6) Works of Jones VI., p. 257.

7) Peripl. p. 56.

zuerst der Gegend von Masalia, die sich einen großen Theil der Küste herzieht; und wo viele baumwollene Zeuge verfertigt werden [8]). Daß dieß Masulipatan sey, lehrt Lage, Nahme und Erzeugniß unwidersprechlich [9]). Weiter führt er uns zu den Mündungen des Ganges, wo sich ein Handelsplatz desselben Nahmens findet, wo Betel, Perlen und die feinsten Musseline verkauft werden [1]). Weiterhin folgt die Insel (oder Halbinsel) Chryse, das östlichste der Länder; (die jenseitige Halbinsel mit Ava, Pegu, Malacca.). Nördlich von diesem, längs dem Ocean, liegt ein Land, in welchem sich im Innern die große Stadt Thina findet. "Von daher wird die rohe Seide, die gesponnene Seide, und das Seidenzeug zu Lande durch Bactrien nach Barygaza gebracht. Außerdem aber auch nach Limyrika,

8) Peripl. p. 35.

9) Man sehe darüber Vincent II., p. 523.

1) Peripl. p. 36. Πόλις μεσόγειος μεγίστη, λεγομένη Θῖνα, ἀφ' ἧς τό τε ἔριον, καὶ τὸ ὀθόνιον τὸ Σηρικὸν εἰς τὴν Βαρύγαζαν διὰ Βακτρῶν πεζῇ φέρεται· καὶ εἰς τὴν Λιμυρικὴν πάλιν διὰ τοῦ Γάγγου ποταμοῦ. Daß das Thina des Periplus im Norden, d. i. in Serica oder China, gesucht werden muß, geht aus den Worten desselben ganz klar hervor. Ptolemaeus und andere Schriftsteller setzen ihr Thinae nach Malacca, bey dem jetzigen Tenasserim. Man sehe über diese Angabe, und die Ursache derselben, Mannert V., S. 234. 275.

myrika, den Ganges herunter." Aus diesen letzten Worten ist klar, daß die Seide auf zwey Wegen, dem ersten westlichen, ganz zu Lande über Bactrien, dem andern östlichen, den Ganges herunter nach Indien kam. Die Stadt Thina, mag sie nun Peking [2]) oder eine andere der großen Städte des westlichen Chinas seyn, war auf jeden Fall in diesem Lande der große Stapelplatz des Seidenhandels. Es frägt sich nun erstlich, durch wen? und ferner, auf welcher Straße jener Landhandel geführt ward?

Die erste Frage, durch wen? beantwortet sich auf eine, wahrhaft überraschende, Weise durch jenes Zeugniß des Ctesias, das ich als die älteste Spur einer Verbindung der westlichen Welt mit China schon bey einer andern Gelegenheit angeführt habe [3]). "Die Inder, sagt er [4]), wel„che die Nachbaren der Bactrier sind, ziehen in „die

2) Wenn man sie nemlich für einerley mit der Serum metropolis bey Ptolemaeus hält.

3) S. oben S. 197.

4) Ap. Aelian. Hist. An. IV., 27. Man vermißt diese Stelle in den Sammlungen der Bruchstücke des Ctesias, weil sie erst am Ende des Capitels steht. Daß die Notiz aber noch aus Ctesias geschöpft sey, lehrt der Zusammenhang mit dem vorhergehenden klar.

„die goldreiche Wüste bewaffnet in Schaaren von „tausend oder zwey tausend Mann. Sie kommen „aber, wie man sagt, von diesen Zügen erst im „dritten oder vierten Jahr nach Hause zurück." Daß jene Wüste die Wüste Cobi, die Inder aber die nördlichsten Inder, oder die Anwohner des Paropamisus seyen, ist bereits oben gezeigt. Jene Reisen durch die Wüste aber, in so zahlreichen Caravanen gemacht, und in einem so langen Zeitraum, wohin konnten sie anders gerichtet seyn, wohin konnten sie anders führen als nach China? Freylich erwähnt der Schriftsteller, der nur von dem Golde gehört hatte, zu dessen Aufsuchung die Reise unternommen werden sollte, der Seide nicht, die er wahrscheinlich nicht kannte. Aber daß das Gold auch durch die Seide zu gewinnen war, und daß man das Haupterzeugniß von China nicht wird unbenutzt gelassen haben, bedarf wohl keines Beweises. So waren es also diese Nordinder, d. i. die Bewohner von Cabul und Badagschan, welche die Erzeugnisse Chinas in zahlreichen Caravanen abholten, entweder um sie selber weiter zu verführen, oder durch ihre Nachbarn, die Bactrier, weiter verführen zu lassen; in deren Lande sich höchst wahrscheinlich der erste große Platz des Zwischenhandels, sowohl für Medien als das eigentliche Indien, fand. Auf jeden Fall giengen sie durch

Bactri-

Bactrien nach Indien; und nach Barygaza. Ob ganz zu Lande, oder den Indus herunter? bleibt zwar der Vermuthung überlassen; aber daß auf dem Indus und seinen Nebenflüssen schon vor Alexander's Zeiten eine lebhafte Schifffahrt muß statt gefunden haben, erhellt deutlich aus Alexander's Indischer Expedition. Er konnte in so kurzer Zeit eine so zahlreiche Flotte hier zusammenbringen, daß er den größten Theil seiner Armee darauf einschiffen, und so über Pattala, dem Hafen und Handelsplatz in dem Delta des Indus, bis zu seinen Mündungen gelangen konnte.

Die zweyte Frage: auf welchem Wege der Handel geführt ward, läßt sich beantworten, in so fern man die etwas spätern Nachrichten darüber, wozu uns hier die Natur der Dinge berechtigt, auch auf die früheren Zeiten anwendet. Diese Nachrichten finden sich bey Ptolemaeus [5]); indem er die Entfernungen vom Euphrat bis nach Serica, nach den Angaben des Marinus, berechnet. Er nennt als Hauptstation des Handels den steinernen Thurm, der unter gleicher Parallele (42° N. B.) mit Byzanz, und der Hauptstadt der Seres liegend, von dieser um sieben Monathe entfernt sey. Man gelange zu diesem steinernen Thurm durch

5) Ptol. I., c. 11. 12.

durch einen Paß, wo die von Süden herkommende Kette des Imaus sich mit der nach Norden ziehenden vereinigt; d. i. wo an der W. Grenze der kleinen Bucharey sich die große Kette des Taurus in die beyden Arme spaltet, welche die weite Ebene der Wüste Cobi begrenzen.

Erst vor kurzem ist über jene Angabe des Ptolemaeus ein neues Licht verbreitet; und selbst erwiesen worden, daß jenes, für die Geschichte des Handels so wichtige, Denkmahl noch vorhanden sey. Wir verdanken diese Nachricht Hrn. Wilford, der sie aus dem Munde eines Russen erhielt, Nahmens Czernischew; der im Jahr 1780 als Sclave eines Usbek-Kaufmanns die Reise von Bochara über Caschgar und Jerken nach Caschmir hatte mitmachen müssen; und darauf nach erhaltener Freyheit in Bengalen ankam. "Jene Bergkette", sagt Wilford nach seiner Aussage [6]), "hat gegen „Indien und China eine gewaltige Höhe; ist aber „am leichtesten von der N. W. Seite zu ersteigen, „bey dem steinernen Thurm und der Station „der Kaufleute, die nach China handeln. Der „steinerne Thurm ist noch vorhanden, unter dem „Nahmen Chasotun, oder die vierzig Säu„len;

6) In As. Res. VIII., p. 323.

„len [7]); und ist in allen jenen Ländern berühmt. „Noch jetzt ist dieser Platz der Sammelplatz der „Kaufleute; sie nennen ihn Tact Soleiman, „oder den Thron des Salomo. Dieser steinerne „Thurm steht zur Linken, oder nördlich der Stra„ße, auf dem hervorspringenden Ende einer schma„len Bergkette, die scharf mitten in der Ebene en„det [8]). Dieß Ende, aus einem derben Felsen „bestehend, ist in eine regelmäßige Form gehauen, „mit zwey Reihen jede von zwanzig Säulen. Die „vordere Seite ist in einem sehr verfallenen Zu„stande; die obere Reihe der Säulen steht noch; „die untere mit ihrem Gebälk ist zerstört. Es ist „ein bewundernswürdiges Werk; und wird von den „Eingebohrnen übermenschlichen Wesen zugeschrie„ben."

Dieser sogenannte Thurm war also ein sehr ansehnliches Gebäude; wahrscheinlich eine große Caravanserey; mit einem daneben stehenden Heiligthum. Man bedurfte bey dem Eingange in die Wüste eines solchen Denkmahls; und leicht mochte auch schon hier ein nicht unbedeutender Marktplatz seyn. Die

7) Wie bey den Persern der Pallast von Persepolis Tschil-Minar heißt. — Ist es das Heiligthum der Sonne in der Wüste, bey Ctesias? Ind. c. 8. s. oben Bd. I., S. 122.

8) Unter 41° N. B., 96 1/2° d. L.

Die Straße aber, wie die Zeit, welche die Indischen Kaufleute auf der Reise nach China gebrauchten, werden jetzt deutlich [9]). Wenn wir Cabul als den Ort der Abreise annehmen, so gieng der Zug erst N. O. bis gegen 41° N. B. Hier erstieg man das Gebürge, und langte durch den Paß Hoschàn am Rande der Wüste Cobi an. Der Weg gieng durch diese Wüste, vermuthlich über Caschgar und Aksu; dann ferner durch die Coschotey nach Sedschu an der Grenze von China; und wofern unter der Metropolis von Serica, wie nach der Angabe des Ptolemaeus man es glauben muß, Peking zu verstehen ist [1]), bis zu dieser, allerdings sehr

9) Czernischew gieng von Kogend nach Kaschgar, und gab folgende Stationen an: Von Kogend nach Cucan 2 Tagereisen; nach Machalan 1; nach Gherabà und Chasotun 1; dem Paß Hoschan 1; den Bleyminen 10; nach Girrel und dem Eingange in die Ebene 2; nach Caschgar 1 Tagereise. Auf der, nach einer Russischen Handzeichnung entworfenen, Charte von dem Lande der Kirgisen; Weimar 1804. findet man die Orte: Cucan (Kotschan;) Machalan (Murgalan;) den Paß Hoschan (Adjan) und Caschgar angeführt nach den angegebenen Entfernungen; nur die von Kogend nach Cucan muß ich bezweifeln; die nach allen unsern Charten nicht 2, sondern wenigstens 20 Tagereisen erfordern würde.

1) Die von Ptolemaeus angegebene Breite ist beynahe ganz richtig.

sehr alten, Stadt. Dieser ganze Weg beträgt über 500 Meilen; und wenn die Hinreise, der dortige Aufenthalt, und die Rückreise nicht weniger als drey Jahre erforderten, wird man dieß nicht übertrieben finden [2]).

Aber der Periplus kennt noch einen zweyten Weg, auf welchem, den Ganges herunter, die Seide zu dessen Mündung, und von da nach Limyrika gebracht ward [3]). Diese Straße ist zwar die kürzere, aber auch die beschwerlichere. Sie kann keine andere seyn als durch die hohen Gebirge von Tibet, in deren Innerm der Ganges entspringt. Wie große Hindernisse indeß hier auch die Natur in den Weg gelegt hat, so ist es doch gewiß, daß Religion und Gewinnsucht sie überwinden; und auch schon seit lange überwunden haben. Indem die Lamaische Religion ihren Bekennern Wallfahrten zu ihrem Oberpriester vorschreibt, der in dem Innern von Tibet seinen Sitz hat, reizt sie zu der Reise

2) Von neuern Reisenden hat der schon oben B. I., S. 123. erwähnte Missionar Goez die Reise gemacht. Sein Weg gieng von Cabul über Samarcand, Caschgar, Jerken, wo die Caravane von Cabul ihre Waaren mit einer andern aus China austauschte, nach Peking. PURCHASE Pilgrimages III., p. 312.

3) Peripl. l. c.

Reise dahin; auch besitzen wir eine Reiseroute des Dalai Lama selbst, von seiner Residenz bis nach Peking, wohin der Kayser Kien-Long ihn eingeladen hatte; wo er aber an den Blattern seinen Tod fand [4]. Aber mit diesen Nahmen sonst unbekannter Städte, ohne feste geographische Bestimmungen, ist uns nicht viel geholfen. Bey alle dem ist es aber klar, daß schon in dem Zeitalter des Periplus eine solche Handelsstraße vorhanden war. Sie läßt sich freylich nicht nach Stationen bestimmen; allein da die Waaren nachher den Ganges herunter gebracht wurden, so ist doch gewiß, daß ihre Richtung auf diesen Strom, und also von China aus S. W. gieng. Die jetzige Straße geht bey Teschu Lumbo (30° N. B. 106° d. L.) vorbey;

4) Die Reise ward gemacht im Jahr 1780. Die urkundlichen Nachrichten davon stehen hinter TURNER Account of an Ambassy to Tibet, p. 443. 457. Die Hauptstationen waren: Ducbu, an dem Flusse gleiches Nahmens, nach 46 Tagen; Tuktbaring 25 T.; Stadt Cumbu-Gumbaw 19 T., wo der eben gefallene Schnee den Groß-Lama 4 Monathe aufhielt; Stadt Tumdatelu 15 T.; Nissaur 9 T.; Karambu 30 T.; Tolowar 29 T.; Singbding 15 T., bis wohin der Kayser dem Lama entgegen gekommen war. Erst ein Jahr nach der Abreise von seiner Residenz in Tibet kam er in Peking an. Die Geschenke des Kaysers, Seide, Perlen und Pelzwerk, sind noch dieselben wie im Ramajan.

bey; und da sie hier in gerader Richtung den Ganges erreicht, so ist wohl um so weniger zu zweifeln, daß es die alte Straße sey. Teschu Lumbo ist überhaupt der Ort in Tibet, wo die großen Handelsstraßen sich durchkreuzen; Turner konnte die nach China, nach Caschmir, nach Nepal, und nach der Mongoley gehenden, sämmtlich aus seiner Wohnung sehen [5]).

In der Mündung des Ganges langten die Waaren in der Handelsstadt desselben Nahmens an; wahrscheinlich in der Nähe von Duliapur S. O. von Calcutta an dem mittlern Arm des Stroms [6]). Wie die Waaren von hier nach dem letzten Indischen Markt zu Limyrika gebracht wurden, sagt der Periplus zwar nicht; da aber die ganze Küste von Coromandel beschifft ward, so kann man wohl nicht zweifeln, daß es zur See geschah.

Daß

5) Turner p. 296.

6) Dahin setzt sie Mannert V., S. 232. Genau läßt ihre Lage sich nicht angeben. Sie war die Niederlage nicht nur für die Producte von China, sondern auch von Bengalen; besonders den feinen Musselinen. Wenn der Ganges mit seinen Nebenflüssen die große Straße des inländischen Verkehrs bildete, so kann man wohl nicht zweifeln, daß die Handelsstadt an seiner Mündung von Bedeutung seyn mußte.

Daß der zuerst beschriebene Landweg um vieles älter als der Periplus sey, gieng aus der Stelle des Ctesias hervor; ob der letztere auf ein gleiches Alter Ansprüche machen könne, muß ich unentschieden lassen. Daß aber auf Einem von beyden Wegen, wo nicht auf beyden, die Seidenzeuge aus China nach Indien kamen, schon in der Zeit als der Ramajan gedichtet ward, kann keinem Zweifel weiter unterworfen seyn.

Seide war aber nicht die einzige Waare, die Indien aus China erhielt; der Periplus nennt daneben noch eine zweyte, die Felle aus Serica [7]). Dieser Ausdruck kann auf eine doppelte Weise erklärt werden; man kann ihn von Pelzwerk, oder auch von bereitetem Leder verstehen. Wie man es auch erklären will, so kam es aus dem Lande der Seres. Ist es Pelzwerk, so beweiset es, daß ein Zweig des Pelzhandels, wovon ich oben bey den Scythen sprach, über Serica nach Indien gieng. Will man bereitetes Leder darunter verstehen, so kann es auch nicht unwahrscheinlich seyn, daß die Bereitung des Saffians, und anderer feiner Lederarten, die noch jetzt, — unentbehrlich zu den pantof-

7) δέρματα Σηρικά. Periplus p. 22.

pantoffelartigen Fußbekleidungen der Großen beyderley Geschlechts — in Asien zu Hause sind, es auch schon in jenen frühern Zeiten waren. Für gewiß aber sehe ich es an, daß dieser Handel weit über die Zeit des Periplus hinausgieng; und uralt war. In dem Ramajan sind Thierhäute [8]) unter den Hochzeitgeschenken der Königstochter Sita, neben den Schawls, seidenen Kleidern und Edelsteinen. Sie gehören also offenbar zu den Kostbarkeiten und fremden Waaren; mag man nun kostbare Lederarten oder Pelzwerke darunter verstehen wollen.

Aber noch einen dritten Handelszweig beschreibt der Periplus, der eben so merkwürdig als schwierig ist; weshalb ich die ganze Stelle hersetze. "Nach „Thina, heißt es [9]), ist nicht leicht zu kommen; „und wenige kehren von dort zurück. Die Gegend „liegt unter dem kleinen Bär; und soll an das „schwarze und Caspische Meer stoßen; wo der See „Maeotis in den Ocean mündet. An der Grenze „von Thina erscheint jährlich ein Volk, ungestalt „von Körper, mit breiten Gesichtern, und eingedrückten Nasen. Sie nennen sich Sesatae [1]), „und

8) Deer - Skins. *Ramajan* p.417.

9) Peripl. p.36. 37.

1) Bey Ptolemaeus Besatae.

„und gleichen den Wilden. Sie kommen mit Weib „und Kind, und tragen große Lasten in Matten, „den Weinreben ähnlich. Dann bleiben sie an ei„nem Orte zwischen ihren und Thinas Grenzen. „Hier begehen sie einige Tage lang ein Fest; in„dem sie auf ihren Matten ruhen; und kehren dann „in das Innere ihres Landes zurück. Dann kom„men die Bewohner von Thina; lesen ihre Matten „auf; ziehen die Halme heraus, den sogenannten „Betel [2]); schlagen die Blätter zusammen, in„dem sie Kugeln daraus machen; und durchziehen „sie mit den Fasern des Halms. Es giebt aber „dreyerley Arten, den größern, mittlern, und klei„nern. So werden diese drey Arten verfertigt; „und von denen, die dieß thun, nach Indien ge„bracht. Was aber weiter (über Thina) hinauf„liegt, ist unerforschtes Land, sey es weil die Käl„te und der heftige Frost das Reisen erschweren; „sey es weil die Götter es so gewollt haben." — Aus dieser Beschreibung gehen folgende Schlüsse klar hervor:

Erst-

2) Πέτρος. Den Indischen Nahmen wird man in dieser griechischen Form nicht verkennen. Der sonst gewöhnliche Nahme in dem Periplus ist Malabathrum, *μαλάβαθρον*; welcher Nahme aber auch in einem zweyten Sinn als eine wohlriechende Salbe gebraucht wird. cf. Vincent II., p. 735.

Erstlich: Die Waare wovon die Rede ist, ist durchaus nicht zu verkennen, stände auch der Nahme selbst nicht da; es ist der Betel d. i. die in das Betel-Blatt gewickelte Areka-Nuß, die bekanntlich zum Kauen gebraucht wird. Sollte auch die Beschreibung der Verfertigung desselben nicht ganz richtig seyn, so treffen doch die Hauptsachen zu. Der Betel ist eine Art Pfeffer-Pflanze; die Frucht wächst auf Reben, deren Blätter um die Areka-Nuß gewickelt werden.

Zweytens: Die Völkerschaft der *Sesaten* gehört zu dem Stamm der Mogolen. Es ist unmöglich sie treffender zu beschreiben, als hier geschehen ist. Sie sind Nomaden; die des Handels wegen an die Grenze von Serica kommen; das Fest das sie feyern, ist, wie gewöhnlich, zugleich ein Markt. Sie setzen ihre mitgebrachten Waaren an die Serer ab; und diese befördern sie alsdann nach Indien.

Drittens: Jener Markt wird aber in einer nördlichen Gegend gehalten; denn China überhaupt hat schon eine so nördliche Lage, daß es an die wegen der Kälte nicht zu bereisenden Länder stößt.

In diesem letzten Punct aber liegt die Schwierigkeit. Der Betel wächst nur in heißen Ländern,

im diesseitigen und jenseitigen Indien, auf Malabar und in Arracan [3]). Er kann also nicht aus dem fernen Norden nach Indien gebracht werden. Auch der Ausweg den Vincent betritt, indem er ihn aus Arracan durch Tartaren aus Tibet bringen läßt, führt meines Erachtens nicht zum Ziel [4]). Der Verfasser dachte sich offenbar jenen Marktplatz im hohen Norden; und die Sesaten als Einwohner von Mittel-Asien, unter gleicher Breite mit dem schwarzen und Caspischen Meer; und zwar dem nördlichsten Theil des erstern, dem Maeotischen See.

Aber auch das steht nicht zu leugnen, daß der Verfasser von diesen nördlichen Ländern, die er nicht selber sah, sondern nur aus Hörensagen kannte, sehr verworrene Begriffe hatte. Sollten wir ihm also Unrecht thun, und verstoßen wir gegen die Gesetze der Critik, wenn wir annehmen, daß er zwey verschiedene Erzählungen mit einander verwechselt, und in einander verflochten habe; die eine von

3) So hatte auch der Vf. schon oben p. 32. ganz richtig bey Nelcynda gesagt: das Malabathrum käme dahin aus den innern Gegenden; nehmlich Malabar.

4) Vincent II., p. 527. Unter den Tartaren versteht Vincent, Tartars of Lassa, oder Tibet. Aber die Tibetaner haben keineswegs die Mongolische Gesichtsbildung.

von jenem nördlichen Marktplatz und Verkehr; die andere von dem Betel-Handel, den er mit Unrecht dahin versetzte? Ich nehme mir nicht heraus darüber zu entscheiden; aber daß die Sesatae nach dem Verfasser ein nomadischer Mongolenstamm waren, dieß scheint mir eben so wenig zu bezweifeln, als daß man sie nach seiner Beschreibung in Mittel-Asien, nicht aber im südlichen Tibet, suchen muß. Waren sie vielleicht, wie wir nach Stamm und Wohnsitz vermuthen müssen, ein Zweig von Herodot's Issedonen, die wir als nomadisches Handelsvolk oben [5]) haben kennen lernen, so klärt sich dadurch jener Handelsverkehr durch Mittelasien zugleich auf; und es wäre nicht mehr zweifelhaft, daß eine Kette von Handelsvölkern von China aus nach Indien nicht weniger als nach dem schwarzen Meer sich ausdehnte. Daß wir aber berechtigt sind jene Nachrichten des Periplus nicht blos von seiner Zeit zu verstehen, daß sie in viel frühere Zeiten hinaufgehen, dieß wird man nicht bezweifeln können. Der Gebrauch des Betels ist ein alter einheimischer Gebrauch in Indien. Jener nördliche Verkehr Indiens aber überhaupt stand mit dem Alexandrinischen durchaus in gar keiner Verbindung; und konnte also auch nicht erst die Folge davon seyn.

Die

5) S. oben S. 289.

Die zweyte Richtung des Indischen Handels gieng nach Osten d. i. nach der jenseitigen Halbinsel, den Ländern Ava, Pegu, und Malacca. Zwar kommen diese Länder nicht unter diesen Nahmen bey den Indern vor; aber Unga, dessen mächtigen Rajah der Ramajan erwähnt [6]), soll nach der einstimmigen Erklärung der Pandits Ava seyn [7]); und Yamala wird durch Malacca erklärt [8]). Der Verkehr mit diesen Ländern konnte nur Seehandel seyn; aber es bedurfte dazu nur der leichten Schifffahrt über den Golf von Bengalen. Daß diese zur Zeit des Periplus statt fand, geht aus demselben klar hervor, da an der Küste Coromandel selbst der Platz angegeben wird, von dem aus man hinüber nach Chryse schiffte [9]). Dieser Nahme, der bey Ptolemaeus unstreitig Malacca bezeichnet [1]), scheint in dem Periplus überhaupt die jenseitige Halbinsel zu umfassen. Wie weit indeß jene Verbindung schon über die Zeiten des Periplus hinausgieng, läßt sich nicht mit Gewißheit bestimmen. Keine Waaren werden erwähnt, welche mit Sicherheit

6) *Ramajan* p. 105.

7) *Ramajan* p. 78. et ib. Not.

8) Wilford in As. Res. VIII., p. 502.

9) Peripl. p. 34.

1) Man sehe Mannert V., S. 242 fg.

heit dahin deuteten; wenn man nicht das Gold da zu rechnen will, von dessen Menge die Halbinsel bey den Griechen den Nahmen Chryse erhielt; ein Beweis, daß es ein Gegenstand der Ausfuhr war. Wahrscheinlich ist aber das höhere Alter dieser Verbindung allerdings auch noch aus andern Gründen. Denn erstlich: in Indien selber wurden die Schiffe gebaut, mit denen man sowohl die Küste von Coromandel befuhr, als auch nach dem Ganges, und nach der jenseitigen Halbinsel hinübergieng. Sie wurden nach ihrer Größe mit verschiedenen Nahmen belegt [2]. Dieß beweiset daß es ein alter einheimischer Handel war; den nicht erst etwa der Verkehr mit den Griechen erzeugte. Dann aber sprechen dafür die Handelshäfen und Handelsplätze, welche die Küste Coromandel von uralten Zeiten her besaß. Masulipatam mit seinen Webereyen, so wie den

2) Peripl. l. c. Die kleinere Art, deren Kiel nur aus Einem Balken bestand, (μονόξυλα) womit man längst der Küste von Coromandel schiffte, hießen Sangara; die größere, womit man nach Malacca gieng, Colandiophonta. Der letzte Nahme scheint zusammengesetzt. Sollten sie Malaiischen Ursprungs seyn? Dann wäre zugleich damit dargethan, was ich kaum bezweifele, daß jene Schifffahrt durch die Malaien getrieben ward. In Marsden's Malaiischem Wörterbuch habe ich zwar nicht diese (was kaum zu erwarten steht, da es Benennungen aus der Schiffersprache sind;) aber wohl ähnliche Wörter gefunden, die meine Vermuthung bestätigen können.

den Handelsplatz Ganges, oberhalb der Mündung dieses Stroms, haben wir bereits aus dem Periplus kennen lernen; und wenn diese, wie wohl Niemand es bezweifeln wird, schon um vieles älter waren, sollten es nicht auch die dortige Schifffahrt, und der dortige Verkehr gewesen seyn? Und so fällt hier auch vielleicht ein Lichtstral auf die oben beschriebenen Ruinen der Wunderstadt Mavalipuram [3]). Sie heißt noch im Zeitalter des Ptolemaeus eine Handelsstadt; und die Größe und Pracht ihrer Anlagen bestätigt dieß. In welchem Sinn sie aber Handelsstadt, und große Handelsstadt, seyn konnte, deutet ihre Lage an. War sie einst, in unbekannten Jahrhunderten, der Hauptplatz des Zwischenhandels zwischen dem jenseitigen und dießeitigen Indien, so wie in spätern Zeitaltern es Malacca war, so ist dadurch ihr Glanz auch hinreichend erklärt.

Die Westküste der dießeitigen Halbinsel enthielt in den Zeiten des Periplus eine Reihe von Häfen, von denen Barygaza in dem nördlichen, und Muziris nebst Nelcynda in dem südlichen Theil, die wichtigsten waren. Das erste ist das, seit wenigen Jahren unter Brittische Herrschaft gekommene, Beroach; dessen Glanz in spätern Zeiten durch

3) S. oben S. 350 fg.

durch das benachbarte Surate verdunkelt wurde; Muziris in Limyrika findet man in Mangalor, Nelcynda in Neliceram wieder [4]. Aelter als diese, wenigstens traf es Alexander schon als bedeutenden Platz, scheint *Pattala*, in dem Delta des Indus gelegen, unter 25° N. B., (wiewohl sich genau die Stelle nicht angeben läßt,) gewesen zu seyn. Wenn Pattala, wie man will, im Sanscrit so viel als Handelsplatz heißt, so beweiset es die uralte Schifffahrt, den Indus herunter; daß aber nicht weniger eine lebhafte Schifffahrt von Pattala nach Yemen statt fand, bezeugt, schon um drey Jahrhunderte früher, Agatharchides [5]. Von den übrigen sey es mir nur erlaubt noch Calliena, das neuere Gallian, zu bemerken, gleich gegen Bombay und den Inseln Salsette und Elephante über; zum Beweis, daß auch in der Nähe *dieser* Heiligthümer der Handel einst seinen Sitz aufgeschlagen hatte. Es wird ausdrücklich ein vormals bedeutender Handelsplatz genannt, der aber durch einen König Sandanes seine Wichtigkeit verlohren habe [6].

Von

4) Man sehe die Charte von Vincent. Die Bestimmungen von Mannert weichen etwas ab.

5) Geogr. Min. I., p. 66.

6) Peripl. p. 30.

Von diesen und andern Plätzen nun ward der Indische Handel nach Westen getrieben. Daß es voreilig seyn würde den blühenden Zustand desselben, wie ihn der Periplus beschreibt, auf frühere Zeitalter übertragen zu wollen, ist bereits oben bemerkt; aber dieß gilt nur von dem unmittelbaren Verkehr Indiens mit Aegypten; der erst unter der Römischen Herrschaft den Umfang erhielt, den er selbst unter den Ptolemäern noch nicht gehabt hatte. Daß aber unabhängig von diesem eine uralte Verbindung zwischen Indien und Arabien statt gefunden hatte, und mittelbar durch den Zwischenhandel alsdann nicht weniger mit den Handelsplätzen am Nil, wie am Euphrat und Tigris, dieß habe ich großentheils schon in den Untersuchungen über die Phönicier und Babylonier dargethan; und wird in denen über die Aegypter und Aethiopier noch deutlicher werden. Ohne das schon Gesagte zu wiederholen, oder dem am letztern Orte erst zu Sagenden vorzugreifen, setze ich hier nur hinzu, daß nicht blos Arabien die Producte Indiens bezog; sondern auch Indien die Producte Arabiens. Der Weihrauch gehört diesem Lande als eigenthümlicher Handelsartikel, wenn er auch zum Theil aus Africa dort eingeführt ward. Wie allgemein der Gebrauch des Weihrauchs in Indien war, ist oben gezeigt; Indien erhielt ihn aber nach dem ausdrücklichen Zeugniß

niß des Periplus aus Arabien [7]); und hat ihn gewiß von jeher von dort erhalten, von woher auch die übrige Welt ihn erhielt.

Aber außer dieser Verbindung Indiens mit Arabien, giebt uns der Periplus noch von einer andern nicht weniger merkwürdigen mit der gegenüber liegenden Küste von Africa, die wir unter der allgemeinen Benennung von Zanguebar, d. i. der schwarzen oder Kaffern-Küste, begreifen, Nachricht. Nachdem er nemlich die Handelsplätze bis zu dem südlichsten ihm bekannten, dem Vorgebirge Rhapta, jetzt Delgado [8]), aufgezählt, und den Handel dahin von Aegypten aus geschildert hat, setzt er hinzu [9]): "Auch werden aus den innern Plätzen von „Ariake (Concan) und von Barygaza in eben diese jenseitigen Häfen regelmäßig eingeführt die „dortigen Erzeugnisse: Getreide, Reis, Butter,

7) Peripl. p. 18. Der Hauptplatz des Weihrauchhandels an der Arabischen Küste war Mocha. Dahin kamen die Schiffe aus Barygaza und Limyrika, und tauschten gegen Baumwollzeuge ꝛc. den Weihrauch von den Beamten des Königs ein. Der Weihrauchhandel war, wie es scheint, in Mocha ein Monopol des Hofes.

8) Unter 10° S. B. Man sehe die Charte bey Vincent T. II., p. 121.

9) Peripl. p. 8.

„ter [1]), Oel aus Sesamum, gröbere und feinere „Baumwollenzeuge, und der Honig aus Rohr, den „man Zucker nennt. Einige Schiffe sind ausdrücklich dahin bestimmt; andere treiben diesen Handel „nur gelegentlich, und im Vorbeyfahren." Es fällt in die Augen daß diese Schifffahrt mit dem Griechisch-Indischen Handel gar nicht zusammenhieng; sondern vielmehr für sich bestand; und eben deshalb ohne Zweifel eine viel ältere Schifffahrt war. Aus der Folge wird auch klar, daß es Araber, und Arabische Schiffe waren, welche diese Küste befuhren, weil dieselbe zwar unter mehrere kleine Häuptlinge getheilt, diese aber wieder von Arabischen Fürsten abhängig waren [2]). Es war aber, sagt Arrhian, eine regelmäßig eingerichtete Schifffahrt; welches in jenen Meeren auf nichts anders deuten kann, als daß sie mit den Monsuns geschah. So haben wir also hier den deutlichen Beweis von einem durch Araber unterhaltenen uralten

1) Ghee, ausgelassene Butter, unentbehrlich in Indien bey den Opfern und Speisen. Diese kennt auch Ctesias. Sein Oel aus Milch, Ind. c. 22., ist nichts anders. So ist es mit mehrerem, was man bey diesem Schriftsteller für ungereimte Mährchen erklärt. Seine Hundsköpfe z. B. scheinen die Parias, oder eine andere unreine Caste, zu seyn.

2) Peripl. p. 10. 18.

alten Seehandel zwischen Indien und der gegenüber liegenden Africanischen Küste; wir sehen wie, und durch wen, Indische Producte nach Africa kamen; wenn gleich eine ungleich stärkere Einfuhr derselben noch durch den Zwischenhandel im glücklichen Arabien mag statt gefunden haben. "Hier war," sagt der Periplus, "Muza, (das jetzige Moccha,) „ganz bewohnt von Arabern die Schiffer und See„leute waren; und welche jenseits in Barygaza den „Handel mit den eigenen Erzeugnissen ihres Lan„des trieben [3])."

Befremdend ist es, unter diesen in dem Periplus das Gold nicht erwähnt zu finden. Die Ostküste von Africa enthält in dem südlichen Theile die Goldländer; und wenn wir in den folgenden Zeiten sehen, daß der Austausch des Africanischen Goldes gegen die Gewürze und Gewebe Indiens seinen regelmäßigen Gang hatte; so entsteht von selbst die Frage, sobald wir wahrnehmen daß ähnliche Einrichtungen und Verhältnisse auf dem Indischen Meer bereits statt fanden wie nachmals, ob dieser Umsatz nicht auch bereits in ein höheres Alter hinaufsteige? Zu der Zeit des Periplus giengen die Niederlassungen, oder wenigstens die Herrschaft, der Araber

3) Peripl. p. 12.

Araber an der Ost-Küste Africas schon bis Rhapta herunter [4]); so wie sie in Plinius Zeiten schon auf Ceylon einheimisch waren; und ihren Cultus dort eingeführt hatten [5]). Es ist erwiesen daß sie das Indische Meer befuhren; — sollten sie auf die Waare nicht geachtet haben, welche die Gewinnsucht immer am ersten rege macht? Allerdings fehlt es uns an einem bestimmten Zeugniß der unmittelbaren Handelsverbindung zwischen Indien und Ost-Africa. Will man indeß die Fahrten nach Ophir nicht auf Yemen beschränken, sondern, wie ich es für wahrscheinlich halte, bis auf die Ost-Küste von Africa ausdehnen, so haben wir den Beweis, daß die Goldländer Africas bereits in Salomo's Zeiten nicht unbekannt waren; und die Bewohner von Yemen sich durch sie bereicherten. Auf diese Weise konnten sie, wenn nicht unmittelbar, doch mittelbar nach Indien gelangen; und die Reichthümer, welche dieses Land an Gold besaß, klären sich auch dadurch wieder auf.

Wie man aber auch hierüber denken mag; (denn ich gebe dieß für nicht mehr als wahrscheinliche

4) Peripl. p. 10.

5) Plin. VI., 22.

liche Vermuthung;) so bleibt darum die frühere Beschiffung des Indischen Oceans, und der Verkehr der Völker, welche seine Ufer bewohnten, im Ganzen nicht minder gewiß. Ihn beweiset unwiderleglich der Verbrauch der Indischen Producte in der westlichen Welt; d. i. in Aegypten und dem westlichen Asien; und eben so erwiesen ist es, daß von uralten Zeiten her die Araber die Zwischenhändler waren, welche als Seefahrer des Verkehres der Völker um das Indische Meer sich bemächtigt hatten; wie sie ihn ungestört auch nachmals bis auf die Portugiesischen Entdeckungen behielten.

Die bisherigen Untersuchungen, indem sie auf Africa deuten, führen von selbst auf einen Punct, den ich bis auf das Ende dieses Bandes verschoben habe; da er gewissermaßen den Uebergang von Asien nach Africa gründet: die Verwandtschaft welche zwischen den Indern und den Aegyptern statt fand. Unter dem Ausdruck Verwandtschaft will ich aber blos die Aehnlichkeit beyder Völker verstanden wissen. Es ist keineswegs meine Absicht die Abstammung des einen von dem andern zu behaupten. Wenn ich neben der vielfachen Aehnlichkeit auch nicht minder die Verschiedenheiten beyder werde dargelegt haben, so soll es dem Leser überlassen bleiben, ob diese Vergleichung zu dem Schluß einer

Abstam-

Abstammung des einen von dem andern führt, oder nicht? Wenn ich hier aber von diesen Völkern spreche, so bemerke ich im voraus, daß ich darunter nur die höhern Classen, oder Casten, des einen und des andern verstehe, welche durch das größere Interesse, das sie durch ihre Bildung einflößen, mit Recht für das Volk selber genommen werden mögen.

Viele und merkwürdige Aehnlichkeiten drängen sich allerdings hier dem Beobachter auf. Zuerst schon in dem physischen, in der Farbe, und in der Form des Kopfs. Die hellere Farbe der höhern Casten in Indien ist oben bemerkt worden; daß es in Aegypten nicht anders war, geht schon aus den noch übrigen Mahlereyen dieser Nation hervor; und wird im folgenden Theile mit unwidersprechlichen Gründen dargethan werden. Aber auch die Form des Kopfs. Aus der Sammlung des Hrn. Hofrath Blumenbach liegt der Schädel einer Mumie, und eines Bengalesen vor mir. Man kann nichts ähnlicheres in Rücksicht der Form und des Baues der festen Theile sehen. Der Besitzer selber erklärt sie für die ähnlichsten in seiner zahlreichen Sammlung.

Aber gewiß nicht geringer, und noch um vieles mannigfaltiger, sind die Aehnlichkeiten welche sich in Rücksicht der Verfassung, des Cultus, der Kunst, der Lebensart und der Sitten darbieten.

Die Verfassung der Alt-Indischen und Alt-Aegyptischen Staaten trägt offenbar denselben Character. Die dortigen Staaten sind Priesterstaaten. Die Gesetzgebung mit allen wissenschaftlichen Kenntnissen ist in den Händen einer Priestercaste, oder eines Priesterstamms, der die Könige beschränkt; die nicht aus seiner Mitte, sondern aus der Kriegercaste genommen werden. Der Hof dieser Könige hat dieselbe Form. Ihre Macht und ihre Geschäfte sind dieselben, so wie ihre Umgebungen sich ähnlich sind.

Die Entstehung der Staaten und die Verbreitung der politischen Cultur scheint einen gleichen Gang genommen zu haben. Auch Aegypten enthielt ursprünglich mehrere kleine Staaten; die, bey der Beschränktheit des Raums, sich nur leichter und dauernder zu Einem großen Reiche vereinigen konnten, als dieses in Indien leicht möglich war, wo die Natur durch Gebirge, Wüsten und Ströme, dieser Vereinigung fast unüberwindliche Hindernisse in den Weg gelegt hat.

Die

Die ganze Verfassung ruhte in beyden Ländern auf einer Casteneintheilung; die, in den höhern Casten sich gleich, nur in den niedern die Verschiedenheit zeigt, welche das Local herbeyführen mußte. Unreine Casten werden in Aegypten wie in Indien von den reinen unterschieden. Die Priestercasten in beyden Ländern haben eine vielfache Aehnlichkeit. Ihre Besitzungen und ihre Rechte sind dieselbigen; ihre Lebensart ist an ein ähnliches Ritual geknüpft; ihre geschornen Köpfe, ihre baumwollnen Kleider, sind sich gleich. Sie sind verheyrathet; aber es giebt darum doch keine Priesterinnen. Sie haben heilige Schriften, deren Lesung nur ihnen erlaubt ist. Sie gründen ihre Herrschaft auf dieselben Mittel nicht blos als Priester, sondern zugleich als Astrologen, Aerzte, Richter u. s. w. Also überhaupt auf ihre Kenntnisse.

Die Kriegercasten scheinen gleichfalls in beyden Ländern große Aehnlichkeit gehabt zu haben; nur daß sie in Aegypten mächtiger blieb als in Indien; und doch fand sie sich auch dort gemüßigt endlich auszuwandern. Ihre Kleidung, ihre Rüstung scheinen sich ähnlich gewesen zu seyn [6]). Sie hatten Streitwägen,

6) Man vergleiche die Abbildung zweyer Ketris nach einem Indischen Gemählde bey v. Dalberg: Ueber die Musik der

gen, aber keine Reuterey; nur der Gebrauch der Elephanten im Kriege gieng den Aegyptern ab.

Die niedern Casten werden sich in allen solchen Staaten nach örtlichen Umständen und Verhältnissen bilden. Landeigenthum fand ursprünglich in den Aegyptischen Staaten so gut wie in den Indischen statt. Joseph benutzte eine Hungersnoth dazu, das Landeigenthum von den Besitzern auf den König übertragen zu lassen.

Die Frage: ob die Aegyptischen Gottheiten von den Indischen herstammen? muß ich den Forschern der Religionsgeschichte überlassen zu beantworten. Ueber Wahrscheinlichkeiten wird man hier schwerlich hinausgehen können. Daß bey gewissen Aegyptischen Gottheiten dieselben Ideen zum Grunde liegen, wie bey gewissen Indischen, steht nicht zu leugnen; aber daraus folgt noch nicht, daß das eine Volk sie dem andern gegeben habe. Der Dienst des Lingam war in Aegypten so gut wie in Indien einheimisch; aber konnte nicht jedes Volk ihn für sich eingeführt und erfunden haben?

Auffal-

der Inder Tab. II. mit den vielen Abbildungen der Aegyptischen Krieger in der Description d'Egypte. Merkwürdig ist es, daß der Kopfputz jener beyden Ketris derselbe ist, wie er bey den Indischen Kriegern in der Descript. d'Egypte Vol. II., Pl. 10. erblickt wird. S. Th. II., S. 820.

Auffallend aber sind die vielen Aehnlichkeiten, die in dem äußern Cultus sich zeigen. Der Cultus ist an gewisse Heiligthümer und heilige Plätze gebunden. Opfer, blutige und unblutige, sind Vorschriften der Religion bey beyden Völkern. Die Religion verlangt Wallfahrten; daher die zahllosen Versammlungen bey den Festen. Diese sind mit Büßungen, ja mit Aufopferungen verbunden. Nicht blos das Baden in dem Fluß, sondern auch das Ertrinken in demselben, giebt die Heiligkeit [7]. Die Processionen sind sich auffallend ähnlich. Die Götterbilder werden nicht blos getragen, sondern auf ungeheuern Gerüsten auf vierrädrigen Wagen von einem Tempel zum andern gefahren [8]. Der Thierdienst findet sich in beyden Ländern. Man verehrt den Stier Nundi so gut in Indien, wie den Apis in Aegypten. Die Kuh ist in beyden Ländern ein heiliges Thier; sie darf am Nil so wenig geopfert werden [9] wie am Ganges. Die Opferthiere werden in beyden Ländern sorgfältig ausgesucht; und wenn sie tüchtig befunden werden, von den Priestern bezeichnet.

Die

7) Herod. II., 90.

8) Herod. II., 63. S. oben S. 378.

9) Herod. II., 18.


sche
wahrh

D
offenbar
war die
die Mahl
fährtinnen
lich keines
Baukunst;
den doch nich
offenbar hervo
chen Character
nere Einrichtun
aus sie bestehen
chern, von einer
Pyramidenform

nen, erinnern unwillkührlich die Beschauer der einen an die andern [2]). In den Verzierungen herrscht derselbe Geschmack und dieselbe Verfahrungsart. Colossalische Gebilde von Göttern und Thieren; Reliefs an den mit Stucko überzogenen Wänden; und diese wieder mit Farben angestrichen [3]); die Eingänge der Heiligthümer bey festlichen Gelegenheiten mit Flaggen geschmückt [4]); dieß Alles sieht man in Indien, wie man es in dem alten Aegypten sah. Aber auch allerdings wieder Verschiedenheiten! Nur der Character der Kunst war im Ganzen in beyden Ländern derselbe. Die weitere Ausbildung trägt in dem Einen wie in dem Andern den Stempel des Localen. Die Verzierungen der Capitäle z. B. sind in beyden Ländern von einheimischen Pflanzen hergenommen. Dazu kam noch ein anderer sehr wichtiger Unterschied. Die Grotten waren in Indien, wo man die Leichname verbrennt, die Wohnungen der Lebenden; in Aegypten, wo man Alles aufbot sie zu erhalten, die Wohnungen der Todten. Welchen Einfluß dieß auf die Kunst haben mußte, wird erst unten bey den Untersuchungen über die Aegypter deutli-

2) S. oben S. 377. in Vergleichung mit B. II., Beylagen S. 775 fg.

3) As. Res. VI., p. 389. in Vergleichung mit B. II., S. 631.

4) *Ramajan* p. 437. in Vergleichung mit der Titelvignette von Th. II. B. II.

deutlicher werden. Sculptur und Mahlerey scheinen bey beyden Völkern ungefähr dieselbe Stufe erstiegen zu haben. Beyde unternahmen es, in dem Relief große Compositionen darzustellen; und vielleicht übertrafen die Aegypter darin noch die Inder. Die Mahlerey blieb bey beyden ohne Farbenmischung und ohne Perspective.

Beyde Völker hatten Litteratur; aber die Aegypter, so viel wir wissen, keine so reiche poetische Litteratur, wie die Inder. Ihnen fehlte, wie es scheint, das Epos, an dem die Volksbildung der Indischen Nation in einem so hohen Grade hieng. Wie hätte auch in dem engen Nilthale, auf beyden Seiten eingeschlossen von Wüsten, eine Poesie gedeihen können, wie in der üppigen Indischen Welt? Die Geschichtskunde, ohne feste Chronologie, beschränkte sich in beyden Ländern auf Geschlechtsregister von Königen, und Sagen von den Unternehmungen Einzelner derselben.

Aber die größte Verschiedenheit beyder Völker erscheint in ihrer Schreibkunst. Die Aegypter hatten ihre Hieroglyphen; bey den Indern zeigt sich von ihnen keine Spur. Wie auffallend auch diese Erscheinung ist, so scheint sie mir doch nicht unerklärlich. Je mehr wir die Hieroglyphe studiren, um desto mehr bestätigt es sich, daß sie in der engsten

sten Verbindung mit der Astronomie stand; und vorzugsweise, (ich sage deshalb nicht ausschließend,) für die Bezeichnung astronomischer Gegenstände gebraucht wurde. Die Aegypter hatten gewiß eine wissenschaftliche Astronomie, die ihnen zur genauern Bestimmung des Sonnenjahrs für die Geschäfte des Ackerbaus zu unentbehrlich war. Bestätigen sich nun die Resultate neuerer Forscher, daß die Inder vor dem Anfange unserer Zeitrechnung gar keine wissenschaftliche Astronomie, (wohl aber rohe Beobachtungen und Astrologie) hatten, und jene erst später von den Arabern erhielten [5]), so wäre damit auch jenes Räthsel aufgelöset. Daß die Aegypter außer ihrer Hieroglyphe auch Buchstabenschrift hatten, und daß diese wahrscheinlich in ein sehr hohes Alter hinaufsteigt, ist jetzt hinreichend bekannt. Zu welchen Resultaten das tiefere Studium der Indischen und Aegyptischen Inschriften noch führen wird, wage ich nicht zu bestimmen; sollte sich auch nur das Eine daraus ergeben, daß beyde Schriftarten von der Linken zur Rechten, nicht wie die Semitischen von der Rechten zur Linken, zu lesen sind, so wäre schon dieß gewiß kein unwichtiges Resultat.

In

5) Man sehe die Abhandlungen des Hrn. Schaubach: de studii Astronomici apud Indos origine et an[illegible]ate in Commentat. Recent. Soc. Scient. Gotting. Vol

In der Lebensart und den Sitten beyder Völker herrscht die Uebereinstimmung, welche bey der Verschiedenheit der sie umgebenden Welt darin herrschen konnte. Ackerbau war die Hauptbeschäftigung von beyden. Die Hauptproducte des Ackerbaus, Weizen und Reis, sind dieselben. Beyde verbinden damit einen Kunstfleiß, wozu andere Erzeugnisse ihres Landes, vor Allen die Baumwolle, sie gleichsam aufzufordern schienen. Webereyen, bey beyden mehr das Geschäft der Männer wie der Weiber, steigen auch bey beyden in ein hohes Alterthum hinauf. Der einfache Aegyptische Weberstuhl ist derselbe wie der Indische; so wie der Alt-Aegyptische Pflug, wie wir ihn jetzt auf den Denkmählern der Thebais abgebildet sehen, dem Indischen ähnlich erscheint. Die häusliche Gesellschaft hatte bey beyden Völkern dieselbe Einrichtung. Polygamie war erlaubt, wenn sie gleich deßhalb nicht allgemein war; und so mußten auch so viele ihrer Gesetze, die damit in Verbindung standen, sich ähnlich bleiben.

Diese vergleichenden Umrisse beyder Völker geben dem Leser Stoff zu manchen Betrachtungen, und mußten vorangeschickt werden, ehe wir den Boden von Africa betreten. Fern sey es von uns hier unsern Gesichtskreis im voraus beschränken, und ei-

ne

ne Abstammung der Aegypter von den Indern behaupten zu wollen. Aber wenn der uralte Verkehr der Völker der südlichen Welt aus dem Bisherigen schon erwiesen ist, und aus der Folge noch deutlicher werden wird, so hat doch auch die Meinung nichts Unwahrscheinliches, daß Indische Colonien nach Africa hinübergegangen seyen. Die Einwendung, daß die Inder kein seefahrendes Volk gewesen seyn, beweiset dagegen nichts. Die Aegypter waren dieß noch weniger, und doch zweifelt Niemand mehr, daß zahlreiche Colonien von ihnen nach Creta und nach Griechenland giengen. So gut wie sie dieses wahrscheinlich in Phönicischen Schiffen thaten, konnten es die Inder in Arabischen. Welches Gewicht man auch auf die Indische Sage, und auf das ausdrückliche Zeugniß des Eusebius legen will [6]), welche die Einwanderungen vom Indus nach Aegypten bestätigen, so liegt wenigstens in der Sache selbst nichts Unwahrscheinliches. Wie hätte auch ein so volkreiches, und in einzelnen Theilen so leicht übervölkertes, Land wie Indien ohne die Aussendung von Colonien bleiben können; hätten auch nicht innere Stürme, — man braucht nur an die Verdrängung der Anhänger des Budda zu erinnern, — diese herbeyführen müssen.

Wäre

6) Man sehe Marsham Chronicon p. 335.

Wäre aber auch die Abstammung der Aegypter von den Indern streng historisch erwiesen [7]), was sie nicht ist, und schwerlich je seyn wird, so wäre damit der eigenthümliche Gang der Aegyptischen Cultur keinesweges geleugnet. Nur der Keim wäre herübergebracht worden, der in einem andern Boden, und unter einem andern Himmel, sich anders entfalten mußte, als in dem Indischen. Denn nie vergesse es der Leser, daß hier von dem Zeitraum nicht von Einem, sondern von vielen Jahrhunderten, die Rede ist. Auch aus Aegypten wurden solche Keime wieder nach Griechenland verpflanzt; und wie ganz anders waren die Früchte die sie hier trugen, als an den Ufern des Nils?

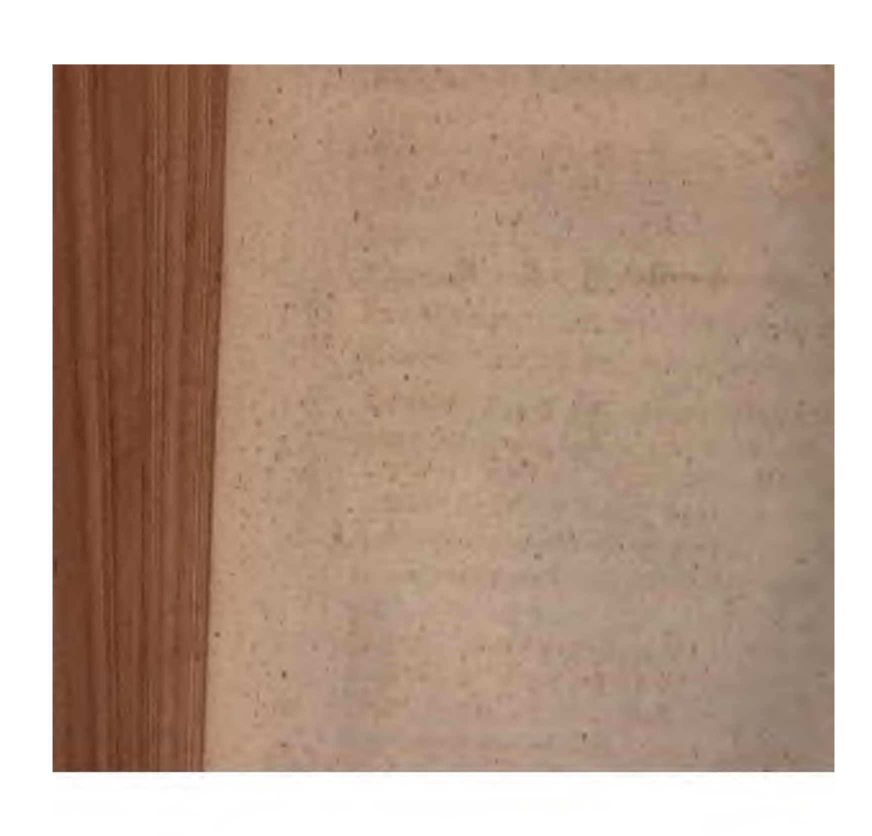
Nicht mit beschränktem, sondern unbefangenem Blick, verlassen wir also Asien, um die Erscheinungen zu würdigen, welche für Staatenbildung und Völkerverkehr uns Africa darbieten wird. Sollte es uns gelingen, auch hier einheimisch zu werden, wie wir es in Asien zu werden versuchten, so wird auch der Nebel der über ihm ruht, sich zerstreuen; und neue und belehrende Aussichten werden sich unserm Auge darbieten!

7) Man kann nicht annehmen umgekehrt der Inder von den Aegyptern. Daß die Indische Cultur in den Gangesländern aufblühte, glaube ich erwiesen zu haben. Aegyptische Colonien konnten aber nicht sich am Ganges niederlassen. Ihre Wohnsitze wären auf der Küste Malabar gewesen.

Beyla-



Beylagen.



I.

Zusätze zu Th. I. B. II. S. 64 u. 221. Ueber die älteste Schifffahrt auf dem Persischen Meerbusen.

Ich glaube in den Untersuchungen über den Phönicischen und Babylonischen Handel es dargethan zu haben, daß beyde Völker auf dem Persischen Meerbusen, und über denselben, mittelbar oder unmittelbar, nach Indien Schifffahrt trieben. Schriften, die mir erst seitdem in die Hände gefallen sind, veranlassen mich, dazu noch einige Zusätze zu machen.

Die Phönicier hatten, wie oben gezeigt ward, Niederlassungen auf dem Persischen Meerbusen, wofür ich die Baharein-Inseln, nach zweyen ihrer wichtigsten Städte, Tylos und Aradus genannt, halte. Ein neuerer Reisender, D. Seetzen, hat seitdem bemerkt, daß noch in mehreren alten Ortsnahmen am Persischen Meerbusen sich Spuren Phönicischer Benennungen finden. Dahin gehört der Ort Sidodona, und das Vorgebirge Tarsia, beyde an der Ostküste, und beyde von Nearch erwähnt. Der Arabische Erdbeschreiber dagegen, Edrisi, kennt eine Stadt Hems,

an der Westseite, in der Nachbarschaft von Gerrha. Die Stadt Szur (Tur, Tyrus) sey noch jetzt in Omàn vorhanden. (Schreiben des D. Seezen in v. Zach Monathl. Corresp. Sept. 1813.) D. Seezen zieht daraus die Folge, daß die Phönicier mehrere Niederlassungen auf und an dem Persischen Meerbusen hatten; und wendet dieses auch auf die Reisen nach Ophir an. Die Länge der Reisen nach Ophir sey sehr erklärlich, wenn ihre Schiffe an jenen Küsten von einer Niederlassung zur andern gingen um Handel zu treiben, ehe sie wieder zurückkehrten. Außerdem aber nenne Edrisi auch ausdrücklich ein Ophir in der Landschaft Baharein, (ein zweytes finde sich in der Landschaft Omàn) auf welches er einen Ort el Harrahh folgen läßt, der das alte Gerrha zu seyn scheint. Dieß Alles ist sehr wahrscheinlich. So bald die Phönicier an dem Handel des Persischen Meerbusens Antheil nahmen, wie ich glaube gezeigt zu haben, so konnten sie der Niederlassungen dort nicht entbehren; und es war nur Bedürfniß, wenn sie deren mehrere an beyden Seiten des Meerbusens, so wie auf dessen Inseln, anlegten. Zugleich bestätigt dieß aber auch meine Meinung über Ophir; der zu Folge dieser Nahme nicht einen einzelnen Ort, sondern überhaupt die südlichen Handelsplätze an den Küsten des glücklichen Arabiens, Africas und vielleicht auch Indiens, bezeichnete, so weit sie dieselben kannten. Diese Erklärung ist erstlich der Analogie gemäß; weil die Benennungen entfernter Gegenden und Oerter bey den Völkern gewöhnlich unbestimmt sind; es ist nicht wenig Verwirrung dadurch in die alte Geographie gebracht, (man denke z. B. nur an Thule) daß man sie hat bestimmen wollen. Sie ist aber auch der Geschichte gemäß: nicht nur weil wir mehrere Ophirs in jenen verschiedenen Ländern finden; sondern weil dadurch sowohl die Dauer der Reise, als

die

die Beschaffenheit und Verschiedenheit der Waaren sich aufklärt. Endlich aber ist sie auch der Etymologie gemäß, da Ophir nach dem Arabischen reiche Länder bedeutet. cf. Tychsen de commerciis Hebraeorum in Commentat. Soc. Gott. Vol. XVI., p. 164. Auf gleiche Weise halte ich Tarschisch für die allgemeine Benennung der Gegenden, die man im äußersten Westen kannte; hauptsächlich also Spanien. Eine neuere Meinung, die Hr. Gosselin aufstellte, und der auch Vincent beytritt, II., p. 638., will die Tarschisch-Schiffe überhaupt durch Seeschiffe übersetzen, wie es auch schon Luther that. Aber 2 Chron. 19, 21 werden auch Schiffe nach Tarschisch gehend, ausdrücklich erwähnt ללכות תרשיש. Jene Erklärung setzt also voraus, daß die Stelle im Buch der Chronik interpolirt sey; man sehe darüber Tychsen a. a. O. — Will man aber auch das Hebräische Tarschisch durch Meer erklären, so hat dieß auf das Phönicische Tartessus, als Niederlassung in Spanien, weiter keinen Einfluß; welches aus Griechischen und Römischen Schriftstellern hinreichend bekannt ist.

Außer den Phöniciern ward der Persische Meerbusen auch von den Babyloniern oder Chaldäern befahren. Ich glaube zwar, daß die oben angeführten Beweise hinreichen werden, dieß darzuthun; auf noch andere hat mich D. Vincent aufmerksam gemacht. Er findet es wahrscheinlich, II., p. 356., daß die Zerstörung von Tyrus durch Nebucadnezar den Zweck hatte, den Indischen Handel nach dem Persischen Meerbusen und Babylon, und von da durch das Gebiet dieses Königs über Palmyra nach Damascus und Syrien zu leiten; und citirt zugleich ein Bruchstück des Abydenus, bey Scalig. de emendat. temp. Notae ad

ad Berof. p. XII., über die Anlagen Nebucadnezar's bey Babylon; dem zufolge er zwey Canäle zog, den Harmacales, und Aracanus; große Schleusenwerke anlegte; den Tigris eindämmte, und die Stadt Teredon zum Schutz gegen die streifenden Araber erbaute. — Diese Stadt Teredon oberhalb den Mündungen des Pasitigris wurde eine bedeutende Handelsstadt; und war noch in Nearch's Zeitalter ein Marktplatz für die Arabischen und Indischen Producte. VINCENT II., S. 464.

II.

Ueber die Handelsstraßen des alten Asiens.

Ich habe auf der, diesem Bande beygelegten, Charte zum erstenmal versucht, die Handelswege des alten Asiens, sowohl die zu Lande, oder die Caravanenstraßen, als auch die Schifffahrten, anzugeben. Es ist zwar davon schon einzeln an den gehörigen Stellen in dem Werke selber Rechenschaft ertheilt; ich glaube aber daß eine kurze allgemeine Uebersicht derselben, jedesmal mit Anführung der Beweisstellen, besonders deßwegen angenehm seyn wird, weil sich dabey zugleich wird bemerken lassen, in wie fern sie gewiß oder nur wahrscheinlich sind. Also zunächst:

Die

Die Landstraßen.

I. Phönicisch-Arabische Caravanenstraßen.

Ihre Richtung geht auf Petra in N. Arabien, und on da nach Phönicien.

1. Straße von dem glücklichen Arabien nach etra. Sie ist gewiß aus Strabo p. 1113., der so- ohl ihre Richtung als die Zahl der Tagereisen bestimmt. . oben S. 119.

2. Straße von dem glücklichen Arabien nach errha. Sie ist gleichfalls gewiß aus Strabo l. c. durch e Zahl der Tagereisen, die er angiebt. Das Albus pa- us, worüber sie geht, trägt nach D. Seezen (Monathl. orresp. 1813. Jan. S. 75.) den Nahmen von der weißen arbe seiner Berge. Ich habe übrigens zwar diese Straße on Mariaba oder Saba, als der Hauptstadt des Landes, uslaufen lassen, indeß ist es aus der angeführten Stelle des zechiel's und der andern Propheten deutlich, daß man mit llen Plätzen jenes Landes, die einzeln erwähnt werden, in andelsverbindung stand.

3. Die Straße von Gerrha nach Tyrus. Von iesen Straße fehlt zwar eine genaue Angabe, sie kann aber icht wohl bezweifelt werden, weil theils Gerrha als reiche andelsstadt geschildert wird; s. oben S. 213. 222. theils ie ausdrücklichen Zeugnisse über ihren Landhandel überhaupt, wohl bey Agatharchides (Geogr. min. I., 60.) und trabo p. 1110., als bey den Propheten Ezechiel 27, 5. Jes. 21, 13. über den Handel mit Tyrus, vorhanden

 sind,

sind; sobald man bey den letztern es als erwiesen annimmt, daß ihr Daden eine der benachbarten Inseln von Gerrha im Persischen Meerbusen, wahrscheinlich eine der Baharein-Inseln, war. S. oben S. 215. Ueber die Richtung der Straße von Gerrha nach Tyrus haben wir aber keine gewisse Nachricht. Ich habe die gerade Richtung auf der Charte angegeben, welche mitten durch die große Wüste Arabiens führen würde; und vielleicht kann man aus der angeführten Stelle des Jesaias den Beweis hernehmen, daß sie durch solche Gegenden lief. In dem neuern Arabien laufen jetzt die Handelsstraßen aus Hedschar durch das fruchtbare Netsched gerade westlich nach Mecca, oder dem alten Macoraba. (Nach D. Seezen (Monathl. Corr. 1813. Sept. S. 244.) beträgt die Straße 30 Tagereisen für Caravanen, und geht durch mehrere Orte; hingegen die auf Medina durch eine Wüste.) In diesem Fall würde sich hier die Straße mit der aus Yemen vereinigt haben; und dadurch zwar länger, aber weniger gefährlich gewesen seyn.

4. Die Straße nach Aegypten, besonders nach Memphis, s. oben S. 127., bedarf keiner weitern Erläuterung, da der Verkehr zwischen Phönicien und diesem Lande keinem Zweifel unterworfen ist.

5. Die Straße, auf der die Phönicier ihren Handel mit Armenien und den Caucasischen Ländern trieben, (s. oben S. 140.) ist nirgend bestimmt. Da hier aber lauter bewohnte und cultivirte Länder waren, so gab es schwerlich eine allgemeine Straße; auch der Einzelne konnte hier seinen Weg nach Belieben wählen.

II. Babylonisch-Persische Caravanenstraßen.

A. Straßen nach dem westlichen Asien.

1. Straße von Lydien nach Susa in Persien. Diese Straße ist keinem Zweifel unterworfen, da sie von Herod. V., 52. sowohl nach ihrer Richtung, als der Zahl der Stationen, beschrieben ist; s. oben S. 200. Indeß muß bey Herodot ein Fehler vorgegangen seyn. Denn er giebt die ganze Summe der Stationen auf 111 an; da sie doch nach den einzelnen Angaben 81 beträgt. Hatte er sich selber beym Auffsummiren verzählt? Oder ist die Schuld der Abschreiber? Die Frage möchte gegenwärtig wohl nicht leicht mehr zu beantworten seyn.

2. Straße von Babylon nach Phönicien. Sie ist nirgends bestimmt angegeben; und vielleicht gab es ihrer mehrere. Daß sie aber über Palmyra lief, ist aus zwey Gründen wahrscheinlich. Denn theils war es der natürlichste Weg, wenn man entweder nicht einen sehr großen Umweg nach Norden, oder auch eine Reise durch die große gänzlich wasserleere Wüste machen wollte; theils wissen wir, daß Palmyra eine schon alte Stadt ist; die nach ihrer Lage wohl gleich ursprünglich keine andere Bestimmung haben konnte, als der Ruheplatz der Caravanen zu seyn. S. oben S. 136.

3. Straße von Babylon nach Syrien. Die Straße selbst ist bestimmt von Strabo angegeben p. 1084. Es war recht eigentlich eine Caravanenstraße; denn nur von solchen konnte sie gemacht werden, da sie mitten durch die Wüste von Mesopotamien und die dort herumstreifenden räuberischen Horden gieng, von denen man den Durchweg erkaufen

kaufen mußte. Sie lief von Syrien nach Anthemusias am Euphrat, wo man diesen Fluß passirte. Dann über Bambyca nach Edessa, und von hier in einer Entfernung von 3 Tagereisen vom Fluß mitten durch die Steppe, welche die Sceniten oder Nomaden inne hatten, und wo man einige Cisternen fand, nach der Stadt Scene an der Grenze von Babylonien, 18 Schoeni (= 15 Meilen) von Seleucia am Tigris. Vielleicht wurde auch diese Straße schon von den Phöniciern gebraucht; da aber Strabo seine Zeugen nicht anführt, so ist es unmöglich ihr Alter zu bestimmen; wenn sie gleich an und für sich keinem Zweifel unterworfen ist.

B. Straßen nach dem östlichen Asien.

I. Straße von Babylon und Susa nach Indien. Man kann die Straße aus beyden Hauptstädten als Eine ansehen. Zwischen ihnen war ein großer Verkehr, und der Weg von der einen zur andern gieng durch lauter stark bewohntes und cultivirtes Land. Arrhian. III., 16. s. oben S. 186. Die Wege von diesen Städten nach den Ländern am Indus, konnten aber nicht in gerader Richtung nach Osten gehen, weil man sonst die große Wüste zwischen Persis und Medien hätte passiren müssen. Die große Handelsstraße nach Indien gieng vielmehr immer nördlich von dieser Wüste durch Medien; und diese Straße ist also anfangs dieselbe mit dem großen königlichen Wege an der linken Seite des Tigris, der nach Vorderasien führte, und den wir schon aus Herodot haben kennen lernen. An der Medischen Grenze stieß er aber mit der Indischen Straße zusammen, die wir aus Strabo und Plinius nach ihren Hauptstationen kennen. Beyde Schriftsteller schöpften aber ihre Angaben aus ältern, Strabo aus Eratosthenes, Plinius

aus den Begleitern von Alexander, dem Beton und Diognetus (den Geographen, βηματισταὶ, itinerum dimensores,) bey der Armee des Königs. Es läßt also weder der Lauf noch das Alter dieser Straßen sich bezweifeln; nur ist es oft schwer die Lage der einzelnen Oerter genau zu bestimmen, da die Zahlen bey den Schriftstellern so oft verdorben, und unsere Charten von jenen Gegenden noch so mangelhaft sind. Es kommt aber hier auf solche sehr genauen Bestimmungen auch nicht an, und ich verweise deßhalb vorzüglich auf das Werk von Mannert V. Th. II. Abth.

Wenn die Straße aus Mesopotamien kam, so lief sie ungefähr unter 36° N. B. gerade östlich auf Ecbatana, die Hauptstadt von Medien (Ptol. I., 22.), und so weiter in gleicher Richtung über Rages nach den Caspischen Pässen (πύλαι Κάσπιαι). — Alles, was aus dem westlichen Asien nach Osten zog, mußte durch diese Caspischen Thore; da weiter nördlich der Weg durch die Gebirge von Hyrcanien und ihre Bewohner gesperrt wurde; weiter südlich aber die Wüste ihren Anfang nahm. Sie sind also der erste Hauptpunct, dessen Bestimmung sehr wichtig ist. Ueber ihre Lage ist aber auch kein Streit. Sie fanden sich in der Caspischen Bergkette, die hier Medien von Aria trennt, 35° d. Br. 71° d. L., da wo sie auf der Charte bezeichnet sind. (Mannert VI., II. 175. im Vergleich mit der Charte von Rennel.)

Von den Caspischen Thoren lief alsdann die große Straße über folgende Oerter: Hecatompylos in Parthien, Alexandrien in Aria, Prophthasia im Lande der Drangae, Arachotus, Ortospana, und von da

nach dem Indus. In der Bestimmung dieser Stationen kommen die Angaben des Eratosthenes beym Strabo (p. 782. u. 1055.) und des Beton und Diognetus beym Plinius (VI., 17. 21.) genau überein; nicht aber immer in den Angaben der Entfernung dieser Stationen unter einander; und daher ist es oft so schwer, die Lage der einzelnen Plätze genau zu bestimmen. In der Angabe der ganzen Länge des Weges von den Thoren bis zum Indus ist der Unterschied indeß unerheblich. Die Entfernungen von den Caspischen Thoren an, werden von Beyden auf folgende Weise angegeben:

	Plinius.	Strabo.
Hecatompylos	133 R. M.	1960 Stad. = 245 R. M.
Alexandrien in Aria	566 —	4530 — = 566½ —
Prophthasia	199 —	1600 — = 206 —
Arachotus	515 —	4120 — = 515 —
Ortospana	250 —	2000 — = 250 —
Alexandria	50 —	
Peucela am Indus	227 —	1000 — = 125 —
	1940 R. M. = 388 Geogr. M.	15210 Stad. = 1901½ R. M. = 380 Geogr. M.

Dieser Unterschied ist so gering, daß er nicht einmal in Anschlag gebracht werden kann; indessen ist darauf nicht viel zu bauen, da schon Plinius bemerkt, daß die Angaben in den Handschriften von einander abweichen, welches auch die neuern Handschriften lehren. Man sehe SALMAS. Exercitat. Plin. p. 556. Auch scheint die Summe von 380 Meilen etwas zu groß zu seyn, da sie nach der Lage der Oerter auf den neuern Charten nur etwas über 300 geogr. Meilen be-

tragen würde. Allein unsere Länderkunde ist hier noch so mangelhaft, daß sich gar nichts mit Gewißheit darüber bestimmen läßt.

Die erste Station ist Hecatompylos, die Hauptstadt von Parthien. Ihre Lage läßt sich bey der Verschiedenheit der Maaße nur ungefähr bestimmen. Der Nahme Hundert Thore ist offenbar griechisch, und hatte nach POLYB. X., 28. seinen Grund darin, daß hier so viele Straßen zusammenstießen. Es muß also ein wichtiger Platz für den Transito-Handel gewesen seyn.

Die zweyte Hauptstation ist Alexandria in Ariis, und bis dahin lief, wie Strabo ausdrücklich berichtet, (p. 1053.) die Hauptstraße ungetheilt fort; hier aber theilte sie sich, indem die eine nach Bactrien gieng, (wovon bald unten;) die andere aber mit einer südlichen Biegung nach Indien. Es wäre zu wünschen, die Lage von diesem Alexandrien genau angeben zu können; aber leider! scheint dieß so gut wie unmöglich. Wir haben nur die Bestimmungen, daß die Stadt 566 Millien (östlich) von Hecatompylos, und daß sie am Fluß Arius lag, (PLIN. VI., 23.) der sich in dem See gleiches Nahmens (jetzt Zere) verliert. Sie muß also im N. oder N. O. von dem See; und zwar, da Strabo p. 1083. die Straße bis dahin als gerade fortlaufend beschreibt, ungefähr in gleicher Breite mit den Caspischen Thoren gelegen haben; und war vielleicht einerley mit Artacoana, der alten Hauptstadt. Hier bog nun die Straße südlich, und gieng auf die dritte Station, Prophthasia, in dem Lande der Drangae; entweder das jetzige Zarang, oder doch in dessen Nähe. Die Entfernung dahin betrug nach beyden Schrift-

 stellern

stellern gegen 40 Meilen; und man kann also nicht viel irren. Die folgende Station ist die Stadt **Arachotus** in dem Lande gleiches Nahmens, der sich noch jetzt in **Arrkage** erhalten hat; wovon aber die Lage sich gar nicht genau bestimmen läßt; eben so wenig als sich ohne eine genauere Kenntniß des Landes und der Bewohner die Ursache angeben läßt, weshalb die Straße bis hierher die starke Biegung nach Süden nahm. Diese indeß verlor sie hier, indem sie jetzt nördlich auf **Ortospana**, und das nur einige Meilen davon gelegene **Alexandrien**, lief. Dieß letzte Alexandrien ist die Stadt dieses Nahmens am Fuß des Gebirges Paropamisus, wovon sie daher den Beynahmen **Alexandrien am Paropamisus** trägt. Man hielt sonst diese Stadt gewöhnlich für das jetzige **Candahar**; es ist aber durch neuere Geographen sehr wahrscheinlich gemacht, daß Ortospana das alte Alexandrien ist; welches dem zu Folge etwa 10 Meilen südlich von Candahar liegt. Man s. **Mannert** V., II. S. 85. Es war eine wichtige Station des Handels, weil hier die Straße von Bactrien einfiel, und drey Straßen zusammenfließen, (ἡ ἐκ Βάκτρων τρίοδος) worauf ich bald unten zurückkomme. Von hier lief alsdann die Indische Straße weiter über den Fluß Choes nach Peucela und Taxila, wo man gewöhnlich den Indus passirte, und Indien betrat.

2. Straßen nach Bactrien und Samarcand.

1. **Straße aus dem westlichen Asien nach Bactrien.** Sie war dieselbe mit der nach Indien bis nach Alexandrien in Aria. Hier bog sie ab und gieng nach **Bactrien**, ein Weg von 3000, oder nach einer andern Lesart von 2870 Stadien (96 oder 75 Meilen), von wo

sie

sie weiter über Maracanda bis zum Jaxartes (dem Sirr-Fluß) 5000 Stadien (125 Meilen) weit gieng, bis an die Grenze von Mittelasien oder der großen Tartarey; dem Lande der Issedonen oder Massageten. (Strabo p. 782.)

2. Straße von Bactrien nach Indien. Bey Strabo (p. 1053.) wird diese Straße nur als eine Fortsetzung der vorigen betrachtet, so daß sie auch von denen gewählt werde, welche von Medien her durch die Caspischen Thore bis Alexandrien in Aria gezogen waren; und nicht Lust hatten die südliche, durch ihre Biegungen längere, Straße zu machen. Der Weg gieng von Bactrien aus südlich über das Gebirge Paropamisus, und fiel bey Ortospana mit der andern Indischen Straße zusammen, weshalb dieser Platz auch das Trivium von Bactrien her genannt wird. Man kann dieses so verstehen, daß außer den beyden Wegen nach Indien und Bactrien noch ein dritter nach dem Südindus hin ablief, (s. oben S. 194.). Allein dieß wäre bloße Vermuthung; und auch ohne dieses entsteht zu Ortospana schon ein Trivium, wenn man es als den Mittelpunct der drey Straßen nach Indien, Bactrien, und dem westlichen Asien betrachtet.

3. Straße von Bactrien nach der kleinen Bucharey und Serica. Diese Straße beruht auf der Stelle bey'm Ctesias von den Indischen Caravanen aus Klein-Tibet, die oben S. 196. angeführt und erläutert ist. Der häufige Verkehr zwischen den Bactriern und diesen Indern, die ohnehin Nachbaren waren, ist aber auch aus eben dieser Stelle so klar, daß er keines weitern Beweises bedarf; und die Straße also als eine Straße von Bactrien aus mit Recht auf der Charte angegeben ist. Die

Straße von Indien eben dahin fiel mit dieser zusammen; und die Hauptstation für beyde war bey dem steinernen Thurm. s. oben S. 670. Die Straße indeß von Serica nach dem Ganges habe ich nur nach Vermuthungen andeuten können.

C. Handelsstraße durch Mittelasien.

Diese Straße, die von den Griechischen Handelsstädten am schwarzen Meer durch die Steppe von Astrakan über den Ural bis zu den Argippäern oder Calmücken in der großen Tartarey lief, beruht auf den Nachrichten von Herodot, und besonders auf der Stelle IV., 24., die oben S. 285. hinreichend von mir erläutert worden ist. Ich habe sie auf der Charte über die Grenzen der Issedonen fortgeführt, weil oben schon gezeigt ist, daß dieß große, bis nach Serica hin verbreitete, und dem Handel ergebene Volk, hier die Grenznachbaren der Serer waren, mit denen ein starker Verkehr statt fand. Es erklärt sich also daraus hinreichend, wie ein Austausch der Waaren sowohl des östlichen als des südlichen Asiens hier statt finden konnte, da die Issedonen sowohl östlich bis nach Serica, als südlich bis zum Jaxartes reichten, wo die aus Strabo oben angeführte Caravanenstraße von Indien her, endigte. Wie hätte denn auch Herodot die genaue Kenntniß von den vielen Völkerschaften, die in Sogdiana nomadisirten, haben können, wenn kein Verkehr statt gefunden hätte?

Seereisen.

Die Schifffahrten jener Zeit auf den Asiatischen Meeren, so weit wir sie haben kennen lernen, beschränken sich

auf

auf den Arabischen und Persischen Meerbusen, und auf das Indische Meer. Die Zweifel an ihrer Ausführbarkeit fallen weg, sobald man die Umstände bedenkt; theils: daß sie fast bloße Küstenschifffahrten waren, oder doch seyn konnten; theils daß die Entfernungen nur mäßig waren; und endlich, daß sie durch die halbjährigen Wechselwinde unterstützt wurden. Die Richtungen von diesen, sowohl in den Theilen des Indischen Meers, wovon hier nur die Rede seyn kann, nemlich S.W. im Sommer und N.O. im Winter; so wie auch auf den Arabischen und Persischen Meerbusen, die unter sich übereinkommen, nemlich N. im Sommer, und S. in einem Theil des Winters, sind auf der Charte bezeichnet, und werden zeigen, wie sehr die Hinreise und Herreise nach der dießeitigen Indischen Halbinsel in den verschiedenen Jahrszeiten dadurch begünstigt werde. Die einzelnen Schifffahrten: 1. auf dem Arabischen Meerbusen, 2. von dem glücklichen Arabien nach Indien, 3. von dem Persischen Meerbusen aus nach Indien, sind auf der Charte angegeben. Zu dem in dem Werke selber Angeführten habe ich hier nur noch hinzuzusetzen, daß ich als das Ziel in Indien den Hafen Barygaza (Beroach) angegeben habe, der zur Zeit des Periplus der Haupthafen war. Außerdem scheint aber auch Pattala in dem Delta des Indus schon von alten Zeiten her ein wichtiger Platz gewesen zu seyn, und kommt als solcher in Alexander's Zügen vor. Die weitere Schifffahrt, bis nach Taprobane oder Ceylon, und auch von der Ostküste der Halbinsel bis zum Ganges, war gewiß nichts weiter als Küstenschifffahrt, und brauchte deshalb auf der Charte nicht bezeichnet zu werden. Die Ueberfahrt nach Chryse ist nach dem Periplus angegeben.

Druck-

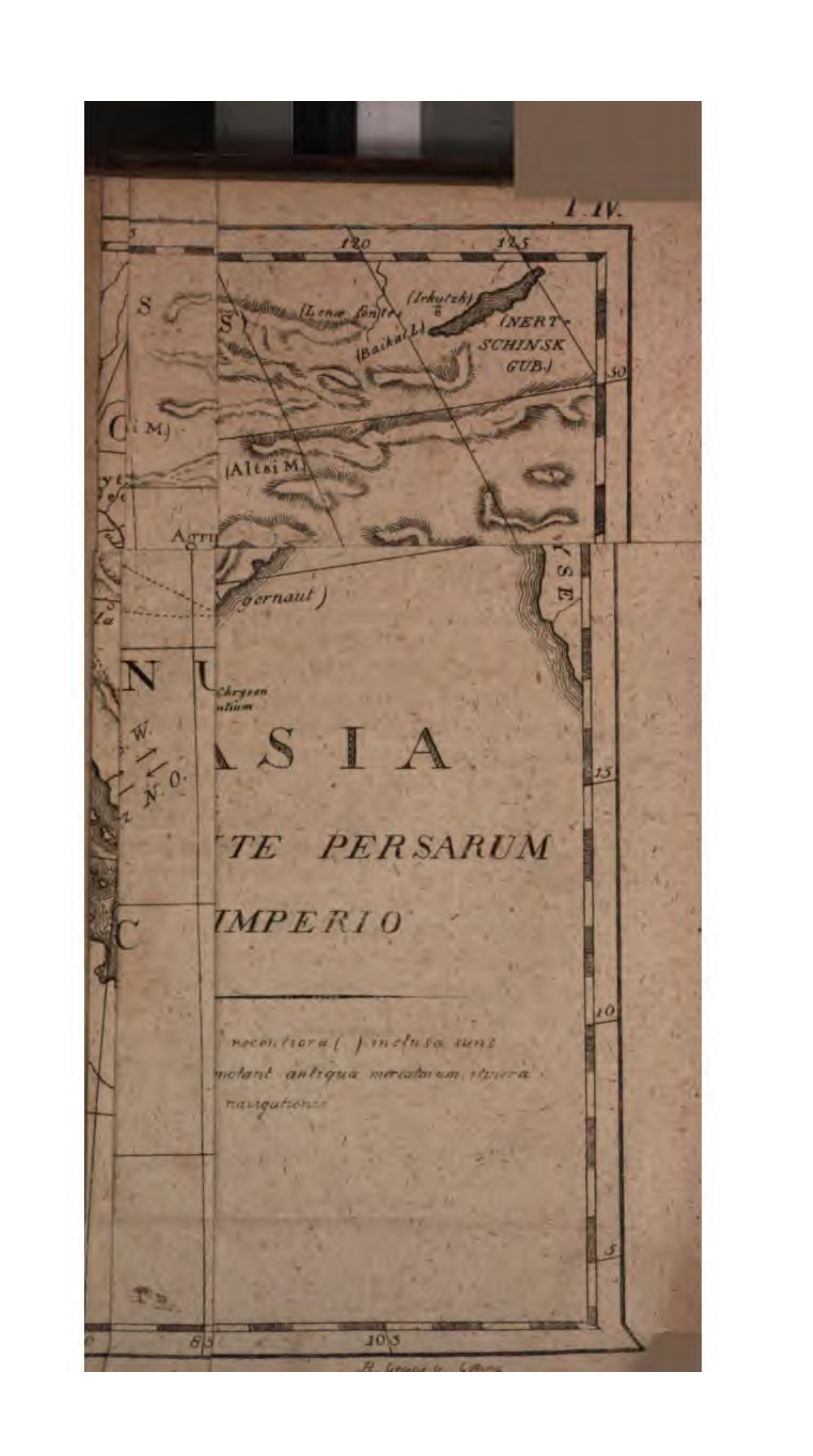
[illegible]ckfehler und Verbesserungen.

S. 120. Z. 8. v. u. λε[illegible] l. λεύκη καίμη.

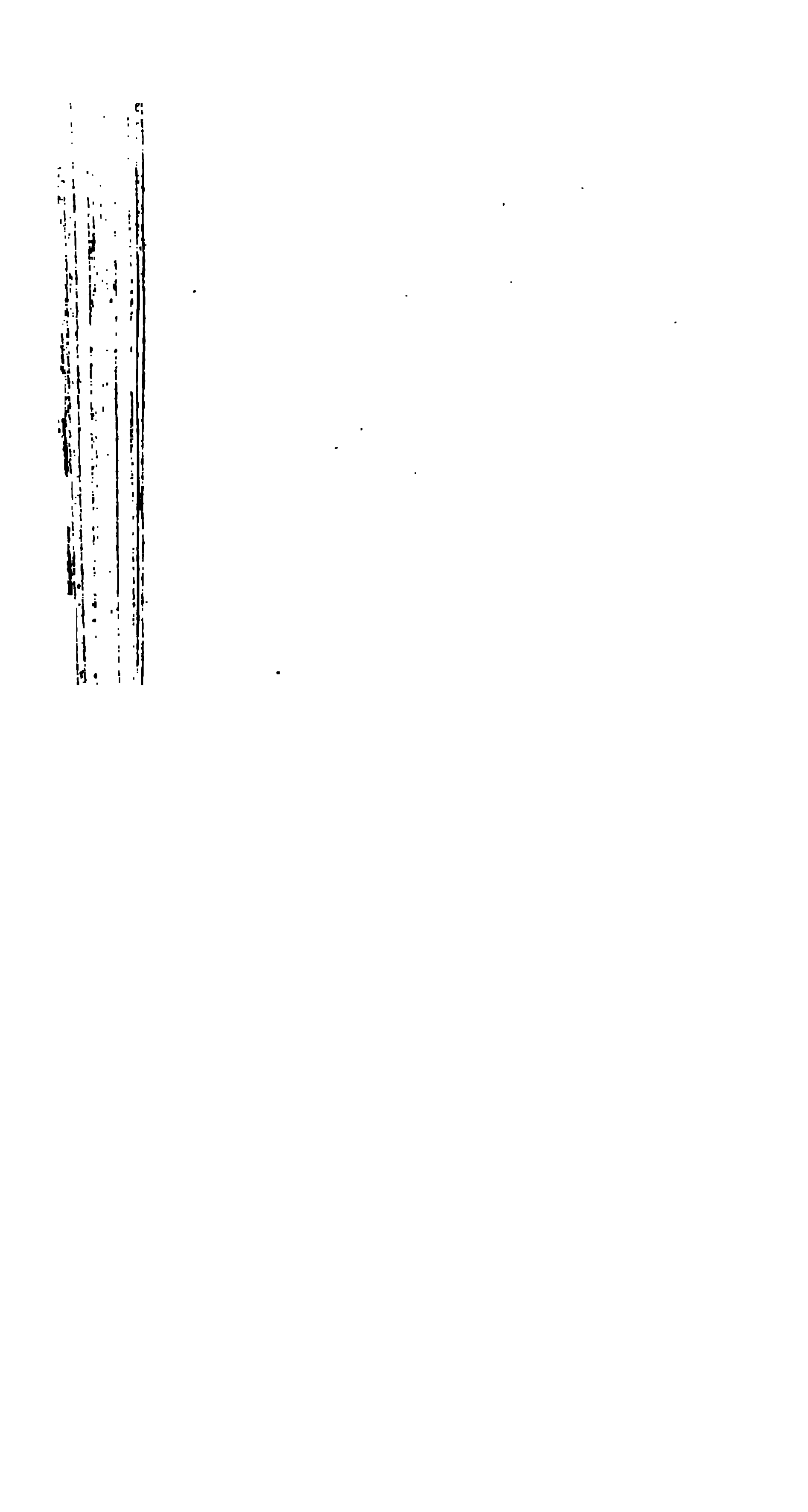
S. 324. Z. 5. des Inders l. [illegible]ers.

S. 431. Z. 13. v. u. die [illegible]minen ꝛc. l. die Braminen allein dürfen sie lesen und erklä[illegible]; die beyden nächsten Casten nur sie lesen; die untern [illegible] nicht einmal sie lesen oder lesen hören.

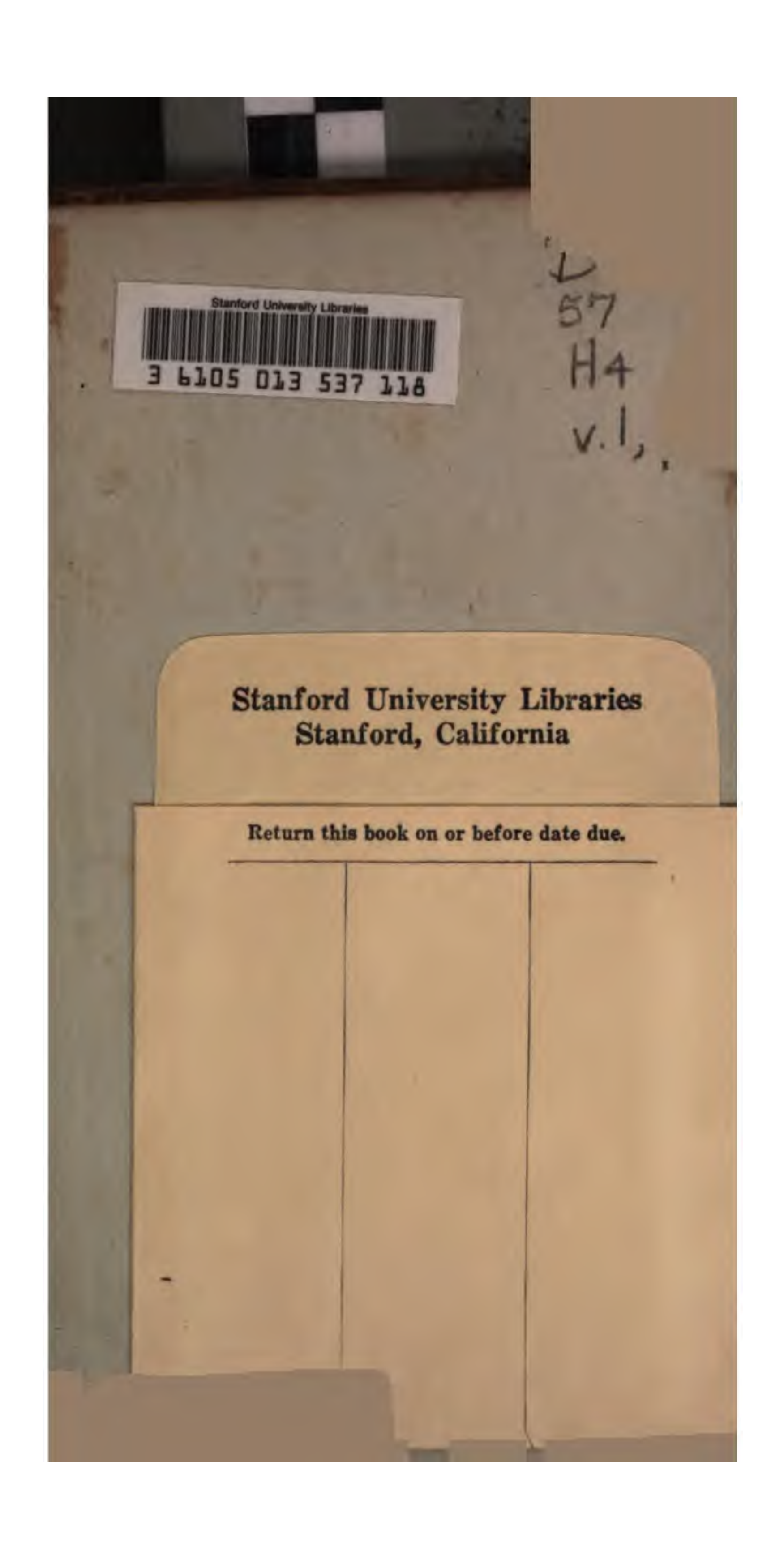
S. 689. zu Note 1). Wilford in As. Res. IX., p. 65 sq. hat jetzt mehrere der sogenannten Mährchen des Ctesias erklärt; wodurch meine Ansicht derselben vollkommen bestätigt wird. Er zeigt daß sie sich meist auf Tibet beziehen, und in den Puranas vorkommen. Es sind also keinesweges Fabeln die Ctesias erfunden hat; sie sind vielmehr Indischen Ursprungs.



I. IV.
120
125
(Irkutzk)
(Lenæ fon)tes
(Baikal L)
(NERT
SCHINSK
GUB.)
30
(Altai M)
ernaut)
SIA
TE PERSARUM
IMPERIO
15
10
5
105






Stanford University Libraries
3 6105 013 537 118
57
H4
v.1,
Stanford University Libraries
Stanford, California
Return this book on or before date due.